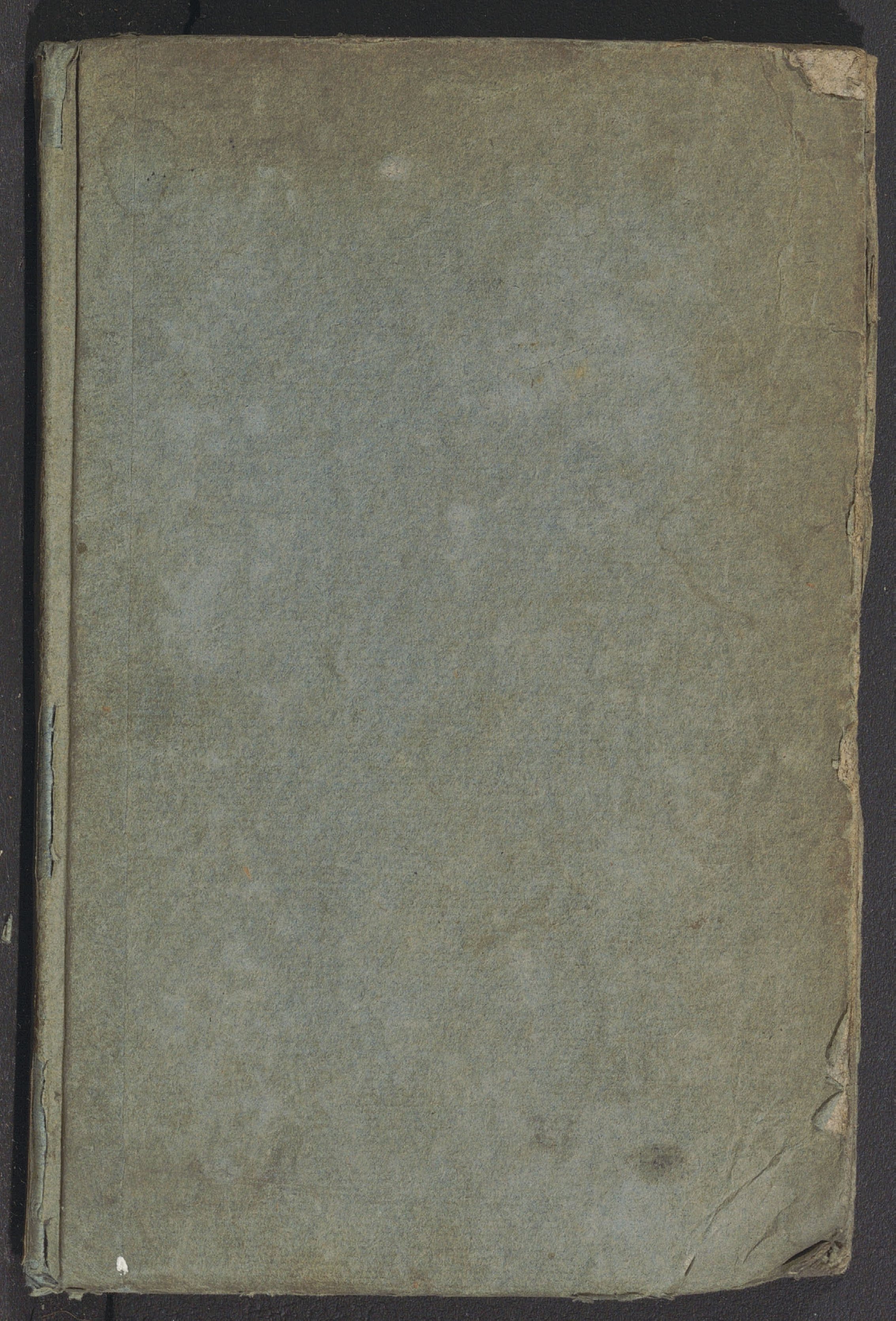
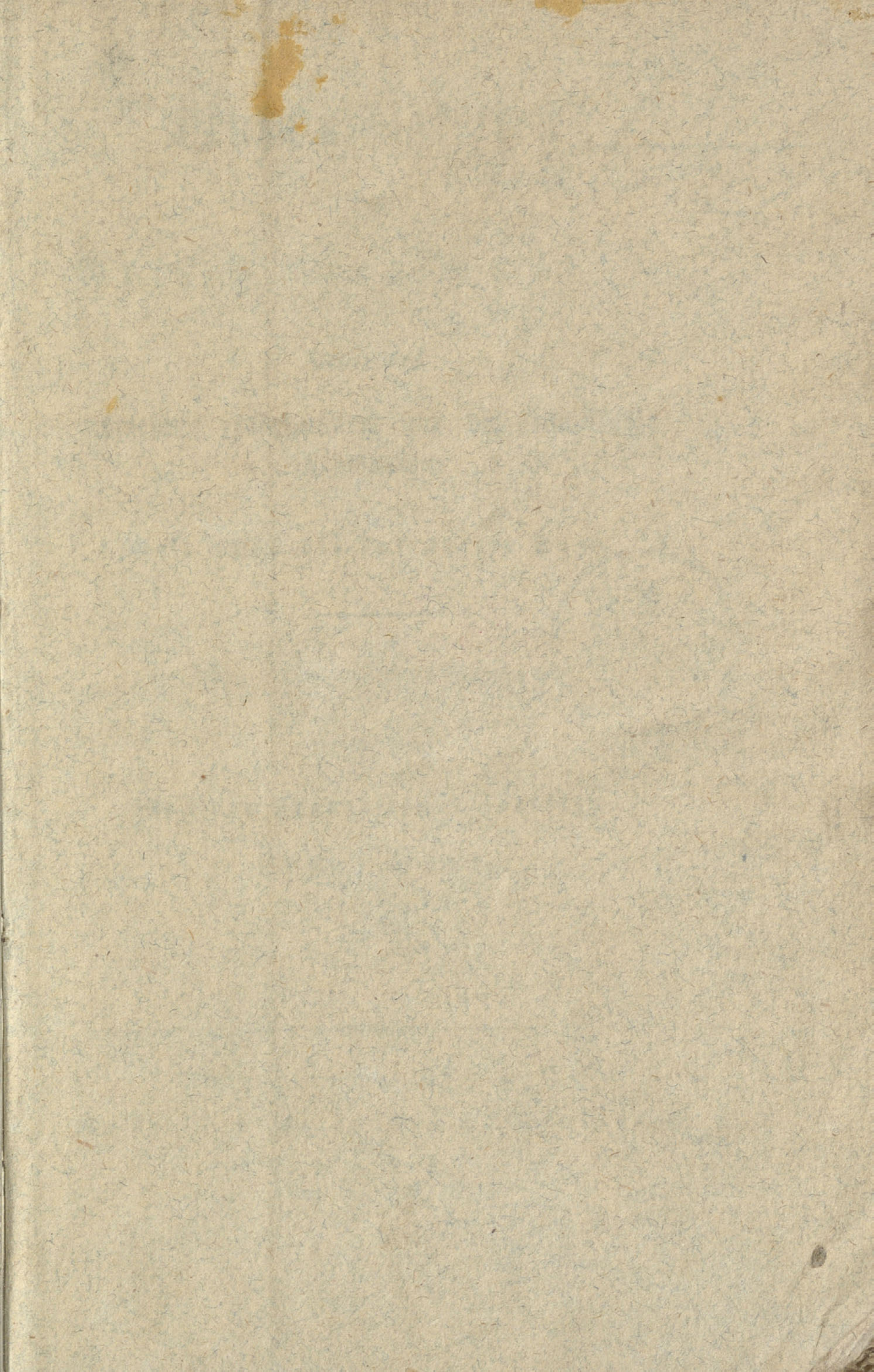
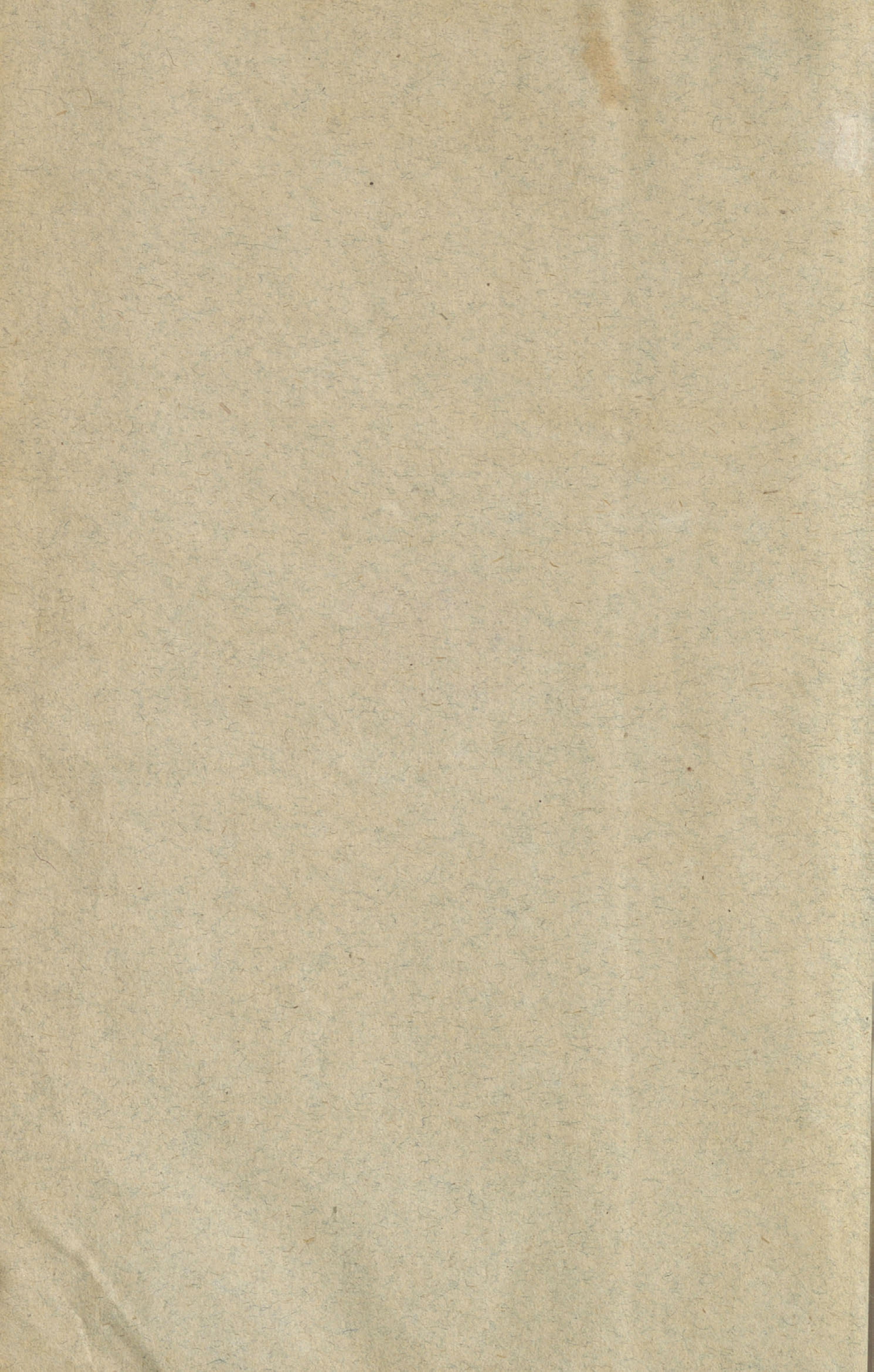








Denkwürdigkeiten

der

Gräfinn von Genlis.

Ueber das

achtzehnte Jahrhundert und die französische Revolution.

Seit 1766 bis auf unsere Tage.

(Zum erstenmal im Druck erschienen.)

Aus dem Französischen übersezt.

Erster Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 2 5.


Stadt-
Bücherei
Elbing


BIBLIOTEKA
W TORUNIU
UNIWERSYTECKA

Vorrede der Verfasserinn.

Jeder Schriftsteller ist für seine Arbeit verantwortlich; das ist eine unbestreitbare Wahrheit; denn es ist eben so anerkannt, daß es feige ist, eine zugleich anonyme und kritisirende Schrift bekannt zu machen. Wie richtig eine Kritik seyn mag, der Verfasser kann sich nur dann dazu berechtigt halten, und Frucht von ihr versprechen, wenn er sich nennt. Es ist nicht anders möglich, als daß in einem Buch, das eine Menge Privat-Anekdoten und die Erzählung von den Begebenheiten mehr als eines halben Jahrhunderts enthält, manche Kritik, und oft eine sehr scharfe, enthalten seyn müsse. Wenn man

Denkwürdigkeiten hinterläßt, die man während seines Lebens bekannt zu machen fürchtet, macht man ihre Wahrhaftigkeit verdächtig und entheiligt gewissermaßen die unzugängliche Freistätte des Grabes, und diese sollte doch die lezte Zuflucht der unterdrückten Unschuld seyn, nicht die der Feigheit, nicht die von Schriftstellern, welche es nicht wagten, früher mit ihren Werken hervorzutreten, bis der Erde Schooß sie verbarg. Der Grabstein ist stumm, und weil man ihn nicht befragen kann, soll er nur der rührende Wiederhall von frommen Wünschen und von Freundesklagen seyn. Die Wahrhaftigkeit von Denkwürdigkeiten ist, besonders in Zeiten allgemeiner Unruhe, nur dann unbestreitbar, wenn der Verfasser sich entschließt, sie bei seinem Leben und vor den Augen der Zeitgenossen bekannt zu machen. Denn selbst wenn nachgelassene Schriften vollkommen treu und richtig wären, könnte sie das Publikum noch immer für falsch halten.

Der böse Wille hat noch keines meiner Werke einer einzigen Lüge, einer einzigen falschen Citation

zeihen können, und doch enthalten sie viele Kritiken; ich habe mir aber nie erlaubt, dergleichen zu machen, als zu Ehren der Religion und der Moral. *)

Ich habe oft — und sogar meine Feinde — wenn sie in diesen Punkten untadelhaft waren, aufrichtig gelobt; in diesen Denkwürdigkeiten wird man dieselbe Unpartheilichkeit und Rechtschaffenheit wieder finden; sie werden nützlich seyn, weil sie wahr sind, und weil Laune und Groll keine Zeile von ihnen eingegeben hat.

Mit Widerwillen sah ich mich gezwungen, in diesen Denkwürdigkeiten Nachrichten von einem Theil des Betragens meiner verstorbenen Tante, Frau von Montesson, gegen mich zu geben. Ich sage: eines Theils; denn es fehlt sehr viel, daß ich alle Umstände, die mir bewußt waren, dargelegt hätte. Meine eigne Rechtfertigung hätte ich leicht

*) Obgleich der verstorbne Herr Suard in einer Druckschrift gesagt hat: „mein größtes Talent sey das der Kritik;" wenn dieses der Fall ist, kann ich mir wenigstens schmeicheln, dieses einzige Talent nicht mißbraucht zu haben.

unterdrücken können; allein es war mir unmöglich, die meiner Mutter und meines Bruders, welche unaufhörlich in diese Erzählung verwickelt sind, aufzuopfern. *) Indem ich aber durch Thatsachen beweise, daß Frau von Montesson nie meine Wohlthäterinn war, daß sie mir nie einen einzigen Dienst erwiesen, mir aber vielen Schaden zugefügt, spreche ich immer ohne Gehässigkeit von ihr, ich greife nie ihre Sitten, ihren Ruf an; ich rechtfertige sie sogar wegen einer offenbaren, allenthalben geglaubten Verläumdung, ich lasse ihren guten Eigenschaften mit Vergnügen Gerechtigkeit widerfahren; ich erzähle von ihr einen allerliebsten, von Niemand gekannten Zug.

---

*) So wie auch eines unglücklichen Fürsten, der später sein Leben durch eine furchtbare, unverzeihliche Handlung besudelte, aber in der Zeit, in der ich ihn schildere, nur menschliche, edle Gesinnungen geäußert, und wie ich es beweisen werde, sich gegen Frau von Montesson stets auf die großmüthigste Art betragen hatte. Ich habe anderswo gesagt: „daß es schlecht gethan sey, die Tugend anzuschwärzen, aber niederträchtig, den Strafbaren zu verläumden;" jezt füge ich noch hinzu: „wenn Strafbare in irgend einem Punkt ungerechterweise beschuldigt sind, ist es niederträchtig, sie, wenn man dazu im Stande ist, nicht zu rechtfertigen."

Ich rühme mich, das erste Beispiel eines Schriftstellers gegeben zu haben, der seine Denkwürdigkeiten bei seinen Lebzeiten bekannt macht. Es ist einigermaßen verdienstlich von mir, denn ich denke, daß es die Weltleute, im Ganzen, durch Gemeinsprüche, wie sie dieselben so oft ohne Scharfsinn anwenden, und die auf unbesonnene Köpfe doch so vielen Eindruck machen, mißbilligen werden. Ich glaube wohl, daß man sagen werde: „Man müsse sich nicht zur Schau stellen, vor allem sollte eine Frau das Aufsehn vermeiden," u. s. w. — Ein Schriftsteller ist nur zu sehr gewohnt, sich zur Schau zu stellen, besonders wenn er eine Menge Bände geschrieben hat, und seit einem halben Jahrhundert ohne Unterlaß die schlechten Lehren und also die Philosophisten angreift. Ich bin aber auch seit langer Zeit gegen Beschimpfungen, Satyren, Schmähschriften und die Furcht, mich zur Schau zu stellen, ganz abgestumpft. In einem Jahrhundert, wo die Biographien der Zeitgenossen sich so sehr verfältigen, ist es fast nothwendig, seine Denkwürdigkeiten, wenn man die Mühe übernahm, sie zu schreiben, herauszugeben, um da-

durch eine Menge unbeabsichtigter Verläumdungen und Irrthümer zu berichtigen. *)

*) Man hat z. B. für gut gefunden — ohne mein Wissen und ohne meine Familie zu Rathe zu ziehen — in drei Biographien einen Abriß meines Lebens aufzunehmen. Ich habe sie alle drei gelesen, und unter andern Irrthümern daraus ersehen, daß dem Verfasser unbekannt blieb, daß ich vor meiner Heirath Stiftsdame war; daß ich nie den Namen führte, den er mir gab; daß Herr von Genlis mich, „wegen meines großen literarischen Rufes" heirathete. Ich war damals siebzehn Jahre alt, und sah wahrlich selbst noch nicht voraus, daß ich je den Muth haben würde, Schriftstellerinn zu werden. Man sagt ebenfalls in diesen seltsamen Artikeln: die verstorbene Frau von Montesson sey Tante des Herrn von Genlis gewesen; und sie war die Schwester meiner Mutter. Nach diesen Pröbchen kann man die Wahrhaftigkeit dieser Geschichten der Zeitgenossen beurtheilen.

Denkwürdigkeiten
der
Gräfinn von Genlis.

Fast alle meine Zeitgenossen haben Denkwürdigkeiten aus ihrem ganzen Leben, wenigstens aus einer langen Reihe Jahre desselben, gegeben; ich las sie alle; sie sprachen von der Zeit wo ich gelebt habe, von Dingen die vor meinem Augen vorgefallen sind, die ich selbst in meinem besondern Tagebuch, an dem ich die funfzehn Jahre lang, die ich in der großen Welt verlebte *) ohne Unterbrechung alle Abende gearbeitet habe. Wahr

*) Wie ich Frankreich verließ, vertraute ich meine Tagebücher meiner Tochter, die, während ihrer Gefangenschaft, nicht für ihre Erhaltung sorgen konnte; sie gingen nebst vielen andern Papieren, die ich nicht mitnehmen konnte, verloren; allein ihr Inhalt ist meinem Gedächtniß fest eingeprägt, denn außer dem, daß ich sie selbst niederschrieb, habe ich sie nach und nach einer großen Anzahl von Personen vorgelesen. Von sieben Bänden habe ich drei verloren; der eine im Palais-Royal geschrieben, war fast ausschließend mit der Erzählung der Unannehmlichkeiten angefüllt, welche mir Frau von N... verursachte; die ich nur deshalb unter diesen Zügen andeute, weil ihre Abentheuer seitdem ein so schändliches Aufsehen mach-

ist es, daß alle bis in diesem Jahr (1812) erschienene Memoiren eine Menge ärgerliche Geschichtchen enthalten; ich habe dergleichen nie aufgenommen, könnte aber in diesem Werke viele Verläumdungen widerlegen, und auf die unverdächtigste Weise, da ich mich nicht getroffen fühle, und die Menschen welche sie angreifen, oft meine Feinde gewesen sind. Der Gedanke, diese Handlung der Gerechtigkeit auszuüben, hat das Unternehmen dieser Arbeit sehr befördert. Außerdem kannte ich alle berühmte Schriftsteller dieses Jahrhunderts, und meine Ju-

---

ten, und sie auf ihr ganzes Leben eingesperrt ist. Ich kannte sie, wie ich Alles was sie mich leiden machte, niederschrieb, vollkommen; versichere aber feierlich, daß ich in jenem Bande nichts gesagt habe, was ihren Ruf oder ihre Sitte angreifen konnte. Uebrigens war dieses der einzige Abschnitt meiner Denkwürdigkeiten, worin ich von mir selbst sprach; ich beklage dessen Verlust nicht, und würde in diesem Werke keinen Gebrauch davon machen. Der zweite Theil, den ich verlor, enthielt die Reise, die ich seit der Revolution nach England machte; der dritte die ausgedehnteste Beschreibung aller mechanischen Künste, aller Fabriken und Maschinen, die ich während fünf und zwanzig Jahren in Frankreich und auf meinen Reisen kennen lernte, und die mit vielen Beobachtungen über die Vervollkommnung der Handwerke und Künste, begleitet war. Ich bedaure seinen Verlust auch deshalb, weil er mir die Genugthuung gewährt hätte, eine große Anzahl Verstoße, welche sich die Encyclopädie hat zu schulden kommen lassen, zu verbessern. Diesem Theil war eine „kritische Untersuchung“ über eben diesen Gegenstand, in Heften, die ebenfalls verloren sind, beigefügt.

gend verfloß während der Reife und dem Alter derer des vorigen; aus diesen Gründen konnte ich mir schmeicheln über mehr als ein halbes Jahrhundert unserer Literatur gute Denkwürdigkeiten aufzuzeichnen, weil sie vollkommen wahrhaftig seyn würden. Da ich einen großen Theil meines Lebens am Hofe und in der großen Welt zugebracht habe, muß ich auch glauben, ein treues Gemälde eines verloschnen, oder zerstreuten Gesellschaftszirkels, und eines Jahrhunderts geben zu können, das nicht allein verflossen, sondern auch aus dem Andenken derer ausgelöscht ist, die jetzt leben. Endlich dachte ich auch, daß mein literarisches Leben nicht ohne alles Interesse sey und man nicht ohne Theilnahme erfahren werde, wie eine Person, welche die Einsamkeit, den Frieden und die schönen Künste so sehr liebte, deren Gemüthsart ursprünglich sanft, schüchtern und zurückhaltend war, sich entschließen konnte, so viel Lärm zu machen, so oft in den Vordergrund zu treten und sich in endlose Zänkereien einzulassen.

Wenn ich im Innern meines Herzens den geringsten Unwillen, den leichtesten Groll gegen die Menschen, von denen ich reden will, spürte, würde ich diese Arbeit, aus Furcht, es möchte mir irgend eine Bitterkeit oder Bösartigkeit entwischen, sogleich aufgeben; allein ich versichere feierlich und mit der gewissenhaftesten Wahrhaftigkeit, daß meine Seele gegen niemand in der Welt Groll birgt, und daß ich in keinem Augenblick meines Lebens, selbst meinem eifrigsten Feind, und selbst ingeheim, irgend einen, in meiner Macht stehenden, Dienst verweigert

habe. Nach dem sechs und sechzigsten Jahre, und wenn man viel gelitten hat, wenn man von langer Arbeit erschöpft ist, tritt uns die unvermeidliche Nacht des Grabes so nahe, daß es keiner großen Anstrengung der Einbildungskraft bedarf, um sich schon davon umgeben zu glauben. Hier sind alle menschliche Täuschungen verschwunden, alle kleine Eitelkeiten nach ihrem Werthe geschätzt, alle Feindseligkeiten erloschen. Aus der Grabeshöhle ertönt ein ewiger Schrei, ein Einziger Schrei! — seit dem Beginnen der Erde — er ruft um Erbarmen! — Und der ewige Richter antwortet nur mit der Frage: hast du verziehen? — Ja, Herr! ich habe verziehen, und aus dem Grunde des Herzens, das Du nur schufst, um Dich zu erkennen und zu lieben, aus dem Grund der Seele, die, zu erhabner Liebe gebildet, von jedem hassenden Gedanken entartet und befleckt wird. Ich habe vergeben. Dich allein nehme ich zum Richter, würdige meine Feder sie zu führen, dulde nicht, daß auch nur ein bittres Wort ihr entwische! War ich je ungerecht, so gib, daß ich mich dessen entsinne, und in diesen Blättern das Unrecht versöhne, damit auch Du es mir nicht vorwerfen mögest. Möge Wahrheit und Güte vor allen in dieser Schrift glänzen, und damit sie nutzen könne, sey sie rein! *)

---

*) Ich fing diese Denkwürdigkeiten viel früher an, als ich es hier angebe. Ich hatte in Belle Chasse eine Menge Bruchstücke verfaßt; den dritten Theil schrieb ich fast gänzlich während der Emigration.

Ich bin den 25. Jänner 1746 auf einem kleinen Landgut nahe bei Autün in Burgund geboren, man nennt es Champceri, welches aus dem ursprünglichen Namen dieses Ortes: Champ de Ceres entstanden seyn soll. Bei meiner Geburt war ich so schwach und klein, daß es unmöglich war mich einzuwickeln, und kaum einige Minuten auf der Welt, gerieth ich schon in Gefahr umgebracht zu werden. Man hatte mich nämlich, in ein Federkissen gesteckt, dieses mit einer Nadel um mich zusammen gestochen, und dann im Sallon auf einen Armsessel gelegt. Der Orts-Amtmann, ein beinahe blinder Mann, kam, um meinem Vater seinen Glückwunsch abzustatten; wie ein ächter Provinzbewohner breitete er sorgfältig die großen Schößen seines Rockes aus und war im Begriff sich auf mich nieder zu lassen. Zum Glück nahm man es wahr, hielt ihn zurück und rettete mich vor dem Schicksal unter ihm erdrückt zu werden. Man gab mir eine Amme, die auf dem Schloß wohnte, sie war schon wieder seit vier Monaten schwanger, wußte es aber zu verhehlen, und fütterte mich, ohne einen Tropfen Milch, mit einem Gemisch von Wasser und Wein auf, in welchem etwas Roggenbrodgrume geweicht und dann durch ein Sieb gerieben ward. Diese seltsame Nahrung, die man in Burgund Miaulée nennt, bekommt den Kindern ausnehmend gut; ich selbst, obgleich von zartem Bau, gewann eine sehr feste Gesundheit. Meine Kindheit ward durch mehrere gefährliche Unfälle bezeichnet. Wie ich achtzehn Monate alt war, fiel ich in einen Teich, aus dem man mich mit vieler Mühe heraus fischte; in meinem fünften Jahr,

erhielt ich durch einen Fall eine tiefe Wunde am Kopf; da sie mehr als einen Teller voll Blut gab, ließ man mir nicht Ader, es bildete sich deswegen ein Geschwür, das nach vierzig Tagen seinen Abfluß durchs Ohr fand, und so ward ich gegen alle Erwartung geheilt. Bald nachher fiel ich in ein Kaminfeuer, mein Gesicht ward nicht davon verlezt, aber ich behielt mein Lebenlang zwei Brandnarben am Körper. So gerieth mein Leben, das so stürmisch seyn sollte, schon so früh mehr wie einmal in Gefahr.

Meine Erziehung war so außerordentlich, daß ich nicht umhin kann von ihr zu reden. Mein Vater verkaufte — noch ehe ich das zweite Jahr beschlossen — sein Landgut Champceri, und bezog ein ihm gehöriges Haus in Cosne, in welchem er drei Jahre zubrachte. Das Andenken dieses Hauses, seines prächtigen Gartens und der auf die Loire gehenden Terasse, so wie des eine Meile von Cosne gelegenen Schosses Mienne, wo wir sehr oft hingingen, werde ich nie vergessen! Nach diesen drei Jahren kaufte mein Vater das Marquisat von St. Aubin, ein herrliches Besizthum durch seine Größe, seine Lage und sowohl seine Ehre bringende, als herrschaftliche Rechte. Ich habe nie ohne Rührung an diesen mir so lieben Ort, wo ich sechs so glückliche, so unschuldige Jahre verlebt habe, zurück denken können. O wie viel lieber gedenke ich jezt, indem ich schreibe, der Spaziergänge, der Spiele meiner glücklichen Kindheit, als des Schimmers und der Vergnügungen, in denen ich seitdem lebte!... Alle die damals so glänzenden Höfe sind jezt vertilgt! Alle

Plane, die man dort damals so zuversichtlich machte, waren Hirngespinnste! Die unerforschliche Zukunft hat die Zuversicht der Fürsten und die Ehrsucht der Hofleute betrogen! Versaille zerfällt, die köstlichen Gärten von Chantilly, von Villers-Coterets, von Seaux, von Ile Adam sind zerstört; vergeblich suchte ich dort die Spuren der so hinfälligen Größe die ich ehedem bewundert; aber die Ufer der Loire waren noch eben so lachend, die Wiesen von St. Aubin noch wie ehemals mit Maiblumen und Veilchen bedeckt, und die Wälder waren höher und schöner! Die Schönheiten der immer sich erneuenden Natur sind nicht wandelbar, allein alles Menschenwerk, wie erhaben und kostbar es sey, sinkt bei einer blutigen Revolution in den Staub.

Das Schloß St. Aubin glich denen, die uns später Frau Radcliff geschildert: Es war alterthümlich, verfallen, hatte alte Thürme unermeßliche Höfe, und in einem dieser lezten einen, mit Kleebäumen (Ebeniers, Citisus des Alpes), einem damals noch seltnen Baum, umpflanzten Teich, in dem man schöne Karpfen aufzog. Man war so ungeschickt gewesen, das Schloß ganz hart an das Ufer der Loire zu bauen, so daß dieser schöne Fluß sich aus keinem Fenster desselben darbot. Ich wohnte zu ebener Erde in einem Thurm der einer kleinen Kammer Raum gab; vor ihr lag eine Terrasse, zu deren Fuß sich ein großer Teich befand. *) Meine Mutter bewohnte

*) Dieser Thurm ist das einzige, was von dem Schlosse übrig geblieben ist. Die Dorfbewohner welche sich erinnerten, daß ich

die andre Seite des Gebäudes, ein Zimmer wo meine Wärterinn schlief, und ein unermeßlich großer Saal trennten mich von ihr. Die Zimmer des ersten Stocks wurden für Fremde aufbewahrt; die uns zunächst liegende zwei Stunden entfernte Stadt, die auch zu meines Vaters Herrschaft gehörte, war Bourbon Lancy; sie enthält mineralische Quellen, welche damals ziemlich besucht waren — Moulins ist sechs, Autun zwölf Stunden entfernt.

Beim Austritt aus dem Schloß befand man sich am Ufer der Loire; dem Schloß gegenüber, am andern Ufer lag die Abtey von Septfont, mit deren Mönchen wir, weil mein Vater auch ihr Oberherr war, vielen Verkehr hatten. Wir speißten zuweilen daselbst, denn der Abt hatte Gastzimmer und gab Tafel. Ich fand viel Freude daran über die Loire zu schiffen und nach Septfont zu gehen; auch flößten mir die Mönche der Abtei so viel Ehrfurcht ein, daß ich, wenn sie uns besuchten, nicht müde wurde sie zu betrachten. Ich wußte, daß ihnen das Gelübde des Stillschweigens auferlegt war, so daß ich, wenn sie sprachen, fast eben so sehr erstaunte, als hätte ich Stummgeborne reden gehört.

Nachdem wir uns in St. Aubin niedergelassen hatten, ward nun auch an meine Erziehung gedacht; Jungfer Urgan, die Dorfschulmeisterin, lehrte mich lesen, und da ich ein gutes Gedächtniß hatte, ging das so geschwind,

---

darin gewohnt hatte, wollten ihn deswegen nicht niederreißen — wofür ich ihnen herzlichen Dank weiß. Das Besitzthum gehört jetzt dem Marquis von Aligre.

daß ich nach sechs oder sieben Monaten geläufig zu lesen vermochte. Neben mir ward ein funfzehn Monate jüngerer Bruder erzogen, den ich herzlich liebte, und, meine Lesestunden ausgenommen, den ganzen Tag mit ihm spielte. Mein Vater fand unsere Kurzweil zu lärmend, er schlug uns vor, statt Besuchens, wo wir zu viel schwazten, Septfonts Mönche zu spielen. Das vergnügte uns ausnehmend! Statt dem Plappern und Schreien unserer Visitengespräche, unterhielten wir uns durch Zeichen und Geberden; und diese Stille, die man uns auf jede andre Weise vergeblich anempfohlen haben möchte, ward mit Genauigkeit beobachtet. Ich war sechs Jahr alt, als man meinen Bruder nach Paris, in die berühmte Pension Roule des Herrn Bertrand schickte, des besten, tugendhaftesten Erziehers jener Zeit. Dieser Mann erfand die Kunst in sechs Wochen vermittelst Spielmarken, ohne Buchstabiren, lesen zu lehren. Zwei oder drei Monate nach der Abreise meines Bruders nahm mich meine Mutter mit sich auf einer Reise nach Paris; ich hatte dort eine schöne junge Tante, die Gräfinn Bellevau, von der ich noch mehr sprechen werde; sie hatte zwei junge Mädchen bei sich, die einer unsrer Verwandten, Herr Ducrets di Chigi, bei seiner Heirath als seine Kinder anerkannt hatte, auch nannten sie die Gräfinn Tante. Paris gefiel mir nicht sehr, besonders die ersten Tage sehnte ich mich bitterlich nach St. Aubin. Man riß mir zwei Zähne aus, legte mir ein sehr drückendes Schnürleib an, und zwängte meine Füße in so enge Schuhe, daß ich fast gar nicht gehen konnte. Den

Kopf bedeckte man mir mit einigen tausend Papillotten, steckte mich in einen Reifrock, und band mir, um mir meine Provinzial-Haltung zu benehmen, ein eisernes Halsband um. Ja, weil ich zuweilen ein bischen schielte, mußte ich alle Morgen nach dem Aufstehen vier Stunden lang Brillen tragen — ein sehr heilsames Mittel, das ich Erziehern im nämlichen Fall für ihre Zöglinge eifrig empfehle. Am mehrsten ward ich aber überrascht, als man mir ankündigte, daß ich Unterricht im Gehen — welchem ich doch vollkommen mächtig zu seyn glaubte — erhalten sollte. Außerdem verbot man mir aufs Strengste zu laufen, zu springen und zu fragen. Diese Martern quälten mich dergestalt, daß ich sie nie vergessen, und sie späterhin in dem kleinen Schauspiel „die Taube" dargestellt habe. Eine große Ceremonie und schöne Feste ließen mich jedoch bald meinen Kummer vergessen. Ich hatte nur die Nothtaufe bekommen, nun ward die wirkliche Taufe auf das feierlichste an mir vollzogen; die Gräfinn Bellevau war meine Pathin, der General-Pachter Bouret *) mein Pathe; ich erhielt schöne

*) Ein wegen seiner Pracht und Verschendung berühmter Finanzmann; er ließ in Fontaine Croix einen kostbaren Pavillon bauen, um den König, wenn er dort jagen sollte, empfangen zu dürfen; auch ruhte sich dieser dort aus und fand jedesmal eine auserlesene Bewirthung. Bouret starb 1778 so arm, daß er nicht Credit genug fand funfzig Pistolen zu borgen, nachdem er ein Einkommen von 600,000 Livres gehabt hatte.

Geschenke, eine Menge Bonbon und Spielzeug, und vergaß meine üble Laune. Die Oper wohin man mich führte, verursachte mir ein unaussprechliches Entzücken! Ich werde nie vergessen daß ich von dem, damals schon sehr bejahrten, Chassé den wüthenden Roland spielen sah — ich schauderte, wie er alle Bäume der Coulissen ausriß. Es ist bemerkenswerth, daß in einer Zeit, wo man noch so viel Werth auf den Adel legte, dieser Schauspieler, seines schönen Gesanges und seiner Stimme wegen, den Adel erhielt.

Wir brachten einen Theil des Sommers auf dem allerliebsten Landgute Etiole, bei dem Gatten der Frau von Pompadour (die damals schon lange erklärte Favorite war) dem General-Pächter der Posten, Herrn von Normand, zu. Unter den Menschen, die ich dort sah, fiel mir nur ein einziger auf; sein Andenken ist mir aber auch so gegenwärtig, daß ich noch den Ausdruck seines Lächelns, seine Bewegungen, seinen Gang, seine Haltung vor mir sehe. Dieser war der Marschall von Loevendal. *) Man hatte mir gesagt, er sey ein Held und

---

*) Graf Loevendal war ein Urenkel Friedrichs III. von Dänemark, ward 1700 geboren, und war, wie ihn Fr. v. Genlis sah, nur funfzig Jahr alt. 1713 (?) diente er als gemeiner Soldat, ging aber im Verlauf eines Jahres alle Grade durch bis zum Kapitän (?). 1745 trat er als General Lieutenant in französische Dienste. Seine glänzenden Kriegsthaten verschafften ihm einen wohlverdienten Ruhm; er starb 1755.

Anmerk. des Herausgebers.

glzueich erklärt, was das heiße; nun war ich von dem Anblick dieses Helden gewissermaßen ergriffen! Dieser erste Eindruck von Bewunderung war so lebhaft in mir, daß er sich mit der ganzen Unbefangenheit meines Alters auf meinem Gesicht mahlte. Der Marschall wußte es mir Dank, er beschäftigte sich gern mit mir, nahm mich oft auf seine Knie, und das schmeichelte mir mehr, als Alles, was die Andern für mich thun konnten.

Bei meiner Ankunft in Etiole hatte ich meinen Reifrock abgelegt und eine Marmotte, oder Savoyarde, wie man es damals nannte, angezogen. Es war dieses ein anschließendes brauntaftenes Leibchen mit einem ähnlichen kurzen Rock, der mit mehreren Reihen glatt darumgesezter rosenfarbner Bänder verziert war; den Kopf bedeckte ein unter dem Kinn zugeknüpftes Flortuch. Ich fand auch hier einen entzückend schönen Garten, in dem ich Blumen pflücken konnte; bei Tische sah ich meinen Helden, dann lief ich den ganzen Nachmittag im Garten umher, Abends aß ich mit meiner vierjährigen Cousine in meinem Zimmer. Dieses Leben gefiel mir ungemein! Gegen das Ende unsers Aufenthalts gab man dem Hausherrn ein großes Fest, wo ich eine symbolische Rolle der Freundschaft übernehmen mußte. Man putzte mich schön heraus und ich sang mit dem besten Erfolg einige schlechte Verse, die ich nie vergessen werde, so glorreich schien mir dieser Tag. Nach diesem Besuche reisten wir, meine Mutter, meine Tante und Cousine in einer unermeßlich großen Berline nach Lyon, wo wir beide, meine kleine Cousine und ich, im adelichen Capitel von Alix zu Stiftsdamen

aufgenommen werden sollten. Da die Domherren des Kapitels von Lyon (welche damals sämtlich den Titel Grafen von Lyon führten) die Adelsprobe der Postulantinnen machen mußten, verweilten wir vierzehn Tage daselbst, bis dieser Punkt ins Reine gebracht war, und wir uns in die, nur wenige Meilen von Lyon gelegne Abtey Alix begeben konnten. Dieses Kapitel bot, durch den außerordentlichen Umfang seiner Gebäude einen seltsamen Anblick. Es bestand aus einer großen Anzahl einzelner kleiner Häuser, jedes mit einem Garten; sie bildeten sämtlich einen Halbkreis, dessen Mittelpunkt von der Aebtissin Pallast eingenommen ward. Hier hatte ich den besten Zeitvertreib; die Aebtissin und ihre Stiftsdamen überhäuften mich mit Liebkosungen und Zuckerwerk, so daß mein Beruf zum Stiftsleben sehr lebhaft ward. Mein Glück erhielt jedoch einen kleinen Stoß durch ein unbekanntes, wildes und reißendes Thier, das damals die Gegend erschreckte. Man erzählte so fürchterliche Dinge von ihm, daß keine der Damen den Muth hatte, in das Feld zu spazieren. Die Regierung befahl allgemeine Jagden, und das furchtbare Thier ward wenige Tage nach unsrer Abreise von Alix, erlegt. Funfzehn Jahre später erneuerte sich diese Begebenheit durch das Thier von Gevaudan, das eben so große Verheerungen machte.

Der Tag meiner Aufnahme war sehr feierlich für mich, nicht so der ihm vorangehende, wo man mir das Haar kräuselte, die Kleider anprobirte, mir Verhaltungsregeln gab u. dergl. Endlich kam der glückliche Augenblick!

Meine Cousine und ich wurden weiß gekleidet, und aufs feierlichste in die Kapitelkirche geführt; alle Stiftsdamen waren in weltlicher Kleidung, jedoch von schwarzem Seidenzeug mit langen Hermelin-Mänteln auf dem Chor versammelt; ein Priester, den man den Großprior hieß, legte uns Fragen vor, ließ uns das Credo beten, und dann auf sammtnen Kissen niederknien. Er sollte uns nun eine kleine Haarlocke abschneiden, weil er aber sehr alt und fast blind war, schnitt er mich ein Bischen in den Ohrzipfel, das ich jedoch heldenmäßig ohne Klage aushielt, denn man ward es erst an der Verblutung gewahr. Nach dieser Ceremonie steckte er mir einen geweihten goldnen Ring an, und befestigte einen kleinen, fingerlangen weiß und schwarzen Streifen, den die Stiftsdamen „einen Ehemann (Mari)" nannten, auf den Kopf, er legte mir die Ordenszeichen, ein rothes Band mit einem schönen emaillirten Kreuze und einen breiten schwarzen Gürtel von gewässertem Bande, an. Nach Beendigung dieser Ceremonie hielt er uns eine kurze Anrede; wir gingen dann in die Kirche selbst, wo wir alle Stiftsdamen umarmten, und zulezt das Hochamt anhörten. Der übrige Tag, den Gottesdienst nach Tisch ausgenommen, ging mit allerlei Festlichkeiten, Besuchen bei den Stiftsdamen und mit kleinen sehr angenehmen Spielen hin. Von da an nannte man mich Gräfinn von Lancy, denn alle Stiftsdamen von Alix waren zu dem Gräfinntitel berechtigt; den Namen Lancy den ich bis zu meiner Heirath trug, erhielt ich von dem Städtchen Bourbon Lancy, das zu meines Vaters Herrschaft gehörte.

Das Vergnügen, mich Madame nennen zu hören, übertraf für mich jedes andre. In dem Kapitel war es freigestellt, in dem vorgeschriebenen Alter oder später, Gelübde abzulegen; that man es nicht, so zog man keinen andern Vortheil davon, als den Titel Madame und Gräfinn, und die Ehre der Ordenszeichen. Die Damen welche das Gelübde ablegten, hatten mit der Zeit ziemlich gute Präbenden, auch waren nur diese verbunden, von drei Jahren zwei im Ordenshause zuzubringen, und der Ehe zu entsagen. Das freie Jahr konnten sie verleben wo sie wollten. In diesem und noch einigen andern Stiften war eine Art Adoption durch die Statuten erlaubt: jede durch das Gelübde gebundne Stiftsdame konnte eine junge Chanoinesse auch eines andern Kapitels unter der Bedingung, daß sie später auch die Gelübde ablegen, und bis dahin stets mit ihr leben wolle, zur Nichte annehmen. Man nannte das: aniécer, (von nièce, an-nichten, sich Jemand zu-nichten). Die Adoptiv-Tante konnte ihrer Nichte ihr Geschmeide hinterlassen, ihre bewegliche Habe, ihr kleines Stiftshaus und ihre Präbende. Die Gräfinn von Augny, eine meiner Verwandtinnen und Stiftsdame von Alix, erbot sich, mich zu aniéciren; sie war reich, sie drang sehr in meine Mutter den Vorschlag anzunehmen — ohne Zweifel wäre mein Loos, wenn dieses Statt gefunden hätte, viel ruhiger gewesen.

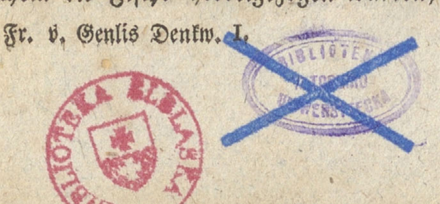
Nach einem Aufenthalt von sechs Wochen reisten wir ab; und mit bittern Thränen nahm ich von meinen lieben Stiftsdamen Abschied, denn ich hatte damals ein sehr

empfängliches Herz. In Lyon trennten wir uns; meine Tante reiste mit ihrer Tochter nach Paris zurück, meine Mutter und ich nach Burgund. Dort erwartete uns ein großer Kummer; meine Mutter hatte im vorhergehenden Jahr einen Sohn geboren, den mein Vater zum Malteserritter hatte aufnehmen lassen, welches in der Zukunft, wenn er Gelübde ablegte und seinen Kreuzzug machte, sehr vortheilhaft für ihn war — so bestimmte man damals wirklich auf eine, etwas leichtsinnige Weise, das Schicksal seiner Kinder! — Der arme Kleine starb im achtzehnten Monat; auch eine Schwester habe ich in der Wiege verloren. Es that mir immer leid; eine Schwester muß eine so innige Freundin seyn, und die meine hätte ich gewiß leidenschaftlich geliebt.

Ich war nun im siebenten Jahre, hatte eine schöne Stimme, und schien viel Geschmack an Musik zu finden; meine Mutter hatte von Paris aus mit einem jungen Frauenzimmer in Niederbretagne Abrede genommen; sie war die Tochter des Organisten von Vannes, verstand viel Musik und war eine vortreffliche Klavierspielerinn. Wir fanden in St. Aubin ein sehr gutes Klavier, einen alten Rucker, der von Moulins kam, und erwarteten ungeduldig die Ankunft der Fräulein Mars — so hieß die junge Tonkünstlerinn. Zu meiner großen Zufriedenheit langte sie an; ohne schön zu seyn hatte sie eine ausdrucksvolle Physionomie, schöne Augen, angenehme sanfte Sitten und obschon sie nur sechszehn Jahre alt war, doch ein vernünftiges, etwas ernstes Wesen. Ich liebte sie vom ersten Anblick an leidenschaftlich, und dieses

dieses Gefühl war so dauernd wie lebhaft. Man trug ihr meinen Unterricht, meine ganze Leitung auf; ich ward ihr gänzlich übergeben, und unerachtet ihrer großen Jugend könnte man mich nicht würdigern Händen anvertraut haben. Weltliche Kenntnisse besaß sie nicht, aber natürlichen Verstand, einen sanften, ernsten Karakter, ein edles gefühlvolles Gemüth, und war von der reinsten Frömmigkeit erfüllt.

Meine Mutter hatte sich nie um mich bekümmert; mannichfaltige Beschäftigungen und vorzüglich die unaufhörlichen Besuche der Nachbarn zogen sie davon ab; ausser ein bischen Katechismus hatte ich auch noch nichts gelernt; diesen verdankte ich den Kammerfrauen meiner Mutter, mit denen ich ausschließend lebte, die mir den Kopf voll Gespenster-Geschichten propften, übrigens aber vortreffliche Mädchen waren, von denen ich nie ein böses Beispiel erhielt. Nun vertauschte ich ihre Gesellschaft gänzlich gegen die der Fräulein Mars, die ohne Zweifel viel besser war. Meine Eltern sah ich nur einen Augenblick früh beim Aufstehen und bei Tische. Nach der Mittagstafel blieb ich eine Stunde im Sallon, den übrigen Tag mit Fräulein Mars in meinem Zimmer, oder auf den Spaziergängen — doch immer allein mit ihr. Mein Vater hatte viele Hunde und jagte viel; zuweilen nahm er uns mit auf den Vogelfang, wo man kleine Vögel mit Leimruthen fing; auch zum Fischfang in der Loire durfte ich ihn begleiten, ja zuweilen erlaubte man mir der Fischerei bei Nacht, mit Strohfackeln, durch deren Schein die Fische herbeigezogen wurden, beizuwohnen.



Dieses Schauspiel fand ich bewunderungswürdig. Meinem Vater waren von der Natur selten zusammentreffende Gaben verliehen: er war ein sehr schöner Mann, hatte vielen Verstand und viel gelernt; denn er studierte, so wie sein Bruder, der vor meiner Geburt starb, bei den Jesuiten in Lyon. Diesen Bruder zählten jene Jesuiten unter ihre Wohlthäter, denn er hinterließ ihnen durch sein Testament eine sehr schöne Münzsammlung. Mein Vater hatte zwar auch einige numismatische Kenntnisse, doch sein Hauptstudium war Chemie und Physik; er hatte in St. Aubin ein artiges physykalisches Kabinet, wo ich ihn viele Experimente mit der Elektrizität sowohl, als mit der Luftpumpe habe machen sehen. Dabei war er sanft wie ein Engel, hatte viel Anmuth in seinem Verstand und eine edle, gefühlvolle Seele. Er liebte und verstand die Tonkunst, blies Horn und spielte ziemlich gut die Geige. Nachdem er sehr jung in Kriegsdienste getreten, bezeigte er ausnehmend viel Tapferkeit, verließ sie aber, durch besondere Veranlassung, im zwei und dreißigsten Jahre, drei Jahre vor seiner Heirath. Er war Hauptmann im Regiment des Herzogs von Hostun, der ihm ganz besonders wohlwollte. Wie er in einer kleinen Provinz-Stadt in Quartier lag, ließ er sichs beikommen, einer Liebesintrigue wegen, ohne Urlaub auf drei Tage nach Paris zu gehen. Um seine Abwesenheit zu verbergen, sagte er sich krank, sein Kammerdiener mußte die List durchführen helfen und er selbst jagte spornstreichs mitten in der Nacht nach Paris. Wie er die folgende Nacht, zu Mitternacht, durch das Louvre ging, ward er

von drei Menschen angefallen, von denen er, sich mit den Rücken an die Mauer lehnend, mit seinem Degen den einen erschlug, den andern tödlich verwundete, und den dritten in die Flucht jagte. Die Wache kam endlich herbei, es versammelten sich Leute, man ergriff meinen Vater und führte ihn zu einem Polizeikommissär, wohin auch der noch athmende Meuchelmörder gebracht wurde; das Geständniß dieses Elenden bewies hinreichend, daß mein Vater nur zu Vertheidigung seines Lebens gefochten, allein das Verdrießliche bestand darin, daß er sich nennen und es bekannt werden mußte daß er ohne Urlaub in Paris sey. Er verlangte zu dem Herzog von Hostun, der glücklicherweise in Paris war, geführt zu werden; von seiner Freundschaft hoffte er das Beste, und irrte sich nicht; der Herzog brachte Alles in Ordnung, wollte aber durchaus nicht einwilligen, daß mein Vater noch einige Tage in Paris bleibe, sondern schickte ihn unverzüglich in seine Garnison zurück. Dieses verdroß ihn dergestalt, daß er es sich versprach, seinen Abschied zu nehmen, wie er auch nach drei Monaten, in seinem zwei und dreißigsten Jahre that. Er liebte mich außerordentlich, mischte sich aber, einen einzigen Punkt ausgenommen, gar nicht in meine Erziehung; ich sollte nämlich durchaus eine starkherzige Frau werden, nun waren mir aber ein Menge kleine Antipathien angeboren; ich fürchtete alles Ungeziefer, besonders Spinnen und Kröten, auch die Mäuse waren mir verhaßt; da ich meinen Vater aber auf das heftigste liebte, gehorchte ich ihm ohne Zögerung, fütterte eine Maus in einem Glase, und nahm, so oft er es be-

fahl, Spinnen zwischen die Finger, oder faßte, wie er oft verlangte, eine Kröte in die Hand. Bei diesen fürchterlichen Geboten erstarrte all' mein Blut; allein ich gehorchte. Diese Kunststückchen haben mich überzeugt daß die Kröten keineswegs Gift an sich haben; die Ueberwindung aber, die ich mir aufzwang, hat meine Nerven sehr angegriffen, und die Antipathien sind mir mein Lebenlang geblieben. Selbstherrschaft lernte ich aber doch dabei, und diese ist ein großer Gewinn. Mein Unterricht hing gänzlich von Fräulein Mars ab; sie ließ mich meinen Katechismus hersagen, auch einen Auszug der Geschichte von Pater Buffier, und gab mir eine Stunde Unterricht in der Musik und zwei im Klavierspielen. In diesen lezten forderte sie, wie es recht und billig, daß ich, um die Noten zu lesen, auf mein Buch sähe; allein ich erfand eine List, die mich dieser Mühe überhob: ich gab vor, das Stück, welches ich eben lernen sollte, ganz unmäßig gern zu hören und bewog damit Fräulein Mars, dasselbe unaufhörlich zu spielen; nach zwei, drei Tagen, wußte ich es auswendig; nun reichten Gedächtniß und Gehör hin, es zu großer Zufriedenheit meiner Lehrerinn zu spielen, und sie gab mir über die erstaunlichen Fortschritte die ich in der Musik machte, die größten Lobsprüche; ich blickte aber nur dem Anschein nach in das Buch, spielte aber ganz aus dem Gedächtniß. Pater Buffier langweilte uns dergestalt, daß wir ihn nach acht Tagen auf immer liegen ließen; man forderte uns auch nie Rechenschaft über ihn ab. Auf Fräulein Mars Bitte suchte mein Vater die Clelia der Fräulein Scudery aus seiner Bibliothek hervor,

auch die Schauspiele der Fräulein Barbier, die in dieser Zeit auch Opern und Ballette dichtete, bei denen ihr der Abbé Pellegrin half, weshalb ihm auch diese Werke zugeschrieben wurden. Diese beiden Schriftstellerinnen gaben uns lange den köstlichsten Genuß! In dieser Zeit — ich war nun acht Jahr alt — fieng ich an Romane zu dichten; ich diktirte sie der Fräulein Mars, denn ich konnte keinen Buchstaben schreiben. Der Text einiger Opern war uns auch in die Hände gefallen, und es machte uns ein ungemeines Vergnügen, sie aus dem Stegreif zu singen. Bei diesem Allen, beschäftigten wir uns sehr ernsthaft mit der Religion; ich bin mit einem religiösen Sinn geboren; nie, von früher Kindheit an, sah ich den besternten Himmel ohne Freude, ja ohne lebhafte Rührung; Fräulein Mars, die ein wahrer Engel war, sprach oft mit mir von Gott, besonders bei unsern Spaziergängen; von der Naturwissenschaft, der Pflanzenkunde, hatten wir keinen Begriff, allein alles was die Natur uns darbot, Himmel, Bäume, Blumen, entzückte uns als Beweise des Daseyns Gottes, als seine Werke, und dieser Gedanke verschönerte uns die ganze Schöpfung. Das war keine gelehrte Lehrerinn, die mir einen strengen Unterricht gab, es war ein siebenzehnjähriges Mädchen voll Unschuld und Frömmigkeit, die mir ihre Gedanken anvertraute, und alle ihre Empfindungen in meine Seele verpflanzte. In dieser Rücksicht war meine Erziehung ganz unvergleichlich! Täglich nach dem Mittagstisch begaben wir uns in mein Zimmer und sagten das Gebet an die heilige Jungfrau, und das so herzinnig, daß uns

jede Abhaltung davon den größten Verdruß machte. In diesem Zeitraum bin ich oft, wenn ich des Nachts erwachte, aus dem Bett gestiegen und habe am Boden knieend gebetet.

Ich war so glücklich, wie ein Kind es nur seyn kann! Obgleich ich gar nicht fleißig war, wurde ich doch weder geschmählt noch gestraft, ich spielte ganz erträglich sieben oder acht Stücke auf dem Klavier, hatte eine schöne Stimme und sang drei oder vier Cantaten von Clerambout — das reichte hin, meine Eltern zu bezaubern und mir die Bewunderung unsrer Nachbarn zu erwerben. Fräulein Mars lehrte mich wenig, allein ihr Gespräch bildete mein Herz und meinen Geist, und ihr Beyspiel lehrte mich Sittsamkeit, Milde und reine Güte. Ich liebte, ich bewunderte sie so sehr, ich fürchtete so sehr ihr zu mißfallen, daß sie mich, sobald sie gewollt, hätte zum Feiße gewöhnen können; allein sie dachte nicht daran; da sie mit meinem Karakter zufrieden war, wünschte sie weiter nichts und hatte keine Lust mir Zwang anzuthun. Schon damals hatte ich Freude daran, andre Kinder zu unterrichten, und warf mich auf die drolligste Weise zur Schulmeisterin auf. Ich hatte ein kleines Zimmer, dessen einzige Thür sich in dasjenige der Fräulein Mars öffnete, welches lezte wieder einzig in den Salon führte. Mein Fenster, in der schönen Façade des Schlosses, war nur fünf Fuß von dem Boden einer großen, mit Sand geebneten Terrasse, die von einer niedern Mauer eingefaßt, längs einem tiefer gelegenen Teich herlief, den nur ein schmaler Fußpfad von dessen schilfigen, grasbewachsenen Ufer trennte. Nun kamen täglich die Knaben des Dorfs an diesen Teich zu spie-

len, oder Schilf abzuschneiden; ich kurzweilte mich sie zu beobachten, und bald ließ ich es mir beikommen, ihnen Unterricht zu geben — das heißt, ihnen was ich wußte zu lehren: also, ein Bischen Katechismus, einige Verse aus Fräulein Barbiers Trauerspielen, und alles was ich von musikalischen Grundsätzen auswendig gelernt hatte. Auf die kleine Terrassenmauer gelehnt, theilte ich ihnen mit dem ernsthaftesten Wesen meine Weisheit mit — und das war keine leichte Sache! Ihr Volksdialekt erschwerte es ihnen sehr, Verse zu lernen, aber ich hatte Geduld und sie waren folgsam. Meine kleinen Schüler mochten drollig genug aussehen, wie sie da unten im Schilf die Nase, um mich anzusehen, in die Luft gereckt, mir aufmerksam zuhörten — denn ich versprach ihnen Belohnunen und warf ihnen auch wirklich Bonbons, Kuchen und allerlei Kleinigkeiten zu. Fast täglich begab ich mich aus meinem Fenster hinaus in meine Schule; ein Strick, den ich an dem Gesims befestigte, half mir, mich auf die Terrasse herab zu lassen, und da ich behende und leicht war, bin ich nie gefallen. War meine Lehrstunde geschlossen, so wandelte ich durch einen der Höfe und kehrte, ohne daß man darauf aufmerksam ward, in mein Zimmer zurück. Ich wählte zu diesen Heldenthaten die Posttage, wo Fräulein Mars ihren Eltern schrieb; sie war dann solchergestalt in ihre Depeschen vertieft, daß sie gar nicht wahrnahm, was um sie herum vorgieng. So sezte ich meine Schulstunde ziemlich lange fort, um so ungestörter, da sie immer in die Stunden fiel, wo meine Mutter nicht im Salon war; endlich überraschte mich Fräulein Mars eines Tags mitten in meiner

Schule; sie gab mir gar keinen Verweis, aber lachte so unsgemessen über die Art, wie meine Schüler die Verse der Fräulein Barbier deklamirten, daß ich der Sache müde ward.

Den ersten lebhaften Kummer, den ich empfand, verursachte mir die Abreise meines Vaters nach Paris, von wo er in sechs Monaten wieder zu kommen versprach. Ich liebte ihn wie ich immer liebte: mit einer Hingebung, deren wenige Herzen fähig sind. Dieser Kummer war so heftig, daß meine Gesundheit davon litt, ja die Zeit selbst wirkte nur insofern auf ihn, als sie mir die Hoffnung gab, ihn bald wieder zu sehen. Drei Monate nach seiner Abreise beschloß meine Mutter, bei seiner Rückkehr ein Fest zu geben, in das eine theatralische Vorstellung mit einbegriffen seyn sollte. Ohne die Regeln des Versbaues zu kennen, reimte sie mit vieler Leichtigkeit, und hatte einige sehr artige Gedichte gemacht. Bei diesem Anlaß dichtete sie eine Art von komischen Schäferspiel, mit einem mythologischen Prolog. Ich stellte darin den Liebesgott vor, alle Kammerfrauen bekamen Rollen; sie hatte deren vier, alle jung und hübsch. Auch ein Trauerspiel sollte aufgeführt werden, und dazu ward Iphigenia in Aulis gewählt. Meine Mutter spielte die Klytemnestra und mir gab man die Rolle der Tochter Agamemnons; ein Arzt aus Bourbon Lancy, Doktor Pinot, erschien als König von Argos und sein achtzehn jähriger Sohn erhielt einen ungeheuren Beifall als der feurige Held Achilles. Feurig war er! — sein Schauspieler-Genie hatte sich alle Verrenkungen, Convulsionen, alles Stampfen und Schreien, die man späterhin in Paris so bewunderte, durch Divi-

nationsgabe angeeignet — ich versteckte mich zwar damals um ungestört darüber zu lachen, denn in diesem Alter kömmt uns alle Uebertreibung, alle Emphase sehr lächerlich vor. Fräulein Mars dachte wie ich, und wir kurzweilten uns insgeheim in unsern Zimmern, diesen großen Theaterhelden, den wir während den Repetitionen nicht ausspotten konnten, nachzuäffen. Meine Mutter opferte uns zum Behuf unsers Costüms ihre schönsten Schleppkleider auf; mein Amorröckchen, das mir nur bis an die Knie reichte, war rosenfarb, mit viel Brüsseler Spitzen besezt, und über und über mit kleinen künstlichen Blumen übersäet; ich trug strohfarbene mit Silber durchwirkte Stiefelchen, lang herabhängende Haare, und hatte blaue Flügel an den Schultern. Als Iphigenia war ich mit einem Kleid von einem Zeug, den man damals Lampas nannte, herausgeputzt, es war kirschroth und Silber, mit Marderfell besezt und über einen großen Reifrock gespannt. Weil meine Mutter keinen Schmuck hatte, ließ sie aus Moulins eine große Menge falsche Steine kommen, die unsern prachtvollen Putz vollendeten. In dem Prolog befand sich eine Stelle, die mir sehr gefiel, die Idee war gewiß auch neu; ich stellte, wie gesagt, den Liebesgott vor, ein kleiner Bauernjunge, das Vergnügen; nun sang ich ein Verschen, das an meinen Vater gerichtet, folgendermaßen schloß:

Au Plaisir j'arrache les ailes
Pour le mieux fixer près de vous.
(ungefähr: dem Vergnügen raub' ich seine Flügel,
daß es nimmer dir entfliehen kann).

Bei diesen Worten ergriff ich das kleine Vergnügen und riß ihm wirklich die Flügel ab. Nun geschah es aber einmal bei einer schönen Repetion in vollem Kostüm, daß die Flügel zu fest angeheftet waren, sie gaben nicht nach; ich schüttelte das Vergnügen weidlich, die Flügel widerstanden; durchsetzen wollte ichs, warf also das laut weinende Vergnügen zu Boden, und ließ nicht ab, bis ich die Fittiche eroberte, indeß das Vergnügen auf das kräftigste schrie. Wir wiederhohlten drei Monate hindurch eine große Menge Repetitionen in ganzem Kostüm vor zahlreichen Versammlungen, und dabei vervollkommte sich unser Theater. Zaire ward nun gespielt; diese Rolle ward mir ertheilt und Fräulein Mars spielte Fatime. Ich hatte eine natürliche Gabe für das Versmaaß, und ohne ihre Rollen zu kennen, belehrte ich die, welche dagegen fehlten; wir stellten auch „die verliebten Thorheiten" von Regnard dar, wobei ich die Agathe spielte. Alles dieses nannten wir Repetitionen, allein es waren eigentlich Darstellungen, zu denen sich eine große Versammlung aus Bourbon Lancy und Moulins einstellte, und die sehr viel Geld kosten mußten. Man fand, daß mein Amorkleidchen mir so vortheilhaft stehe, daß ich es als tägliche Kleidung anzog; ja es wurden mir davon mehrere verfertigt: ich hatte mein Werktags- und mein Sonntags-Amorröckchen; doch um an diesem Tage in die Kirche zu gehen, hüllte man mich von Kopf zu Fuß in einen braun taffetnen Ueberwurf ein; gewöhnlich lief ich aber in den Feldern mit allen Attributen des Liebesgottes, Köcher und Bogen, umher. Auf dem Schloß und

in der Nachbarschaft nannte man mich immer den Amor, und den Namen behielt ich. Neun Monate lang waren das meine bestimmten Beschäftigungen und mein bestimmter Anzug. Ich habe diese sonderbare Erziehung in meinen „Müttern als Nebenbuhlerinnen" (les meres rivales) in der Gräfin von Rosmond geschildert, wobei ich sicherlich nichts übertrieb. In meiner Erziehung war ein unbegreifliches Gemisch von weltlichen Dingen und frommen Gepräng: so ging ich, als Engel gekleidet, bei allen Umgängen des Frohnleichnamsfestes mit. In jener Zeit vernünftelte man wenig; man that eine Menge wunderliche Dinge in der Einfalt seines Herzens, besonders in den Provinzen, wo die Gutmüthigkeit der Schloßnachbarschaft bis zum Aeußersten ging. In den kleinen Städtchen ward immer geklatscht und verläumdet, aber nicht unter den Nachbarn der Schlösser; das sollte glauben machen, daß man bei einem einsamen Familienleben am wenigsten boshaft und aufhetzerisch ist.

Ich erwähne dieser kleinen Umstände, weil sie einen großen Einfluß auf mein nachmaliges Leben haben mußten: denn die Kindheits-Eindrücke, wenn sie lebhaft sind, erlöschen niemals. Diese seltsame Erziehung brachte in meiner Einbildungskraft und in meinem Karakter ein religios romantisches Gemisch hervor, dessen Spuren man in meinem Roman nur zu deutlich gewahr wird.

Das übertriebene Lob, das man meinen Bühnentalenten ertheilte, berauschte mich nicht. Fräulein Mars, ohne daß sie bemüht war, meine Eitelkeit durch moralische Betrachtungen niederzuhalten, legte diesem Gelingen

wirklich so wenig Werth bei, daß ich dadurch allein schon vor Hochmuth geschützt ward. Sie lobte mich, ihrer Denkart gemäß, nur über Dinge, welche die Seele oder den Karakter betrafen, und dann bestand ihr Beifall in einer herzlichen Liebkosung, in vermehrter Liebe — dieses machte tiefen Eindruck auf mich, das Uebrige gar nicht. Ueber meine seltsame Kleidung lachte sie anfangs ein wenig, aber ohne allen Spott; ich behauptete, daß sie sehr bequem sey, und da war sie es zufrieden. Die platten Schmeicheleien, welche man mir über mein Amorkleidchen sagte, gefielen mir auch nicht; die Lobredner, welche sie an mich verschwendeten, gehörten zu einer Art Leute, die ich höchst langweilig und widrig fand — was mir an der Kleidung gefiel, war ihre Sonderbarkeit; denn ich bin mit der Vorliebe für das Außerordentliche geboren.

In jener Zeit fand ich eines meiner größten Vergnügen darin, Luftschlösser zu bauen: ich dachte mir mein Schicksal voraus, eine Menge Begebenheiten genügten mir darin nicht, es mußten auch Glückswechsel darin seyn; ich schmeichelte mir damit, sie tragen zu können. Tausendmal dachte ich mich selbst verbannt, verläumdet, umherirrend, genöthigt, mich unter erborgtem Namen zu verbergen, und von meiner Arbeit zu leben. Am Schluß des Romans triumphirte ich immer über meine Feinde — aber dieser Theil der Geschichte kurzweilte mich nicht, er löschte meine Einbildungskraft aus, und ich eilte plötzlich zum Schluß. Diese Träumereyen waren mir in der Folge nicht unnütz, sie befreundeten mich mit dem Gedanken der Verfolgung, des

Unglücks. — Und ich muß Eines zu meinem Lobe sagen, was mich vor allen andern Menschen von romanhafter Einbildungskraft auszeichnete: ich wünschte die Begebenheiten nur herbey, um gewisse Seelenkräfte, die ich bewunderte, zu üben, wie Geduld, Muth, Geistesgegenwart; deshalb versezte ich mich immer in gefährliche Lagen. Meine Träumereyn hatten also Liebe für den Ruhm, für die Tugend zum Grund, und sind deshalb in einem Kinde bemerkenswerth. Außerdem hatte ich den größten Widerwillen gegen jedes besondre Umtreiben der Gesellschaft, das Gevattergeschwätz, das Verläumden; ich liebte häusliche Ruhe und Einsamkeit, und niemand hat je so sehr, wie ich, den Geist des Friedens und der Vertragsamkeit geschäzt. Fräulein Mars war so sanft, sie hielt Kleinigkeiten für so unwichtig, daß ich bei ihr meine Fehler wenig wahrnahm; ich war mir keines andern als des Auffahrens und der Heftigkeit bewußt; ich war leicht zu leiten und von Natur gefällig, nicht hochmüthig, noch launig, noch nachtragend; allein wenn man mir etwas versprochen hatte, mußte man schnell Wort halten, sonst wurde ich zornig und sagte Fräulein Mars unverschämte Dinge. Sie blieb immer ruhig, hatte aber auch ihre Fehler; sie hatte Launen, und wenn mir ein unziemliches Wort gegen sie entwischt war, so schmollte sie mir oft lange Zeit. Das geschah aber selten; meine Lebhaftigkeit, mein Auffahren fand beinahe immer nur gegen die Kammerfrau statt, oder gegen einen unserer Nachbarn, der das Schloß oft besuchte und den ich verabscheute. Diese Antipathie war so seltsam, daß ich

davon sprechen muß. Lavaters System hat mir nicht Vertrauen abgewonnen; allein ich glaube, daß einige Menschen einen kostbaren Instinkt empfangen haben, um die Seele gewisser Menschen durch den Eindruck, den dieselben auf sie hervorbringen, zu erkennen; und diesen Instinkt bin ich überzeugt, zu besitzen. Der Mensch, der mir so vielen Widerwillen einflößte, war ein Edelmann, der von dem berühmten schon lange erloschenen Hause Chalons abstammen sollte; er trug dessen Namen, und war damals einige dreißig Jahr alt; obschon sehr reich, hatte er sich doch, unter dem Vorwand einer großen Gottesfürchtigkeit, nie verehlichen wollen; sein Frömmigkeitsruf war so groß, daß man ihn für einen Heiligen hielt. Er war ziemlich hübsch, aber sein niedergeschlagener, seitwärts gerichteter Blick, erweckte mir das erste Mißfallen; ich hatte auch bemerkt, daß er in der Kirche frömmliche Geberden zur Schau stellte; er verdrehte die Augen und kreuzte die Arme über die Brust, welches mir sehr ärgerlich war — kurzum, ich hatte errathen, daß er ein Heuchler sey, und der Verfolg erwies ihn als den scheußlichsten Bösewicht, den jemals die Erde getragen. Seine Verbrechen kamen endlich folgendergestalt an das Licht. — Durch das an sich gerissene Vertrauen kühn gemacht, verließ er sich auf dieses zu fest, und führte seine Schandthaten zu leichtsinnig aus. — Unter dem Vorwand, an seinem Weißzeug arbeiten zu lassen, ließ er eine niedliche kleine Nätherin aus Autun kommen, die er zufällig dort gesehen; sechs Wochen ungefähr mochte sie auf seinem Schloß

gewesen seyn, da verschwand sie, und er schrieb ihrer Mutter, daß sie mit einem Liebhaber davon gegangen sey. Zugleich bat er sie, ihre zweite, auch sehr hübsche Tochter, zur Beendigung der Näharbeit zu schicken. Sie that es. — Nach zwey Monaten verschwand diese ebenfalls und das Ungeheuer schrieb: daß sie dem Beispiel der Schwester gefolgt, und auch davon gelaufen sey. Dieses mal gab die Verzweiflung der Mutter mehr Einsicht; sie klagte vor Gericht, und dieses befahl die Durchsuchung von Herrn Chalons Schloß. Dieser Bösewicht erhielt aber Nachricht, entfloh und man vernahm nie mehr etwas von ihm. Die Vorsehung hat ihn gewiß ereilt und er ist in irgend einem dunkeln Winkel gestorben. Sein Schloß ward wirklich durchsucht, man fand in einem seiner Zimmer schlecht abgewaschene Spuren von Blut, höchst gefährliche Gifte in einem Schranke, und in seinem Garten die Leichname mehrerer Frauen begraben, unter denen sich seine beiden lezten Schlachtopfer befanden. Das erste der beiden jungen Mädchen ward an einem roßhaarnen Ring mit einer Devise erkannt, den er ihr am Finger gelassen hatte. — Meine Antipathie gegen dieses Ungeheuer ward also vollkommen gerechtfertigt.

Mitten in unsern Schauspielen und Festen verbreitete ein seltsamer Vorfall Schrecken im Schloß. Der berühmte Mandrin verübte damals an der Spitze seiner Bande in Burgund seine Räubereien; er behauptete es nur mit den General-Pächtern und ihren Agenten zu thun zu haben; zuweilen brandschazte er aber auch Leute, die mit diesen seinen erklärten Feinden in gar kei-

ner Berührung standen. Eines Abends benachrichtigte man uns, daß ein ziemlich ansehnlicher Haufen Bewaffneter, in einer Uniform, die der von Mandrins Leuten gleiche, in das Dorf gekommen sey; ihr Oberhaupt gebe sich für einen Obersten aus, und nenne sich Marquis v. Breteuil, wäre aber ohne Zweifel Mandrin selbst. Das Entsetzen im Schloß war allgemein; bey mir siegte die Neugier über die Furcht, ich hatte nie einen Räuber gesehen, und brannte vor Neugier Mandrin zu betrachten. In diesem Augenblick trat der Pater Anton ein, ein Capuziner-Mönch der seit drey Monaten, so lange unser Pfarrer krank war, der Gemeinde vorstand. Dieser würdige Geistliche war, wie er bey mehrern Feuersbrünsten, wo er sein Leben auf's Spiel setzte, bewiesen hatte, sehr herzhaft; wir liebten ihn sehr, er hatte mir Heiligenbilder und Rosenkränze geschenkt, er war mein Beichtvater, und ich liebte und verehrte ihn gleich sehr. Diese Empfindungen, die er wohl verdiente, haben mir für alle Mönche seines Ordens eine besondere Ehrfurcht eingeflößt, deshalb gebrauchte ich auch deren mehrere in meinen Romanen: wie ich sie denn in „der Herzoginn La Valliere" und „der Belagerung von La Rochelle" günstig darzustellen suchte. Seine Gegenwart beruhigte uns einigermaßen; endlich erschien auch der Herr Marquis — ein ziemlich unansehnlicher Mensch, von zwei Offizieren mit sehr gebräunten Gesichtern begleitet. Ueberzeugt Mandrin vor mir zu haben, betrachtete ich ihn mit einer Aufmerksamkeit, die durch nichts zerstreut werden konnte, und staunte, daß ein Räuber kein auffallenderes

Gesicht

Gesicht habe. Da er lange verweilte, nahte die Eßstunde und man meldete, daß die Abendmahlzeit aufgetragen sey. Mit zitternder Stimme lud meine Mutter ihn ein; er zeigte sich geneigt, Pater Anton blieb auch, und man setzte sich zu Tische. Unversehens sprang eine große Katze, die meiner Mutter gehörte, dem Herrn Obersten auf die Schulter, er erblaßte und ward fast ohnmächtig; und seine Offiziere sagten, daß der Herr Marquis eine unüberwindliche Abneigung vor Katzen habe. Ich sagte Fräulein Mars ins Ohr: „das ist nicht Mandrin! der hätte sich gewiß nicht vor der Katze gefürchtet!" Wirklich war er es auch nicht, sondern ein Marquis Breteuil von irgend einem Regiment, der mit seinen Leuten irgend einen Auftrag vollstreckte.

Unsere Feste giengen indeß ihren Gang. Mein Vater, der nun achtzehn Monate abwesend war, kam immer noch nicht zurück. Jezt fiel es meiner Mutter ein, den Tanz mit der Oper und dem Trauerspiele zu verbinden. In dieser Absicht ließ sie von Autun eine Tanzmeisterinn Namens Fräulein Mion kommen, die mir eine Menuet und eine Entrée, die ich ganz allein ausführte, tanzen lehrte. Dabey hatte ich immer meinen Liebesgottes-Staat an, den ich gar nicht ablegte. Fräulein Mion war rothköpfig und betrank sich. Nach einem Vierteljahr schickte man sie zurück und verschrieb sich einen Tanzmeister, der auch Fechtmeister war; er gesellte meiner Entrée eine Sarabande zu, und fand mich so behende, daß er mir vorschlug mich fechten zu lehren, welches mir sehr kurzweilig vorkam. Ich lernte

so gut, daß meine Mutter darauf verfiel, mich die Rolle der Darviane in Lachausées Melanide spielen zu lassen, die den Degen ziehen, und sich schlagen muß. Nun legte ich mein Amorröckchen ab, man ließ mir einen allerliebsten Männeranzug machen, den ich bis zu meinem Abschied aus Burgund beständig trug. Damals war es unerhört, einem Mädchen Kleider anzuziehen, die ihrem Geschlecht so wenig geziemen, und ich bin späterhin oft erstaunt, daß der fromme Pater Anton darüber gar keine Vorstellungen gemacht, und daß, so viel mir bekannt ist, Niemand an dieser Neuerung Aergerniß nahm. Mir brachte es übrigens den Vortheil, daß ich in meiner Jugend ein sehr wohlgebildetes Bein hatte, besser wie viele andere Frauen ging, aber vor allen behender war, als alle, die ich gekannt habe. Meine Lebensweise gefiel mir außerordentlich; früh spielte ich ein wenig Klavier und sang; nachher lernte ich meine Rollen und nahm Unterricht im Tanzen; dann las ich bis zum Mittagsessen mit Fräulein Mars. Eine Gutsnachbarin hatte ihr der Fräulein de la Force *) Königin von Navarra geliehen — wir verschlangen sie;

---

*) Fräulein de la Force starb 1724 in ihrem vier und siebzigsten Jahre; ihre in die Geschichte hineinspielenden Romane mußten Walter Scott und andern Schriftstellern unsers Zeitalters die Idee des historischen Romans geben. Ihre hauptsächlichsten Arbeiten sind: eine Geschichte von Burgund, 2 Theile; Geschichte Margarethens von Valois; und historische Denkwürdigkeiten der Herzogin von Bar, Schwester Heinrich IV. Anmerk. des Herausg.

wir lasen sie zweimal. Zwanzig Jahre später las ich sie noch einmal mit großem Vergnügen, und behielt immer eine besondere Vorliebe für sie, wozu das frohe Andenken meiner Kindheit etwas beitragen mochte. Nach Tisch lasen wir unter Pater Antons Anleitung irgend ein Andachtsbuch: „die Evangelien,“ oder „die Nachfolge Christi,“ oder „tägliche christliche Gedanken.“ Nachher begaben wir uns, wenn keine Gäste da waren, in den Salon — meine Mutter befand sich in diesen Stunden allein in ihrem Zimmer — wo wir künstliche Blumen zu unsern Festlichkeiten machten; eine Frau aus Bourbon lehrte es uns, allein sie wurden sehr grob nur aus farbigem Papier verfertigt. Die Kammerfrauen meiner Mutter arbeiteten mit uns, und oft half der gute Pater Anton sie anmalen; Abends streifte ich mit Fräulein Mars auf den Feldern umher. Seit unsern Festen, das heißt, seit ich die Kleidung meines Geschlechtes ausgezogen, war ich beim Spazierengehen viel ungestümer als ehedem; ich schwazte nicht mehr, sondern lief vorwärts und rückwärts, sprang über alle kleine Gräben, und begieng tausend Thorheiten, welches fortwährte bis zu unserer Abreise von Burgund.

In dieser Zeit entstand mein Abscheu vor Voltaire. Die Nachbarin, welche Fräulein Mars Bücher lieh, theilte ihr auch eine Flugschrift gegen Voltaire mit. Wir kannten den größten Theil seiner Trauerspiele, hatten Zaire dargestellt, die andern gelesen, und sahen nun zu unserm großen Gram, daß der Dichter, den wir so sehr bewundert, ein gottloser Mensch sey. Jene Flugschrift schloß

mit einigen schlechten Versen, in denen das Anagramm von Voltaire's Namen gebraucht wurde. Jeder Vers endigte mit: ma foi Tolvaire est un grand homme! welches nie aus meinem Gedächtniß verwischt ward. Die Verse fanden wir schlecht, allein die Anschuldigungen, die sie enthielten, machten einen tiefen Eindruck auf uns. Ich habe diese Bogen seitdem nie wieder gesehen noch gelesen. Da Zaire viel religiöse Empfindungen enthält, war mein Unwillen gegen den Dichter um so größer, meine Bewunderung für dieses Trauerspiel nahm ab, ich zog Iphigenia in Aulis vor, also den Racine, denn man versicherte mich, dieser große Mann sey eben so fromm als erhaben gewesen. Zaire hatte mir aber ungeheuern Beifall erworben, so daß die Damen aus Moulins, welche unsere Darstellungen besuchten, sehr ernsthaft behaupteten, daß mein tragisches Talent das der Clairon übertreffe. Dieses Lob nöthigte Fräulein Mars ein Lächeln ab: sie spottete immer über die Schwülstigkeit, mit welcher ich rief: „Bist du es, Nerestan?" — Dagegen äffte ich, wenn wir allein waren, komischer Weise ihre stieren, wüthigen Blicke, ihren keifenden, schnarrenden Ton nach, wenn sie am Schluß zu Orosmann sagt: „Blutdürstiger Tieger." — Diese Possen, bey denen wir bis zu Thränen lachten, gewöhnten uns natürlicher Weise, unsre Eitelkeit durch kleine Spöttereien nicht verlezt zu fühlen, nur achtbare Dinge wichtig zu finden, und nur das Böse, nicht das Geringfügige, zu verachten.

Damals kam ein Mann nach St. Aubin, der meine Neugier lebhaft anregte. Es war ein schlechter Schrift-

steller und der erste Gelehrte (homme de lettres?), den ich je gesehen. Da er mit meinem Vater in demselben College erzogen war, liebte er ihn, ohne ihn in keiner Hinsicht zu achten; ein Prozeß hatte ihn nach Dijon geführt und von da kam er nach St. Aubin. Dieser — er hieß Chevalier de la Morlière *) datte damals einige leichtfertige Romane geschrieben, uns sagte man blos: er habe mehreres drucken lassen; weshalb ich eine hohe Meinung von ihm hatte, die aber nicht lange dauerte. Der Chevalier deklamirte gut, ich mußte ihm meine Rollen der Zaire und Iphigenia wiederholen, und Fräulein Mars die der Fatime — allein plötzlich fiel es ihm ein, sich in Fräulein Mars zu verlieben, sie fand seine Leidenschaft lächerlich, seine Erklärung unverschämt, und behandelte ihn mit Verachtung. Jetzt faßte er einen wirklichen Abscheu gegen sie, und das machte ihn mir verhaßt. Nach vier Wochen reiste er zu unsrer großen Zufriedenheit nach Paris ab. Wenige Tage darauf brach eine furchtbare Blatternseuche in St. Aubin aus; man gebrauchte meinetwegen alle Vorsicht, meine Unvorsichtkeit machte sie aber unnütz; die Montigny, mein Liebling

---

*) Er war Christritter und starb 1785 in Paris, schrieb schlechte Schauspiele und schlüpfrige Romane; nur einer dieser lezten, „Angola", machte bei seiner Erscheinung einiges Glück. Man beschuldigte ihn aber, er sey nicht von ihm, er habe ihn gestohlen, weshalb eine damalige Zeitschrift ihn „den Usurpator von dem Königreich Angola" nannte.

Anmerk. des Herausg.

unter den Kammerfrauen meiner Mutter, wurde von der Krankheit befallen, man brachte sie bei den ersten Anzeigen in das Dorf herab, allein ich besuchte sie ingeheim. Ihr Anblick erfüllte mich mit Schrecken; nach zwei Tagen ward ich krank, und bekam die zusammenfließenden Blattern. Mein Leben war in Gefahr; allein Doktor Pinot behandelte mich so gut, daß mir nicht eine einzige Narbe blieb. Fräulein Mars gab mir während dieser Krankheit die rührendsten Beweise ihrer Anhänglichkeit, die meine Liebe zu ihr aufs Aeußerste erhöhten. Im Herbst war ich völlig hergestellt und wir vertauschten den Aufenthalt in St. Aubin, dessen Schloß zusammen fiel, gegen ein artiges Haus mit einen Garten, welches meine Mutter in Bourbon Lancy miethete. Meine Tante, die Gräfinn Sercey, und ihr Mann, der durch einen Schlaganfall an der einen Seite ganz gelähmt war, kam auch dahin. Ich habe von diesem leztern in meinen Erinnerungen, einen rührenden Zug von Vaterliebe *)

---

*) Dort wird diese Begebenheit also erzählt: Meine Tante, die Gräfinn Sercey, brachte ihren Gemahl, dem ein Schlaganfall die Hälfte des Körpers gelähmt hatte, in die Bäder von Bourbon Lancy. Schon zwei Monate hatte er daselbst verweilt, ohne eine Besserung zu spüren; er lag sprachlos, ohne ein Zeichen des Bewußtseyns zu geben, noch den rechten Arm und die Hand dieser Seite bewegen zu können. In dieser Zeit erhielt meine Tante einen Brief von dem Marine-Commandanten, Herrn von Chezac — (wir befanden uns damals mit den Engländern in Krieg) — welcher den

erzählt. Der ganze Winter wurde mit theatralischen Darstellungen zugebracht, zu welchem Zwecke meine Mutter ein nettes Theater bauen ließ. Ich spielte Zaire, Iphigenia, den Hektor in Regnards Spielern, Darviane in der Melanide, einen Bauer in George Dandin, eine andere kleine Rolle in Attendez moi sous l'Orme und Cénie, in dem Schauspiel dieses Namens. Bei meinen Lehrstunden habe ich nie das Schreiben genannt — es hatte die besten Gründe, weil man es mich niemals gelehrt hatte. Es ist drollig genug, daß Jemand, der so viel geschrieben hat, nie schreiben lernte. So ist es aber dennoch. Im Jänner 1757 — ich war damals eilf Jahr alt — wollte ich meinem Vater zum

---

Bericht einer sehr glänzenden Kriegsthat ihres Sohnes, des funfzehn=jährigen Lucan von Sercey, der im Seedienst stand, enthielt. Er hatte in einem Gefecht zuerst geentert, und unerachtet einiger Wunden die größte Tapferkeit gezeigt. Das feindliche Schiff ward genommen, und wie man nach beendigten Gefecht den jungen Sercey, den man mit Blut bedeckt sah, nach seinen Wunden fragte, sagte er: „ich glaubte, das wäre englisches Blut — ich habe nichts gespürt." Es war aber sein Blut, denn er hatte drei, wenn gleich leichte Wunden. Zugleich mit seines Anführers Brief erhielt die Mutter einige Zeilen von seiner Hand.

Da Frau von Sercey für möglich hielt, daß ihr Gemahl noch einiges Bewußtseyn habe, wollte sie ihm diese Nachricht vorlesen. Es befanden sich sieben bis acht Personen, worunter ich mich auch zähle, in dem Zimmer; man öffnete die Vorhänge, versammelte sich um das Bett; ich kniete zu den

Neujahr schreiben; da ich nun nie eine Feder gehalten, brachte ich einen langen Brief mit häßlichen großen Buchstaben zu Stande; allein an der Rechtschreibung fehlte es nicht, denn das Lesen hatte mir alle Worte, wie sie geschrieben werden sollten, in das Gedächtniß geprägt. Seitdem übte ich mich allein und vervollkommte nach und nach meine Handschrift. Schön ist sie nie geworden, aber sehr leserlich und ziemlich hübsch. Im Frühling kam mein Vater endlich wieder zurück, wodurch unsere Feste noch um zwei Monate verlängert wurden. In dieser Zeit begegnete mir und Fräulein Mars ein Umstand, den ich nicht mit Stillschweigen übergehen kann.

Füßen desselben auf einem Taburet, den Blick auf den Kranken gerichtet, der von dem Allem nichts wahrzunehmen schien; wie aber meine Tante, die neben seinem Bette saß, den Namen seines Sohnes, den er zärtlich geliebt hatte, aussprach, und wie er mit Ruhm sich bedeckt hätte, zeigte sich eine sehr merkliche Bewegung in seinem Gesicht; er blickte die Gräfinn starr an, und diese las nun laut und langsam Herrn von Chezacs Bericht. Wie sie geendigt, rannen zwei Zähren über des Kranken Wangen; und zugleich erhob er den seit drei Monaten unbeweglich gelähmten Arm, faltete seine beiden Hände, erhob sie zum Himmel, und rief deutlich: „O mein Gott!" — Wir alle weinten; wir glaubten er sey geheilt; allein dieses Wunder der Empfindung sollte diesem zärtlichen Vater nur seine lezte Vaterfreude gewähren, sein trauriger Zustand kehrte augenblicklich zurück, und er starb einige Monate nachher.

Eines Tages nach dem Mittagsessen, trat ich in meiner Hofmeisterinn Zimmer, um sie zum Spazierengehen zu bewegen; sie schrieb und antwortete mir, daß sie erst in einer halben Stunde gehen könne; ich beharrte, sie schlug es bestimmt ab. Das schreckte mich nicht ab, ich quälte sie so lange bis sie sich, schmählend und halb gezwungen, von mir fortziehen ließ. Kaum waren wir über die Schwelle getreten, Fräulein Mars Schleppe — denn damals hatten alle Kleider, selbst die gewöhnlichsten, einen kleinen Schweif — befand sich noch innerhalb des Zimmers, als dessen ganze Decke mit einem erschreklichen Gepolter herabstürzte. Wir bewohnten, Fräulein Mars und ich, den obern Stock des Hauses, über uns befand sich ein Waschboden, wo eben eine Hausmagd Wäsche zum Trocknen aufhing; dieses Mädchen kam rittlings auf einem Balken sitzend, mit herunter, litt aber, einige Quetschungen ausgenommen, keinen Schaden. Meine Zudringlichkeit, oder besser zu sagen, meine Ahnung, rettete uns also Beiden das Leben.

Ehe ich Burgund verlasse, muß ich noch eines Umstandes erwähnen, den ein Weib niemals vergißt: — die erste Leidenschaft die sie einflößt. Ich war damals erst drei Monate über eilf Jahr alt, und sehr klein für mein Alter; meine Züge waren so zart, daß Jeder, der mich zum Erstenmal sah, mir nur acht, höchstens neun Jahr beilegte; dennoch ward ein achtzehnjähriger Jüngling, der Sohn des ersten Brunnen-Arztes in Bourbon Lancy, sterblich in mich verliebt. Seit zwei

Jahren spielte er mit uns, Schau- und Trauerspiele — ich habe ja seiner Heftigkeit in tragischen Rollen erwähnt — kein Mensch ahnete seine Thorheit, ich hatte gar keinen Begriff davon, als er eines Morgens, wo wir den Zerstreuten von Regnard repetirt hatten, und ich eben etwas abseits auf der Bühne stand, sich mir schnell nahte, mit zerstörten Gesicht ein Billet reichte, und mich leise bat, es zu lesen, ohne es einem Menschen zu zeigen. Kaum hatte er diese Worte gesagt, so entfernte er sich und Fräulein Mars näherte sich mir. Ich steckte das Billet in die Tasche, und wir gingen auf mein Zimmer. Ich machte mir Gewissensvorwürfe, mein Abentheuer Fräulein Mars zu verbergen; allein er hatte mich so dringend um Geheimhaltung gebeten!... ein Geheimniß gegen meine liebste Freundinn drückte mich, und ich war in der gespanntesten Neugier. — Endlich blieb ich allein; ich öffnete das Billet und es enthielt eine vollständige Liebeserklärung. Meine erste Empfindung war Zorn, daß ein Doktorssohn, ein Mensch, der gar nicht vom Adel war, mir von Liebe sprechen dürfe! Unverzüglich brachte ich das Blatt Fräulein Mars, die mich damit zu meiner Mutter schickte. Der junge Mensch ward von seinem Vater nach Verdienst zurecht gewiesen, nahm sich die Sache aber dergestalt zu Herzen, daß er aus dem Vaterhaus verschwand und sich anwerben ließ. Wie sein Vater, funfzehn Jahr nachher, wie ich im Palais-Royal wohnte, mich besuchte, fragte ich nach ihm; worauf er lächelnd antwortete, daß er ihn drei Jahre lang als

todt beweint, worauf er zurückgekehrt, seinen Militair-Abschied erhalten, eine sehr vortheilhafte Heirath gethan habe und ein sehr wackrer glücklicher Mensch sey.

Ich habe vergessen eines unsrer Nachbarn, eines Baron Busseuil, für den ich ganz besondere Achtung hatte, zu erwähnen. Es war ein achtzigjähriger Hagestolz, ein Verwandter meines Vaters, der ihn Oheim nannte, und hatte ein artiges Schloß, wo wir oft einige Tage zubrachten. In dem Alter von fünf und vierzig Jahren hatte dieser Mann eine der außerordentlichsten, muthigsten Handlungen begangen; er war groß und hatte ungewöhnlich viel körperliche Stärke; nun zeigte sich einst gegen Sommers Ende, im Bezirk seiner Ländereien, ein Wolf, der große Verwüstungen anrichtete; er sammelte deshalb seine Bauern, bewaffnete sie mit Flinten, und verabredete sich mit ihnen nach dem Hochamt den Wolf aufzusuchen. So geschah es; allein kaum war man in einen, dem Walde zuführenden Hohlweg gelangt, so erschien das Unthier, und so nahe, daß man ihm in der tiefen, engen Schlucht nicht ausweichen konnte. Herr von Busseuil, der an der Spitze seiner Leute ging, rief diesen zu, still zu stehen, schritt allein dem Wolf, der mit offnem Rachen auf ihn zueilte, entgegen, stieß die Hand in seine Kehle und faßte seine Zungenwurzel so sicher, daß man Zeit hatte herbei zu kommen und ihn niederzuschießen. Der Daumen seiner rechten Hand war ihm abgebissen, und er ging, der

Hundswuth vorzubeugen, sogleich zur See.*) Alle Zeitungen erzählten diese That; sie schien so wundervoll, daß der damalige Prinz Regent ihm das Ludwigkreuz schickte — eine Auszeichung, die für eine solche Handlung, wie ich glaube, nie ihresgleichen gehabt hat. Dieser ehrwürdige Greis hatte mich sehr lieb; er nahm mich oft auf seine Knie, ich küßte mit Vergnügen seinen vernarbten Daumen und hörte ihn diese schöne Begebenheit erzählen.

Zwei Monate nach des jungen Pinot Liebeserklärung reiste meine Mutter nach Paris; man richtete das Gepäck auf eine Weise ein, als werde an keine Wiederkehr gedacht; ich, Fräulein Mars und alle Kammerfrauen wurden mitgenommen, nur mein Vater blieb zurück. Zu meiner Schande gestehe ich, daß ich Burgund ohne Wehmuth verließ — dieses schöne Land das mich gebar, wo ich eine so glückliche Kindheit verlebte! — Funfzehn Jahre später konnte ichs nicht ohne Thränen wieder sehen, nicht ohne die lebhafteste Empfindung! Die Kindheit kennt aber diese Art von Kummer nicht; sie liebt Veränderung, weil sie Bewegung bedarf; um das Verlorne zu beklagen muß man vergleichen können; man muß Zeit gehabt haben Erinnerungen zu sammeln,

---

*) Der Glaube an die Wirksamkeit der Meerbäder bei dem Biß wüthender Thiere, ist seitdem sehr erschüttert; man weiß, daß dieses Mittel hülfreicher wie alle andere bisher angewendete ist, darauf beschränkt sich aber noch immer alle ärztliche Kunst. Anmerk. des Herausg.

ja sie mußten sogar durch langes Nachdenken gereift seyn.

Die Reise dauerte lange, weil meine Mutter ihre eignen Pferde vorspannte und einen Theil des Wegs mit Wagen und Pferden auf der Loire machte. In Orleans, wo wir uns ein paar Tage bei einer Freundinn meiner Mutter aufhielten, legte ich auf immer meine männlichen Kleider ab. Hier las ich auch zum erstenmal den Telemach, und weit entfernt seine Schönheiten anzuerkennen, sezte ich ihn tief unter die Clelia herab. Dem unerachtet mußte ich ihn aus Gefälligkeit gegen Fräulein Mars zu Ende bringen — denn wir brachten fast den ganzen Tag auf unserm Zimmer zu, dorthin schickte uns meine Mutter, sobald die Mittagstafel beendigt war, nur zwei Abende ausgenommen, wo ich singen, Klavier spielen, und den Monolog aus der Alzire deklamiren mußte:

Mânes de mon amant, j'ai donc trahi ma fois etc. etc.

Gegen Ende des Sommers langten wir in Paris an. Mir ward die große Freude, meinen Bruder, den ich mit der lebhaftesten Zärtlichkeit liebte, wieder zu sehen. Meine Tante, Frau von Belleveau, kam sogleich, uns in dem Hotel garni zu besuchen; sie war damals neun und zwanzig Jahre alt, und hätte sie erträgliche Zähne gehabt, so wäre sie noch vollkommen schön gewesen. Ein majestätischer Wuchs, ein edles, anmuthiges Wesen, die schönsten Farben, regelmäßige Züge, Geist und Anziehendes im Gespräch, angenehme Talente, machten sie zu einer der reizendsten Frauen, die ich je gesehen habe.

Sie fand mich sehr artig, war von meiner Stimme, meiner Deklamation entzückt, liebkoste mich sehr und gewann meine lebhafteste Neigung; dennoch fürchtete ich sie sehr: ihre Anmuth, ihre Zierlichkeit flößte mir mehr Zurückhaltung ein, wie ein strenges Wesen vermocht hätte; zum erstenmal fürchtete ich, lächerlich zu seyn; Kleinigkeiten fingen an mir wichtig zu werden — die Pariser Luft wirkte schon auf mich. Nach vier Wochen nahmen wir unsre Wohnung bei Frau von Belleveau; mit Vergnügen fand ich dort meine beiden Cousinen wieder, die älteste war neun, die jüngste sieben Jahre alt; die erstere war damals sehr schön, allein ihr Gesicht hatte nichts Kindisches, ihre Züge waren zu ausgebildet, ihr Kopf schien einem schönen Mädchen von zwanzig Jahren zu gehören. Späterhin war sie auch nicht einmal hübsch, in ihrem funfzehnten Jahr war ihre Nase unermeßlich, Gesicht und Kinn gingen in eine endlose Länge; es blieb ihr nichts wie schöne blonde Haare, und ein ganz hübscher Wuchs. Die jüngste war, ohne hübsch zu seyn, angenehm. Wir speißten zu Mittag an der Tafel, des Abends in unserem Zimmer. Ich sezte, wenn gleich rücksichtlich des Klaviers sehr nachlässig, meine Lehrstunden mit Fräulein Mars fort, man ließ mich die Guitare lernen und da dieses Instrument mir gefiel, machte ich schnelle Forschritte.

Während dieses Winters lernte ich bei meiner Mutter den berühmten Schriftsteller Marmontel kennen; er las ihr seine Erzählungen vor, von denen ich die, welche „der anmaßliche Philosoph“ heißt, mit anhörte. Es tritt

eine dicke Präsidentinn, die das Gesicht mit spanischem Taback besudelt hat, und den anmaßlichen Philosophen an einem rosenfarbnen Bande führt, darin auf. Obgleich ich nur zwölf Jahre alt war, fand ich doch das Geschichtchen platt und lächerlich, und hatte recht, so zu urtheilen. Der Verfasser ahnete nicht, daß das kleine Mädchen die ihm damals zuhörte, einst eine Kritik seiner Erzählungen, die seinen heftigsten Zorn aufregen sollte, würde drucken lassen. *) Freundschaft und Feindschaft haben auf meine Meynungen und Urtheile nie Einfluß gehabt. Meine Tante, zum Beispiel, fand ich allerliebst, und alle ihre Urtheile schienen mir falsch; sie sprach mit Anmuth, ohne Pedanterie; sie hatte natürlichen Verstand, die Schiefheit ihrer Begriffe entstand mehr aus ihrer Unwissenheit und der schlechten Auswahl ihrer Lektüre, als aus ihrem Verstand; sie schien auch in ihr einzig und allein Leichtsinn und Mangel an Nachdenken zu seyn. Sie war Schriftstellerin, man hat einen kleinen Roman von ihr: „Briefe einer jungen Wittwe" der mit Anmuth und Geist geschrieben ist. Bei ihr sah ich auch einen Herrn von Mondorge **), einen Finanzier und Gelehrten; er war damals gewiß sechs-

*) Marmontels sämmtliche Werke belaufen sich auf mehr als dreißig Bände. Die hier erwähnte Kritik ist in Frau von Genlis Erzählung: „die zweierlei Reputationen" enthalten.
Anmerk. des Herausgeb.

**) Er war aus Lyon, 1727 geboren, starb 1768 in Paris, und schrieb eine Menge kleine Gedichte, einige Schauspiele, und Briefe über die schönen Künste. Anmerk. d. Herausg.

oder sieben und vierzig Jahr alt und heyrathete zehn oder zwölf Jahre nachher meine älteste Cousine. Er hatte Verstand, war angenehm, sehr sanft, und machte Liederchen und Opern-Texte. Die Oper: „die lyrischen Talente“ ist von ihm, und ich mußte alle Arien daraus singen. Sein Gespräch war angenehm, voll treffender Ausdrücke und Anekdoten; er war der erste Mensch, der mir den Begriff einer wahrhaft angenehmen Unterhaltung gab. Ich schrieb damals ohne Unterlaß mit meiner großen garstigen Schrift ungeheure Briefe an die Nichte eines Pfarrers in Bourbon Lancy. Meine Tante zeigte eines Tages Herr von Mondorge einen solchen von siebzehn Seiten, und er lobte ihn auf das Uebertriebenste, ermahnte mich viel zu lesen, viel zu schreiben, und machte mir die schmeichelhaftesten Weissagungen. Dieses war die erste Aufmunterung dieser Art. Herrn von Mondorges Gedichte flößten mir Lust ein, auch Verse zu machen; ich hatte einen scharfen Sinn für das Versmaaß und mein häufiges Bühnenspiel, seit meiner Kindheit, hatte mir viel Geschmack für die Dichtkunst gegeben. Meine Mutter hatte eine Kammerfrau, welche Victoire hieß (der Sieg); mein einer Taufname war Felicité (die Glückseligkeit), und diese beiden Namen dem der Fräulein Mars zugesellt, gaben mir die Idee zu meinem ersten poetischen Versuch in folgenden Zeilen:

Felicité, Mars et Victoire
Se trouvent rassemblés chez nous.
Est-il rien de plus grand, est-il rien de plus doux
Que de fixer chez soi le bonheur et la gloire?

(heißt

(heißt ungefähr):

Glückseligkeit (Felicité), der Kriegsgott (Mars), und der
Sieg (Victoire),
Sind bei uns häuslich eingezogen.
Gibt es noch Schön'res, Größeres zu wünschen,
Als Glück und Ruhm in unsrer Hütte wohnen sehn?

Rücksichtlich meines Alters — ich war eben zwölf Jahre alt geworden, war Herr von Mondorge über diese Verse im höchsten Entzücken; er schrieb sie nieder, zeigte sie Jedermann und machte mir nach wenigen Tagen mit Joh. Bapt. Rousseaus herrlich in rothen Corduan eingebundnen Oden ein Geschenk. Nach sechs Monaten konnte ich alle diese schönen Gedichte auswendig; ich trug einen Band von ihnen immer in der Tasche mit mir herum; ich mußte sie deklamiren, wobei mir folgende Ode am besten gelang:

J'ai vu mes tristes journées u. s. w.

Eben so die Ode „an Prinz Eugen" und „an das Glück." Doch Herrn von Mondorges Rath, in Zusammenhang zu lesen, vermochte ich nicht zu befolgen; ich hatte keine Bücher, meine Tante las nur kleine Flugschriften die mir meistens verboten waren; außerdem hätte ich auch eine Anleitung haben müssen, die mir völlig fehlte. Die Musik beschäftigte mich mehr denn vier Stunden, sowohl der Gesang als das Klavier und die Guitare; eine Stunde lang wiederholte ich meine auswendig gelernten Gedichte, und brachte wenigstens drei Stunden bei meiner Tante zu; außerdem ging ich noch täglich in die Oper oder in das französische Schauspiel, in welchen beiden Büh=

nen meine Tante eine Loge hatte. Ich sah Mlle. Arnoult *) in der Oper zum erstenmal auftreten, und erinnere mich noch ihres Kleides: es war Lilla und Silber, über einen großen Reifrock gespannt. In dem französischen Schauspiel (le théâtre français,) sah ich Hypermnestre von Lemierre **) zum ersten Mal geben. Ich liebte das Theater, besonders das Trauerspiel, leidenschaftlich. Meine Zeit war also angefüllt; wo nicht angemessen, doch gänzlich so, daß mir keine Stunde zu ernsthaften Beschäftigungen übrig blieb.

---

*) Mlle. Arnoult ist eben so berühmt durch ihre witzigen Einfälle als ihr Bühnenspiel. Sie ward 1744 geboren und war, wie sie 1757 in der Oper auftrat, noch nicht vierzehn Jahr alt. Sie spielte bis 1778, und starb 1803. Sie war es, die in einem englischen Garten, bei einem sogenannten Flusse ausrief: „Das gleicht einem Flusse wie zwei Tropfen Wasser.“ Von ihr rührt auch die komische Abänderung von Lemierres lächerlichem Vers her:

bouche, oeil, sein, port, teint, taille, en elle tout ravit.

Mlle. Arnoult sagte dagegen:

En toi tout est touchant, tout attendrit, tout touche:
Sein, bras, front, teint, port, taille. etc.

Anmerk. des Herausgeb.

**) Lemierre, ein Pariser, starb 1793 in St. Germain en Laye zwei und siebenzig Jahr alt. Hypermnestre und die Wittwe von Malabar, sind die einzigen seiner Schauspiele die noch dargestellt werden.

Amerk. des Herausgeb.

In diesem Winter wachte die Vorsehung auf die erstaunlichste Weise über mich. Meine Mutter wollte mir ihr Miniaturbild geben, als Armband in einer hübschen Fassung von Opalen und Smaragden — leider wurde es mir sieben oder acht Jahre darauf gestohlen! — Dieses Bild machte mir so viele Freude, es ließ mir eine so liebe Erinnerung, daß ich ein ähnliches — der Beschreibung nach — einer meiner Heldinnen in den Schwanenrittern gegeben habe. Meine Mutter sann eine allerliebste Art aus, mir dieses Armband einzuhändigen, sie wollte es mir, während ich schlief, um den Arm legen. Mein Bett stand in einem Kabinett neben Fräulein Mars ihrem Schlafzimmer; wir beide schliefen fest, als meine Mutter mit einer kleinen Blendlaterne hereintrat — wie sehr erschrak sie, das Zimmer voller Rauch, und mein Bett, nebst seinen Umhängen, in Flammen zu finden. Noch zehn Minuten, so hätte das Feuer mich erreicht, und ich wäre verloren gewesen. Man riß mich aus dem Schlaf, trug mich in ein anderes Zimmer, man schrie, fragte, schmälte mich, das ganze Haus lief herbey — nie vergesse ich den furchtbaren Lärm. Ich gestand, daß ich in meinem Bett den Text zu der gasconischen Oper, Alcimadure, habe lesen wollen — sie ward damals gespielt, und ich hoffte, wenn ich die Worte vorher lese, den Gesang besser zu verstehen; dabey hatte mich, ehe ich das Licht ausgelöscht, der Schlaf überrascht. Zur Strafe mußte ich nun, ehe mir das Armband übergeben wurde, acht Tage lang warten.

In dieser Zeit erschien Helvetius schlechtes, schäd-

liches Buch: *) „über den Geist.“ Ich hörte viel, und in einem guten Sinn, von ihm sprechen; Jedermann war über die Absicht und die Grundsätze des Verfassers entrüstet. Man nannte denselben einen Philosophen, und Alles, was ich über diesen Gegenstand hörte, und mit Neugier auffaßte, warf den Saamen einer tiefen Verachtung gegen die moderne Philosophie in mein junges Herz. Herr von Mondorge erzählte uns täglich irgend einen, dieses Buch, oder dessen Verfasser betreffenden, Zug; unter Anderm den Widerruf desselben, den man schimpflich fand, weil man ihn nicht für aufrichtig hielt; auch sprach er sehr richtig über die Schändlichkeit der Grundsätze dieses Werks.

Wie der Winter vorüber war, begaben wir uns nach St. Mandé, einem Landhause meiner Tante. Es war allerliebst, hatte einen artigen Garten, durch dessen Hinterthür man in den Wald von Vincennes gelangen konnte. Wir waren unsrer vier Kinder: meine beiden Cousinen, mein Bruder und ich; meine Tante wohnte im Erdgeschoß, der sehr große, schöne Sallon war im ersten Stock, man brachte mein Clavier dahin, und er blieb,

---

*) Der Verfasser desselben ward 1715 geboren, und starb 1771. Collé sagt von diesem Buch: „Dieses scheußliche Buch, das allen Hausvätern, und allen rechtlichen Menschen ein Greuel ist, verdankte seinen Ruhm nur seiner Unverschämtheit; denn außerdem ist es sehr langweilig.“ (Mem. de Collé.) Ich führe dieses unverdächtige Urtheil an, denn Collé ist weder ein Frommer, noch ein strenger Moralist.)

Anmerk. des Herausgeb.

wenige Tage ausgenommen, wo sich eine zahlreiche Gesellschaft versammelte, unsern Spielen und meinen Lehrstunden überlassen. Meine Tante, und meine Mutter brachten, nebst einigen vertrauten Besuchen, fast den ganzen Tag in dem Zimmer zu.

Dieser Sommer verfloß mir äußerst angenehm; wenn ich meine drei bis vier Stunden Musik gemacht hatte, war ich Herr meiner Zeit, ging spazieren oder kurzweilte mich mit eigens von mir erfundenen Spielen. Ich stellte Pantominen dar, die aus Bruchstücken mir bekannter Trauerspiele und Romane, und etwas eigener Erfindung zusammengesezt waren. Mein Bruder, meine Cousinen, Fräulein Mars und ich, waren die darstellenden Personen, die Kammerfrauen gaben die Zuschauer ab. Bald fügte ich noch Heldenspiele hinzu, worin man improvisirte; ich mußte darin immer eine Rolle übernehmen die das ganze Stück füllte, denn meine Mitspieler waren sehr schwer zum Reden zu bringen. Diese Zeitvertreibe wurden aber bald so berühmt im ganzen Hause, daß meine Tante, meine Mutter und alle Gäste ihnen beiwohnten. Man verlangte alle Wochen zwei bestimmte Darstellungen, womit den ganzen Sommer durch fortgefahren wurde. Jeliote besuchte uns in dieser Zeit oftmals, er sang am Schluß der Vorstellungen, auch Duette, bei denen ich die zweite Stimme übernahm. Dann spielte ich das Clavier und Guitare, und man legte diesen kleinen Festen vieles Lob bei.

Mein Bruder war bei weitem kein so gescheutes Kind wie ich. Er war gut gewachsen, aber linkisch, ungeschickt

und unglaublich einfältig. Unser Vater hatte ihm, bis er erst fechten konnte, wozu er durchaus gar keine Anlage zu haben schien, durchaus verboten, eine Flinte abzufeuern. Um dennoch zu seinem Zweck zu kommen, gieng er eben so sonderbar als geheimnißvoll zu Werke: er lud heimlich eine Flinte, verschloß sich in sein Zimmer, und um den Lärm des Schusses zu verhindern, steckte er den Flintenlauf unter seine Matratzen, dann schoß er, zündete das Bett an, und ward von der Erschütterung umgeworfen. Man eilte hinzu, und entdeckte das seltsame Beginnen. Ich sagte schon, daß eine Thür des Gartens in den Vincenner Wald führte; eine alte Magd — sie hieß Veronika — hatte den Schlüssel, und lieh ihn uns mehr wie einmal auf eine halbe Stunde. Da entwischten wir denn in das Gehölz; und um uns vor den Vorübergehenden ein gewisses Ansehen zu geben, fielen wir darauf, meine älteste Cousine und ich, uns eine um die andere den Schweif unserer Kleidergen — (denn, wie schon gesagt, fehlte ein solcher bei keinem, auch dem einfachsten Anzug) von meinem Bruder tragen zu lassen; das sah um so seltsamer aus, da dieser, zum geistlichen Stande bestimmt, stets als Abbé gekleidet war. Dem unerachtet trug er unsre Schleppen während der halben Stunde, die unser Spaziergang dauerte, so gutmüthig und ernsthaft, wie möglich. Unerachtet dieser Einfalt hatte dieser Knabe viel Verstand und Genie. Sechs Monate nach diesem Landaufenthalt fand er im Journal encyclopédique ein, den Gelehrten aufgegebenes Problem; er schickte dem=

selben Journal eine sehr gute Auflösung ein, mit der Unterschrift: „von einem eilfjährigen Schüler des Herrn Bertaut.“ Man wußte es in seiner Pension nicht, daß diese Auflösung von ihm war, und wunderte sich sehr, daß er der Verfasser sey; von dieser Zeit an gewann er die Neigung seiner Lehrer, und machte sich dieselbe zu seiner Entwicklung sehr nützlich.

Im Herbste kehrten wir in die Stadt zurück, und der darauf folgende Winter ward wie der vorige verlebt. Herr von Mondorge schenkte mir Gresset's Gedichte, und Lafontaines Fabeln. Aus beiden lernte ich vieles auswendig, welches ich noch immer nicht vergessen habe, und mir, benebst dem, was ich schon wußte, den Kopf mit einer Menge guter Verse anfüllte. Ich vergaß zu sagen, daß ich während der sechs Monate, die wir in St. Mandé zubrachten, regelmäßig und freywillig den lateinischen Unterricht genoß, den ein sehr wackerer und geschickter Repetent meinem Bruder ertheilte. Sehr erfreut über mein Gedächtniß, spornte er meine Eigenliebe hinlänglich an, um mich, mit aller Anstrengung eines guten Schülers, arbeiten zu machen; er wendete besondere Mühe auf mich, und ich hatte solche Fortschritte gemacht, daß ich dieses Sprachstudium liebgewonnen, und es in Paris fortzusetzen wünschte. Meine Mutter war dagegen; doch hatte ich immer die Gramatik einigermaßen kennen lernen, welches mir in der Folge von Nutzen geworden ist. Gegen Ende des Winters hatte ich großen Kummer, der mir, da ich bisher immer glücklich gewesen war, um so schwerer

schien. Doch eigentlich schmerzhaft empfand ich von jeher die Leiden des Herzens, nicht die Unfälle des Glücks. Ich hatte mich in meinen Luftschlössern so oft in unglückliche Lagen versezt, und diese Träumereien hatten mir eine gewisse Erhabenheit und Stärke der Seele gegeben, die mich über die Streiche des Schicksals erhob. Mein Geist war noch nicht ausgebildet, ich war durch meine Neigungen und Unbefangenheit noch ein Kind; allein meine Seele hatte eine Kraft, die bei einem dreizehnjährigen Kinde etwas Seltenes ist. Man benachrichtigte mich von der gänzlichen Verarmung meines Vaters, von dem Verkauf von St. Aubin, und daß uns, nach Bezahlung aller Schulden, nicht mehr übrig blieb, als eine Leibrente von 1200 F. ohne eine Zuflucht auf Erden! — In derselben Zeit entzweite sich meine Tante mit meiner Mutter, diese kündigte mir an, daß wir sie in einem Monate verlassen würden, und daß ich mich von Fräulein Mars, deren Jahrgeld sie nicht mehr zu zahlen im Stande sey, trennen müßte. Ich liebte meine Tante, ich war Fräulein Mars von ganzer Seele ergeben; mein Schmerz war so groß, daß er meiner Mutter Unwillen erregte. Ich mußte ihn verbergen, that es auch, weinte aber des Nachts in meinem Bett oft zwei bis drei Stunden. Fräulein Mars war nicht weniger betrübt; nicht als wäre sie bei ihrem Verstand und Talenten nicht sicher gewesen, eine gute Stelle zu finden — um so mehr, da sie in Paris eine sehr wohlhabende Tante hatte, bey der sie sich, bis sie wieder versorgt war, aufhalten konnte; allein sie liebte mich wirklich, und wir hatten uns versprochen,

uns Eine die Andere nicht zu verlassen. Sie erlaubte mir bis ein Uhr in der Nacht mit ihr zu wachen, gab mir sehr nützlichen Rath für meine Zukunft, forderte mir ein Versprechen ab, fleißiger zu seyn, meine Zeit besser anzuwenden, und eine Lebhaftigkeit, die mich zwar nicht zum Zorn hinriß, aber mir für Alles, was mir gefiel, eine überspannte Liebe einflößte, zu mäßigen. Endlich ermahnte sie mich auf das Dringendste, meine religiöse Denkart zu erhalten. Wir tauschten unsere Gebetbücher gegen einander aus. Das ihre war „eine christliche Anwendung des Tages;" ihr Name war hinein geschrieben, und ich habe es über zwanzig Jahre aufbewahrt, bis ich es endlich auf Reisen verlor. Ich gab ihr einen kleinen Ring mit meinen Haaren, den ich in dieser Absicht meiner Cousine wieder weggenommen hatte; wir versprachen einander täglich früh und Abends für einander zu beten, und weinten recht innig zusammen. Mein Erwachen war fürchterlich! Man sagte mir, sie habe um sieben Uhr das Haus verlassen; da sie mir doch Hoffnung gegeben hatte, mich noch zu sehen, und mit mir zu frühstücken. Ich weinte so viel, daß es mich ganz entstellte. Man schmälte mit mir, ich suchte mich zurück zu halten, aber ich konnte den ganzen Tag vor Schmerz kaum athmen.

Vierzehn Tage nachher verliessen wir meine Tante. Sie behandelte mich sehr liebreich, schloß mich lange in ihre Arme, und ihre Thränen vermischten sich mit den meinigen. Ich erinnere mich, daß sie sagte: „armes Kind! du wirst nie glücklich seyn, du bist zu gefühl-

voll.“ Sie hatte recht. — Sie schenkte mir einen allerliebsten, kleinen Korb von Porcelain mit Chokolatzeltchen in Papier gewickelt; unter ihnen befand sich ein schöner Ring, von einem Rubinen mit Diamanten besezt. Die Trennung von meinen Cousinen betrübte mich nicht sehr. Die jüngste war noch zu kindisch, die älteste hatte wenig Gefühl und war zu sehr eifersüchtig über den sichtbaren Vorzug, den meine Tante mir gab. Sie ist späterhin eine sehr achtungswürdige Frau geworden. Wir bezogen eine kleine Wohnung im Erdgeschoß in der Straße Traversiere; sie ging auf einen feuchten Garten, und schien mir im Vergleich des zierlichen Aufenthalts, den wir so eben verlassen, sehr trübe und ärmlich. Wie einsam und verlassen kam ich mir vor! Der Freundinn beraubt, mit der ich fast acht Jahr, mehr wie die Hälfte meines ganzen Lebens, zugebracht hatte! Vierzehn Tage darauf begaben wir uns nach Passy zu dem Generalpächter, Herrn v. Popeliniere, wo wir den ganzen Sommer zubrachten; er war ein Mann von sechs und sechzig Jahren, genoß einer dauerhaften Gesundheit, hatte sanfte, angenehme, geistvolle Züge, und sah nicht älter als ein Funfziger aus. Man hat diesem, durch seine Pracht und Wohlthätigkeit berühmten Mann, einige Lächerlichkeiten beimessen, allein ihn nie eines Unrechts oder Lasters bezüchtigen können. Er hatte viel Verstand, einen milden, sanften Charakter, und eine schöne Seele, machte auch recht artige Gedichte, Lieder und Lustspiele, und begünstigte mit richtiger Auswahl Künstler und bedürftige Schriftsteller. Alle Jahre steuerte er

sechs junge Mädchen aus, bestritt die Kosten ihrer Hochzeit, that außer dem in Passy unendlich viel Gutes, beschäftigte die Taglöhner, und unterstüzte arme Familien. Er hatte die reinsten Sitten, das anständigste, geziemendste Betragen, sein Haus war auf einen sehr großen Fuß gesezt, er machte aber nie Schulden; er sah sehr viele Gäste, und immer die beste Gesellschaft, machte den Wirth mit eben so viel Anstand als Anmuth, spielte nie, und erlaubte in seinem Hause nie Hazardspiele; er war mäßig, großmüthig, und hatte eine leidenschaftliche Liebe für Literatur, Künste und Talente. Eben so wenig waren ihm häusliche Tugenden fremd; er war ein guter Herr und Verwandter, ein treuer, zärtlicher Freund — und dennoch hat der Spott diesen Mann mehr wie dreißig Jahre unermüdlich verfolgt. Wahr ist es, er äußerte bei manchem seinem Thun zu viel Pomp, Gesuchtes, Sonderbares, und das verzeiht man nicht so leicht, besonders keinem Bürgerlichen, so wie die Prahlerei bei Wohlthaten überhaupt der Fehler ist, den die Menschen am wenigsten verzeihen; man liebt diese großen Beyspiele nicht, welche auf die, welche sie nachahmen könnten, und es nicht thun, einen gewissen Tadel werfen; man will es nicht als Grundsatz aufgestellt sehen, daß es selbst aus Eitelkeit besser sey, ein großes Vermögen zum Wohlthun, als einzig zu vergänglichem Luxus zu verwenden; man wiederholt, daß das Gute im Verborgenen gethan werden müsse — als wenn gewisse Handlungen, ja die schönsten, nützlichsten, sich im Verborgenen thun ließen! — So hat die klein-

liche, platte Eitelkeit von jeher die edle Selbstliebe bekriegt, und oft die reinsten Absichten der christlichen Liebe verläumdet. Ich, meinerseits, habe mich dem Genuß, das Gute überall, wo ich es auffand, zu bewundern, ohne Rückhalt überlassen. Schönen Handlungen einen schlechten Beweggrund unterzuschieben, gleicht einigermaßen der Niederträchtigkeit der Undankbaren, die sich durch solche Grübeleien gern der Last der Erkenntlichkeit gegen ihre Wohlthäter zu entziehen bemüht sind.

Am Tage unserer Ankunft in Passy gab ich einen neuen Beweis meines Talents, in den Physiognomien der Menschen die geheimsten Laster ihrer Herzen zu lesen. Nach der ersten Begrüßung des Empfanges wendete ich mich um, und erblickte einen, als Abbe gekleideten, kurzen, dicken Menschen, dessen Züge mich dergestalt zurückstießen, daß ich schauderte. Meine Mutter fragte mich, was mir fehle? „Sehen Sie nur jenen Abbé an, antwortete ich ganz leise, ich bin gewiß, daß er gehangen wird.“ Meine Mutter schmälte mit mir, ich blieb aber bei meiner Meinung. Dieser Mensch war der berühmte Abbé de la Coste, er ward fünf Monate darauf von Herrn de la Popeliniere nach Toulouse geschickt, um Fräulein von Mondran, die Tochter eines Capitoul, abzuholen, die Herr de la Popeliniere, auf den bloßen Ruf ihrer Talente hin, heirathen wollte, und auch wirklich heirathete. Dieser Romanen-Einfall glückte aber nicht; diese Ehe machte dem armen Manne so vielen Kummer, daß er nach achtzehn Monaten starb. Es war einmal sein Schicksal, durch Weiber unglücklich zu

seyn. Das ärgerliche Abentheuer seiner ersten Frau mit dem Marschall von Richelieu ist aller Welt bekannt, ich habe es in meinem Roman der „mères rivales“ zu der Geschichte von Herrn und Frau von Resnel benuzt. Dieser Abbé ward einige Monate nach Herrn von Popelinieres Heirath mit Fräulein Mondran, des doppelten Verbrechens überwiesen, auf seinen Wohlthäter und einige andere Personen gänzlich ehrlose Schmähschriften gemacht und den Verdacht davon mit der größten Wahrscheinlichkeit auf einen Freund des Herrn de la P., den er zu Grund richten wollte, geworfen zu haben. Um sich besser zu verbergen, sagte dieser Elende in den erwähnten Schmähschriften viel Böses von sich selbst. Außerdem entdeckte es sich, daß er viel falsche Wechsel und andere Schelmstreiche gemacht, worauf er denn (er war nicht Priester) zum Halseisen und den Galeeren verdammt wurde. An dem Tage, wo er zur Vollziehung seines Urtheils auf den Greve-Platz geführt wurde, fragte ein Fremder nach der Ursache des großen Volkszulaufs; einer aus dem Haufen antwortete ihm: „der Gesandte des Herrn de la Popeliniere hält seinen Einzug.“

Zwei Tage nach unsrer Ankunft war ich bei der Hochzeit der sechs, dieses Jahr von unserm großmüthigen Wirth ausgesteuerten Mädchen. Sie waren alle gleicherweise, als Bäuerinnen, aber zierlich gekleidet. Herr de la P. gab ihnen diese Kleidung, 500 Fr. an Geld und das Hochzeitfest. Zu dieser Absicht widmete er jährlich 6000 Fr. An diesem Tage war in Passy

ein ländlicher Ball und ein schönes Fest für die Brautpaare. Ich tanzte und belustigte mich ungemein. Herr de la P., der so herrliche Feten gab, ward mein Abgott! Wenn nur wenige Gesellschaft gegenwärtig war, las er uns zuweilen Bruchstücke aus einem orientalischen Roman „Daïra" vor, den er damals schrieb und der mir vortrefflich vorkam. Es hielt sich in dieser Zeit eine talentvolle Frau bei ihm auf, die zufällig den Namen des uns ehemals angehörenden Landgutes St. Aubin führte. Meine Mutter hatte ihn zwar seitdem gegen den: Du Crest, vertauscht, allein man nannte sie dennoch oft damit. Diese Frau hatte kein einziges ausgezeichnetes Talent, allein viele angenehme; sie verstand Musik, sang recht artig italienisch, spielte den Dudelsack, auch war sie höflich, bescheiden, gut und liebenswürdig. Auch Madame Belot *) hatte hier ihren gewöhnlichen Aufenthalt; ihre Uebersetzung von Hume wird sehr geschäzt; sie war eine Frau von Verdiensten. In Passy hörte ich zum erstenmal die Harfe spielen; Herr de la Popeliniere hatte eine eigene sehr gute Kapelle; Grossec, ein noch lebender sehr guter Tonsetzer, gehörte zu ihr; noch mehr Freude machte mir aber ein alter deutscher Harfenspieler, Herr Gaiffer — man nannte ihn nur

---

*) Mad. Bellot starb 1805 in einem hohen Alter zu Chaillot. Sie übersezte sehr viel und nur aus dem Englischen. Ihre erste Arbeit, die eine günstige Meinung von ihr erregte, war ein Discour sur J. J. Rousseau, der 1756 erschien.

Anmerk. des Herausg.

den König David — ihm verdankt man die Erfindung des Harfenpedals, ohne welches ehedem die Harfe ein so beschränktes Instrument war, daß man sie nur in deutschen Schenken und auf den Gassen hörte. Gaiffer veredelte sie durch seine Erfindung und machte die Harfe zu dem allerschönsten Instrument. Er spielte sie nur zu zum Präludiren, und das noch dazu sehr mittelmäßig, obschon er viel Harmonie besaß; allein es fehlte an seinen Fingern, er hatte keinen Begriff davon, was man auf diesem herrlichen Instrumente hervorbringen kann. Er hatte nicht mehr als vier oder fünf Schüler, die sehr wenig verstanden und doch die einzigen in Frankreich waren. Ich faßte eine so unermeßliche Leidenschaft für dieses Instrument, daß ich meine Mutter aufs Flehentlichste bat, mir Herrn Gaiffer zum Lehrer zu geben; sie willigte ein; meine Lehrstunden nahmen sogleich ihren Anfang, weil ich aber keine eigene Harfe hatte, konnte ich nicht allein lernen, sondern spielte nur zweimal die Woche mit meinem Lehrer. Dieser war aber der beste Mensch von der Welt; wie er meinen Eifer wahrnahm, gab er sich alle Mühe, so daß unsere Lektion zuweilen drei Stunden lang dauerte. Hätte ich in Passy eine eigene Harfe gehabt, so wäre mein Glück ganz ohne Abbruch gewesen. Man spielte Komödien, von denen Herr de la Popeliniere der Verfasser war; mir übertrug man in der „Indolente“ die Agnese, und in „den Spielern“ eine Kammerzofe; ich tanzte, ohne Mittänzer, mit dem größten Beifall. Ein Tänzer vom italienischen Theater, Namens Deshaies, lehrte mich die-

sen Tanz, den ich nicht nur auf der Bühne, sondern im Salon unzählige Mal wiederholen mußte. Ich hatte vieles Talent zum Tanze, habe es aber, weil ich ihn ohne Eigenliebe trieb, nie entwickelt; er war mir nur auf dem Lande etwas werth; die Hof- und Stadt-Bälle besuchte ich nur, damit man sah, daß ich eine Einladung dazu erhalten hatte, und um einen niedlichen Putz von andrer Art, wie man ihn in andern Gesellschaften trug, anlegen zu können. Mir war es immer unbegreiflich, wie einem Talente Werth beigelegt werden konnte, das der, welcher nicht seinen Beruf daraus macht, nicht allein üben, noch zu einer gewissen Vollkommenheit bringen kann, und worin jede Operntänzerinn die geübteste Frau der guten Gesellschaft übertreffen muß. Herr de la Popeliniere war von meinen kleinen Talenten entzückt. Er sagte oft, mich mit einem tiefen Seufzer ansehend: Wie Schade, daß sie erst dreyzehn Jahr alt ist! (1759) Endlich verstand ich dieses oft wiederholte Wort sehr gut, und war selbst darüber unwillig, denn ich bewunderte ihn so sehr, daß es mich sehr gefreut hätte, ihn zu heirathen. Er war der einzige Greis, der mir diese Idee einflößte. Er schenckte mir einen sehr guten Kupferstich, der ihn, einen entblätterten Rosenstrauß in der Hand haltend, vorstellte, uud darunter folgende Zeilen seines Freundes Broussonel:



Ce sage, des arts le Mécène,
Par ses propres talens plein de celébrité,
Est au sein de Plutus l'homme de Diogène,
Et le plus tendre ami qu'ait eu l'humanité.

Herr

Herr de la P. fand diese Verse mit Recht unpassend, und machte folgende:

Pour ces fleurs il n'est qu'un printemps;
Du moins la vie a son automne;
Prenons ce que le sort nous donne
Et connoissons le prix du temps.

Diese Verse schienen mir damals so allerliebst, sie gruben sich so fest in mein Gedächtniß, daß der Verlauf eines halben Jahrhunderts sie nicht hat vertilgen können. Da ich sehr große Lust hatte, Herrn de la P. sehr zu gefallen, wünschte ich, meine Mutter möchte ihm das kleine Gedicht zeigen, das ich auf Fräulein von Mars, meinen und Viktoriens Namen gemacht hatte; da es Herrn von Mondorge so entzückt hatte, zweifelte ich nicht, es werde auch Herrn von Popeliniere gefallen. Meine Mutter aber erwähnte dessen nie, und ich durfte ihr meine kleine Dichter-Eitelkeit nicht gestehen, denn ich fürchtete sie viel zu sehr, um offen mit ihr zu sprechen. Mein Karakter liebt immer das Aeusserste, aber in meinen Meynungen besitze ich viele Mäßigung; deshalb habe ich viel vernünftelt, habe viel Geschmack gehabt, und dennoch viele Uebereilungen begangen, und falsche Schritte gemacht. Ich vertraue entweder ohne Grenzen, oder verschließe mich ganz; meine Freundschaft, Achtung, Bewunderung ist unbedungen; ich habe die Fehler derer, die mir lieb waren, immer sehr gut gekannt, gab ihnen aber diesen Namen nur weil ich wußte, daß sie andern so vorkommen mußten; in meinen Augen waren es nur unangenehme Außenseiten,

ich schuf sie zu eben so vielen Tugenden um, und gewann diese Personen um so lieber, weil ich mir glauben machte, diese Tugenden wåren nur fůr mich vorhanden, ich allein sey nur fåhig, sie zu entdecken und zu schåtzen. Da wo ich nicht liebte, erblickte ich das Gute wie das Bőse ohne Uebertreibung; Abneigung und Groll haben mich nie zu einem falschen Urtheil verleitet. Ich ehrte meine Mutter; meine gånzliche Unterwůrfigkeit gegen sie hat sich nie einen Augenblick verleugnet, ich glaubte ihr das, was ich ihr nicht an Innigkeit und Vertrauen geben konnte, durch Aufmerksamkeit, Pflege und Gehorsam ersetzen zu můssen. Es fand in der Art unsers Verstandes, in unsern Meynungen, unsern Karakteren, unsern Launen, der sonderbarste Gegensatz statt. Sie war ernst, streng, Ehrfurcht einflőßend, ihr Wuchs war einer der edelsten die ich gesehen; sie hatte große, schwarze, nicht sehr geőffnete, Augen, die aber von großer Schőnheit waren, und deren durchdringenden Blick ich nie zu ertragen vermochte. Außerdem hatte sie herrliche Eigenschaften: sie war mitleidig, großmůthig, religiős, ohne gerade eine Fromme zu seyn; sie hatte unendlich viel Verstand, der bey mehr Kenntnissen glånzend håtte seyn kőnnen. Hatte sie Lust zu gefallen: so konnte Niemand liebenswůrdiger seyn, wie sie.

Ich stand in Passy sehr frůh auf, und bevor meine Mutter das Bett verließ, gieng ich mit Victoire in den Garten; sie sezte sich auf eine Bank, und nåhte, indeß ich vor ihren Augen spazieren gieng. Dabey baute ich Luftschlősser und hielt laute Gespråche — eine Gewohnheit,

die ich mein Leben lang behalten, und ihr den angenehmsten Zeitvertreib, ja selbst den größten Trost der mir zugetheilt gewesen ist, zu danken gehabt habe. In diesem lauten Gespräche stellte ich mir vor, daß Fräulein Mars mich besuchte; ich erzählte ihr alles, was mir begegnete, alles, was ich dachte, dabey ließ ich sie ganz in ihrem Charakter reden; sie gab mir guten Rath für die Vergangenheit und die Zukunft; erzählte mir auch ihrerseits eine Menge Dinge, die ich mit der größten Leichtigkeit ersann. Diese eingebildeten Gespräche wurden mir so lieb, daß die Wirklichkeit kaum größern Reiz für mich hätte haben können; wenn mich Victoire abrief, war ich in Verzweiflung, und versprach meiner Freundin zuverläßig den andern Morgen wiederzukommen.

Das Theater, die Conzerts, der Tanz nöthigten mich, sehr wider meinen Willen, das Harfenspiel zu unterbrechen; um so mehr, da ich vor meiner Mutter Erwachen nicht spielen durfte, da ich sie, dicht neben ihr in einem kleinen Kabinette wohnend, gestört hätte; allein jene Zerstreuungen behagten mir darum nicht minder. Sonntags war allezeit ein musikalisches Hochamt; Frau von St. Aubin spielte eine kleine Orgel, Gossec und die andern Tonkünstler vollführten schöne Symphonien, nachher war ein großes Diner, zu dem viele Gäste aus Paris kamen, worunter sich immer Gesandte mit ihren Gemahlinnen befanden, deren Unterredung mich sehr kurzweilte. Herr de la P. veranlaßte sie immer von ihrem Lande zu sprechen, wobey ich sehr neugierig zuhörte. Man schwazte auch noch nach der Tafel, dann spielte man Schach, um

fünf Uhr war ein schönes Concert, zu dem wieder viele Leute aus Paris kamen; um neun Uhr speiste man zu Abend, und dann machten wir gewöhnlich noch ein bischen Musik unter uns, bis halb zwölf, wo man sich schlafen legte. In der Woche ging ich, selbst an den Komödientagen, früher zu Bett, die Dienstage ausgenommen, wo die Gelehrten und schönen Geister sich versammelten. Unter diesen befand sich jeden Dienstag der Abbé Olivet,*) Mitglied der französischen Akademie, Frau von Ricoboni, die Verfasserinn der Lady Catesby, die schon damals gedruckt war; der berühmte Vaucanson, der Ritter Laurés, welcher Verse machte, und Herr Bertin, der ebenfalls Dichter war **). An diesem Tage stellten sich auch viele Künstler ein. Ich erinnere mich nur des Malers Latour. Er gab uns einmal zu rathen, wie er nach Passy gelangt sey? nicht zu Fuß, nicht zu Wasser, auf keinem Räderfahrzeug, auf keinem Lastthier; ja gar nicht auf dem

---

*) Er starb 1758; war einer der besten französischen Gramatiker, und ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Voltaire nannte ihn seinen Lehrer, weil er wirklich seine ersten Studien geleitet, und ihn in die Akademie aufgenommen hatte.

Anmerk. des Herausg.

**) Bertin war aus der Insel Bourbon, und starb 1790 in St. Domingue. Er ward in Frankreich erzogen, trat früh in Kriegsdienste, wo er bald Kapitain ward, und das Ludwigskreuz erhielt. Seine Gedichte verschafften ihm den Namen des französischen Tibulls.

Anmerk. des Herausg.

festen Lande, und auch nicht schwimmend. Niemand vermochte dieses Räthsel zu lösen. Endlich erklärte er uns: er mache sich auf den Weg, werfe sich in den Fluß, da er aber nicht schwimmen könne, halte er sich mit beyden Händen an einem Kahn fest, und würde also am Schlepp-tau nach Passy gezogen. Nach Tische gab es immer eine kleine Lektüre, und außerdem sagte ich noch Verse her, deren ich eine ungeheure Menge auswendig wußte. Um mein Leben in Passy noch angenehmer zu machen, mußte ich dort in einer Art Pflegetochter des Herrn de la P. eine Freundinn finden. Er hatte sie mit Herrn Zimmermann, einem Offizier der Schweizergarde, der sehr stark auf der Geige war, verheirathet. Die Geschichte dieser jungen Frau war seltsam genug. Sie war die Tochter eines armen Adelichen, hundert fünfzig Meilen von Paris, in einer Provinz erzogen. Wegen einer Familien-angelegenheit, die von den General-Pächtern abhing, schrieb sie an Herrn de la Popelinière, den sie dem Rufe nach kannte. Da es diesem gesagt war, der Brief komme von einem achtzehnjährigen Mädchen, las er ihn, so einfach er war, mit vieler Theilnahme, und bewunderte dessen schöne Handschrift und richtige Orthographie — so bewilligte er also die Bitte, und erhielt einen Danksagungs-Brief, der noch viel schöner war; er beantwortete ihn, und es entstand ein Briefwechsel zwischen beyden. Herr de la P. entbrannte für die kleine Provinziale, die so viel Verstand, Anmuth, Gefühl äußerte; er zog Erkundigungen von ihr ein; man antwortet ihm, die junge Waise sey hübsch und ein Engel durch ihren Charakter, durch ihr

Betragen. Nun ist er wirklich verliebt, er erklärt sich ihr, und erhält eine Antwort, die ihm den Kopf gänzlich verlieren macht; er bietet ihr seine Hand, sie nimmt sie an, und kommt nach Paris. Die erste Zusammenkunft kühlt ihn ein wenig ab, doch ohne ihn wankelmüthig zu machen; er fand seine Braut nicht so hübsch, wie er es sich gedacht hatte, sie war unvortheilhaft angekleidet, sie sah linkisch aus, und hatte Sommersprossen. Nach einigen Tagen war Herr de la P. so unzufrieden mit ihrem Verstande, daß ihm ihre allerliebsten Briefe anfingen verdächtig zu werden; er befragte sie deshalb, und sie antwortete sehr unbefangen: sie wüßte nicht einmal die Rechtschreibung; diese Briefe habe ihr Pfarrer aufgesezt, und sie dieselben nur abgeschrieben. Herr de la P. gab ihr eine schöne Ausstattung, für 30,000 Liv. Diamanten, 100,000 Liv. Mitgift, und ihr nebst ihrem Manne Wohnung und Kost. Wie ich Frau von Zimmermann sah, war sie fünf Jahre verheirathet, ihre Sommersprossen waren verschwunden, der Tanzmeister hatte ihr Anstand gelehrt, sie wußte orthographisch zu schreiben, war angenehm, hübsch, sittsam, bescheiden — es schien, daß Herr de la P. bedauern könnte, seinen ersten Plan aufgegeben zu haben.

In den ersten Tagen des Oktobers kehrten wir nach Paris zurück; ich verließ Herrn de la P. mit vielem Schmerz; er war mir sehr lieb geworden. Jetzt bezogen wir eine Wohnung in der neuen St. Pauls Straße, wo wir in der Familie des Herrn de Fevre, eines sehr reichen Créolen, der auf dem Quai des Celestins wohnte, eine sehr angenehme Nachbarschaft hatten. Er hatte drey Töch-

ter, deren jüngste an Alter mir gleich kam, alle waren liebenswürdig, gut, hübsch und voll Talente. Ich war fast den ganzen Tag bei ihnen, spielte dort Harfe, Klavier, und übte mich im Singen. Die Musik vernachlässigte ich also keineswegs; ein Italiäner, Pellegrini, lehrte mich (er kam früh um sechs Uhr) singen, Philidor*) lehrte mich das Accompagnement. Mitten im Winter hatte ich den Einfall, den Dudelsack zu lernen. Statt mit dem Munde zu blasen, giebt man diesem Instrumente den Wind durch einen, unter dem Arm gehaltenen Blasebalg. Ich hatte für alle Instrumente so ein außerordentliches Geschick, daß ich am Ende von drey Monaten besser spielte, wie mein Lehrer. Herr von Zimmermann, der uns alle Tage besuchte, lehrte mich nun die Bratsche, auf der es mir ebenfalls gelang. Die Harfe liebte ich jedoch vor allen, und spielte sie alle Tage fünf Stunden lang. Nachdem mir Gaiffer zwey und vierzig Lektionen gegeben, wollte er keine Marken mehr annehmen; kam aber noch immer aus Freundschaft, und ließ mich Noten lesen. Meine glücklichen Anlagen halfen mir die Vervollkommnung des Spiels selbst zu entdecken, Gaiffers unendliche Freude an meinem Eifer spornte mich an, und ich machte reißende Fortschritte.

---

*) Philodors eigentlicher Name war Donican, er war aus Dreux, und starb 1795 in London, wohin er während der Schreckenszeit geflohen war. Obgleich ein sehr guter Tonkünstler, hat ihn doch seine Geschicklichkeit im Schachspiel, und die Analyse dieses Spiels, welche er schrieb, berühmter gemacht. Anmerk. des Herausg.

Man kam, um mir wie einem Wunder zuzuhören; alle Welt wollte Harfe lernen, und da kein anderer Lehrer da war, ward Gaiffer mit Schülern überhäuft. Ich hatte das Vergnügen, das Glück dieses wackern Mannes zu veranlassen und er war dafür so dankbar, als hätte ich die Harfe nur zu diesem Ende gelernt. Meine Leidenschaft und mein Eifer für dieses Instrument nahm mit meinem Gelingen zu; gegen Ende des Winters spielte ich täglich sieben Stunden, ja oft neun, zehn und zwölfe. Nach einem Jahre war ich aber auch die stärkste Harfenspielerin, und auf eine Weise, die bis jezt noch ganz unbekannt gewesen war.

Mein Vater, der diese ganze Zeit über in Burgund geblieben war, kam auf kurze Zeit zu uns, und trat dann, zur Wiederherstellung seines Vermögens, eine Reise nach St. Domingue an. Diese lange Reise betrübte mich sehr lebhaft, ich hatte keinen Trost als meine Harfe, und war damals funfzehn und ein halbes Jahr alt. Damals machte ich eine seltsame Eroberung an dem Baron Zurlauben, Schweizer Obersten, einem Greisen von achtzig Jahren; er liebte mich so leidenschaftlich, daß er mich heirathen wollte; allein ich erklärte, das nichts auf Erden mich bewegen könnte, einen Greis zum Gatten zu nehmen. Wenige Monate nachher ward Herr von Monville Wittwer; so bald er die Pleureusen (tiefe Trauer) abgelegt hatte, besuchte er uns und kam oft wieder; so jung ich war, nahm ich den Eindruck, den ich auf ihn gemacht hatte, dennoch wahr; er war nur sieben oder acht und zwanzig Jahre alt, von männlicher, romantischer, an=

muthiger Schönheit, die mir ganz besonders gefiel; sein Wesen war voll Anstand, er hatte allerliebste Talente, einen angenehmen Verstand, den liebenswürdigsten Karakter, zu diesem Allem noch ein großes Vermögen; er war der einzige Mann dieses Alters, den ich bemerkt hatte und den ich der Bemerkung werth hielt — allein ich war entschlossen, einen Mann von Stande oder einen Hofmann zu heirathen. Seit ich Fräulein Mars nicht mehr um mich hatte, war die Eitelkeit der vornehmste Beweggrund aller meiner Handlungen geworden; um mein Herz und meine Vernunft gab man sich so wenig Mühe, man lobte mich unaufhörlich über so nichtswürdige Dinge, lehrte mich den nur angenehmen Talenten einen so großen Werth beilegen, daß sich endlich eine elende Selbstliebe in mir entwickelt hatte, die nur nach Bewunderung geizte. Ich liebte wirklich die Musik und die Harfe, allein ich hätte mir nie so angestrengte Mühe damit gegeben, ohne das geheime Vergnügen, das es mir machte, für ein Wunder zu gelten und die berühmtesten Künstler kommen und mir mit Erstaunen zuhören zu sehen. Pellegrini dedicirte mir eine seiner Compositionen; wie ich meinen Namen an der Spitze einer höchst schmeichelhaften Zueignung erblickte, freute ich mich ausgelassen und hatte dessen gar kein Hehl. Ich habe eine Verstellung, die welche aus Muth entsteht, gekannt; meine Schmerzen habe ich verbergen können, aber nie meine Gefühle und Meynungen. Daraus folgte, daß Kraft und Selbstherrschaft mich nie vorsichtig machten, aber Offenheit und Natürlichkeit haben meinen Karakter auch vor Weichlichkeit bewahrt.

Ich war sehr geschmeichelt, daß ein Gelehrter, ein Geometer von großem Ruf, begierig war, mich auf der Harfe spielen zu hören. Es war Alembert, der auch irgend etwas über die Harmonie geschrieben hatte; er ließ sich bei meiner Mutter vorstellen und schien von meiner Harfe bezaubert. Er hatte eine unedle Gestalt, erzählte burleske Geschichtchen mit einem scharfen, schreienden Kehlenton, und mißfiel mir sehr. Auch den berühmten Rameau *) sah ich damals oft, und verehrte ihn sehr. Ich vergaß aber von einem sehr seltsamen Menschen zu sprechen, den ich während sechs Monaten vor der Abreise meines Vaters täglich sah: dieses war der berühmte Charlatan, Graf St. Germain**); damals sah er wie ein Mann von höchstens fünf und vierzig Jahren aus, und nach dem Zeugniß von Leuten, die ihn dreißig bis fünf und dreißig Jahr vorher gesehen hatten, mußte er unendlich viel älter gewesen seyn; er war etwas über der mittlern Größe, sehr gut gewachsen, hatte einen äußerst leichten Gang, schwarze Haare, eine braune Gesichtsfarbe, eine geistvolle Physiognomie und regelmäßige Züge; er sprach Französisch und Englisch ohne alles Fremde in der Aussprache, auch Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, war

*) Rameau ward 1683 in Dijon geboren und erhielt 1764 das Adelsdiplom, welches er aus Sparsamkeit nicht eintragen ließ. Er starb in demselben Jahr. Er hat zwanzig große Opern in Musik gesezt und zwei sehr berühmte Werke über Musik geschrieben: Demonstration du principe de l'harmonie und Code de la Musique. A. d. H.

**) Die im Journal de l'Empire 1813 von einem Hr. Gleinhau erzählten Züge über den Grafen St. Germain sind notorisch falsch. A. d. H.

ein sehr geschickter Tonkünstler, begleitete aus dem Kopf alles was er singen hörte auf dem Klavier, und das in einer Vollkommenheit, über die ich Philidor, so wie über seine Art zu präludiren, habe erstaunen sehen. Er war ein guter Physiker und ein sehr großer Chemiker, wovon mein Vater sehr gut urtheilen konnte, und ihn doch selbst in diesen Fächern bewunderte. St. Germain malte auch in Oehl, nicht so meisterhaft wie man es vorgab, aber recht angenehm, und weil er das Geheimniß gefunden hatte, seinen Farben einen wundervollen Glanz zu geben, machten seine Gemälde großen Eindruck. Seine Gegenstände waren immer aus der Geschichte gewählt, und er behandelte sie in einem großen Styl. Dabey ermangelte er nie seine weiblichen Gestalten mit Edelsteinen zu schmücken, wobey seine wundervollen Farben wirklich den verschiedenen Steinen einen so natürlichen Glanz gaben, daß sie, nach Latour, Vanloos und andrer Maler Meynung — die ihn übrigens sehr bewunderten — den Nachtheil hatten, durch ihren blendenden Schein die Gestalten auszulöschen, und der Wahrheit durch die zu lebendige Täuschung zu schaden. Allein man hätte diese sonderbaren Farben, deren Geheimniß St. Germain nie mittheilen wollte, zu Verzierungen sehr gut benützen können. Des Mannes Gespräch war unterhaltend und unterrichtend; er war viel gereist, kannte die ganze neue Geschichte in ihren geringsten Einzelnheiten, weshalb die Sage entstand, daß er von längst verstorbenen Leuten so spräche, als habe er sie persönlich gekannt; wovon ich ihn nie ein Wort habe äußern hören. Wenn er Grundsätze äußerte, verriethen sie immer die

größte Rechtlichkeit; er beobachtete den äußern Gottesdienst sehr pünktlich, war mildthätig, und nach Aller Urtheil von sehr reinen Sitten. Ueberhaupt war seine ganze Haltung und sein Gespräch ernst und moralisch. Bey allen diesen vortrefflichen Eigenschaften war er aber dennoch ein Charlatan, oder doch ein durch den Besitz einiger Geheimnisse, die sein Leben ungewöhnlich zu verlängern vermochten, und ihm eine feste Gesundheit erhielten, überspannter Mensch. Mein Vater wenigstens war fest überzeugt, daß er, der kaum fünf und vierzig Jahr alt schien, über neunzig verlebt haben müsse. Wenn der Mensch seine Kräfte nicht mißbrauchte, könnte er ja wohl — wie einige Beyspiele zeigen, dieses und ein noch viel höheres Alter erreichen, und in diesem Fall konnte Graf St. Germain, besonders wenn er irgend ein chemisches Mittel zu Hülfe nahm, im neunzigsten Jahr wie ein Fünfundvierziger aussehen. Während der vier ersten Monate unserer Bekanntschaft sagte der Graf nicht nur nichts Abentheuerliches, sondern gar kein außerordentliches Wort; sein Wesen hatte sogar etwas so Ernstes, Achtbares, daß meine Mutter nicht den Muth hatte, ihn über die Seltsamkeiten, die von ihm im Umlauf waren, zu befragen. Endlich, eines Abends, wo er mich lange zu einem italiänischen Gesange, dem Gehör nach, accompagnirt hatte, sagte er zu mir, daß ich in vier, fünf Jahren eine schöne Stimme haben werde; „und wenn Sie siebzehn oder achtzehn Jahre alt seyn werden, sezte er hinzu, möchten Sie da nicht, wenigstens eine ganze Reihe Jahre lang, stehen bleiben?“ Ich erwiederte, daß mich das sehr freuen würde.

de. „Nun, ich verspreche es Ihnen;" sprach er sehr ernsthaft, und gieng zu einem andern Gegenstand über.

Diese wenigen Worte ermuthigten meine Mutter, sie fragte gleich darauf: ob Deutschland wirklich sein Vaterland sey? — Er schüttelte geheimnißvoll den Kopf, seufzte tief, und antwortete: „Alles was ich Ihnen über meine Geburt sagen kann, ist, daß ich im siebenten Jahre mit meinem Hofmeister in den Wäldern umher irrte ... und auf meinen Kopf war ein Preis gesetzt ...." Diese Worte machten mich schaudern; denn ich zweifelte keinen Augenblick an der Wahrhaftigkeit dieser großen Mittheilung. — „Den Tag vor meiner Flucht, fuhr er fort, band mir meine Mutter ... die ich nicht wieder sehen sollte.... ihr Bildniß um den Arm ...." Ach Gott! rief ich. Bey diesem Ausruf blickte mich der Graf an, und schien gerührt meine Augen voll Thränen zu sehen. „Ich will es Ihnen zeigen" fuhr er fort, streifte seinen Aermel zurück, und löste ein, sehr schön in Email gemaltes Armband, welches das Bild einer sehr schönen Frau darstellte, ab. Ich betrachtete es mit der größten Rührung; Graf St. Germain sagte weiter nichts, und sprach von andern Dingen. Nach seinem Abschied hatte ich den großen Verdruß zu hören, wie meine Mutter über seine Verbannung spottete, über den siebenjährigen Kopf, auf den ein Preis gesezt gewesen, und die Flucht mit dem Hofmeister in einen Wald, die zu verstehen geben sollte, daß er der Sohn eines entthronten Fürsten sey. Ich glaubte diesen Roman, und wollte ihn glauben, meiner Mutter Spöttereien gaben mir also großes

Aergerniß. Von da an sagte Graf St. Germain nichts Außerordentliches mehr; er sprach von Musik, von schönen Künsten und den Seltenheiten, die er auf seinen Reisen gesehen. Unaufhörlich brachte er mir Bonbon in Gestalt von Früchten, die er versicherte, selbst verfertigt zu haben, und dieses war nicht dasjenige seiner Talente, was mir am wenigsten schätzenswerth schien. Auch eine Bonboniere schenkte er mir, deren Deckel er selbst gemacht; es war eine große Schachtel von schwarzer Schildpatte, in deren Deckel ein künstlicher Achat angebracht war; stellte man sie an das Feuer, so verschwand augenblicklich der Achat, und es erschien an seiner Stelle das Miniaturbild einer Schäferinn, die einen Blumenkranz hielt. Dieses Bild blieb, bis man die Schachtel von Neuem erwärmte, wo denn der Achat sich wieder herstellte. Man konnte auf diese Weise sehr leicht Bildnisse verborgen halten. Später hin erfand ich selbst eine Composition, mit der ich jede Art Kiesel darstelle, sogar durchsichtigen Achat, und durch dieses Mittel habe ich das Geheimniß von Herrn St. Germains Schachtel entdeckt. Um alles, was diesen seltsamen Mann angeht, zusammen zu fassen, sage ich noch, daß ich, wie mich mein Weg nach fünfzehn oder sechzehn Jahren nach Siena führte, erfuhr, er lebe daselbst, und man halte ihn für einen Fünfziger; wie ich mich nach andern fünfzehn oder siebzehn Jahren in Holstein befand, sagte mir der Prinz von Hessen, Schwager des Königs von Dänemark, und Schwiegervater des jetzt regierenden Königs, daß St. Germain sechs Monate vor meiner Ankunft bey ihm gestorben sey. Bey seinem Tode, so sagte mir der Prinz,

sah er weder alt noch abgelebt aus, schien aber von einer tiefen Traurigkeit verzehrt. Der Prinz hatte ihm eine Wohnung in seinem Schloß angewiesen, und machte chemische Experimente mit ihm. St. Germain war nicht armselig, aber doch ohne Begleitung und Gefolg nach Holstein gekommen; er hatte noch einige schöne Diamanten, und starb an der Auszehrung. In seinen lezten Augenblicken war er in großer Seelenangst, so daß seine Vernunft sogar gestört ward; zwey Monate vor seinem Tode wurde er ganz verrückt; alles verrieth damals an ihm die furchtbaren Schrecken eines beunruhigten Gewissens. Das that mir leid, denn ich gedachte dieses außerordentlichen Mannes noch mit vieler Theilnahme.

So bald mein Vater nach St. Domingue abgereist war, ging meine Mutter, mit dem Vorsatz es sehr ernstlich zu betreiben, an das allertraurigste Geschäft: einen Prozeß gegen ihre Mutter — die aber wirklich eine sehr unnatürliche Mutter war! — Die Marquisinn de la Haye war in erster Ehe mit Herrn von Mezières verheirathet, der ein Gut in Burgund nahe bey Avallon besaß; Herr von M. hatte viel Verstand, und war ein großer Geometer; in seiner Provinz ist es allgemein bekannt, daß er der berühmten Frau von Chatelet, die seine Nachbarinn war, alle Materialien zu den seitdem von ihr öffentlich erschienenen Schriften zusammentrug. Es ist drollig genug, daß mein Großvater es war, der auf diese Weise behülflich war, den Ruhm von Voltaire's größter Bewundererinn zu gründen. Meine Großmutter ward Wittwe, wie sie noch sehr jung und sehr schön war; es blieben ihr zwei

Kinder, ein Knabe und ein Mädchen (meine Mutter), von acht und sechs Jahren. Die Tochter that sie in die Abtey Malnoue bey Paris in Kost, den Sohn in ein College, sie selbst verheirathete sich, ehe das Trauerjahr vorüber war, in zweiter Ehe mit dem Marquis de la Haye, den man nur den schönen Lahaye nannte; er war Page gewesen, nachher Liebhaber von des Regenten Tochter, der Herzoginn von Berry, und war sehr reich. Frau von Lahaye faßte gegen die Kinder ihrer ersten Ehe einen wahren Abscheu; erklärte der Aebtissinn von Malnoue, daß sie ihre Tochter zum Klosterleben bestimme, und es also ihr Wille sey, sie in dieser Ansicht zu erziehen. Sobald ihr Sohn dreizehn Jahr alt war, schickte sie ihn als „einen Taugenichts" nach Amerika — dieses Kind ward aber doch durch seinen Verstand, sein Genie, seinen Muth und seine Tugenden, der ausgezeichentste, ja der erstaunlichste Mann. Bei seiner Ankunft in Nordamerika entwischte er zu den canadischen Wilden — er war damals noch nicht vierzehn Jahr alt! — er machte ihnen verständlich, daß ihn seine Eltern verlassen haben, und er unter ihnen leben wolle; sie willigten unter der Bedingung ein, daß er sich tatuiren, nämlich seinen Körper, vermöge einer sehr schmerzlichen Operation, nach ihrer Weise, mit allerlei willkührlichen Figuren bemalen lassen wollte. Er überstand diese Probe mit einem Muth, der die Wilden zur Bewunderung zwang. Er hatte ein ungeheures Gedächtniß, die festeste Gesundheit, erlernte bald die Sprache seiner neuen Gefährten, und übertraf sie in ihren Leibesübungen. Um seine schon erwor=

erworbene Kenntnisse nicht zu vergessen — denn er war ein ganz vorzüglicher Schüler gewesen, und hatte in allen Classen den Preis gewonnen — grub er täglich französische und lateinische Verse und geometrische Figuren auf große Stücken Baumrinde; aus diesen machte er eine ungeheure Sammlung, die er sorgfältig aufbewahrte. Die Wilden schenkten ihm bald ihre höchste Achtung, und er war noch nicht zwanzig Jahr alt, als sie ihn einstimmig zum Häuptling erwählten. Bald nachher geriethen sie mit den Spaniern in Krieg; mein Oheim lehrte sie, ihn geschickter zu führen, sie gewannen unter seiner Anführung ansehnliche Vortheile, und die Spanier fanden, daß dieser junge Häuptling der Wilden außerordentliche Gaben besitze. Sie sprachen von Frieden, mein Oheim ward, ihn zu unterhandeln, abgeschickt, und das Erstaunen der Spanier stieg aufs Höchste, wie er nur lateinisch mit ihnen sprach. Sie befragten ihn, wnrden von seinem Schicksale gerührt, von seinem Verstand, selbst von seinem Genie entzückt, und boten ihm spanische Dienste an. Mein Oheim ging den Vorschlag unter der Bedingung ein, daß die Wilden den Frieden erhielten. So bald dieser geschlossen war, floh er zu den Spaniern, und betrug sich dort so vortrefflich, daß er eine reiche Heirath schloß, und nach zehn bis zwölf Jahren zum Gouverneur von Louisiana ernannt ward. Er kaufte schöne Ländereyen, sammelte eine herrliche Bibliothek, und war vollkommen glücklich. Späterhin, wie seine grausame Mutter schon todt war, machte er eine Reise nach Frankreich. Ich wohnte damals im Palais royal, wo er täg=

lich bei mir speiste. Er war ernsthaft, schwermüthig, und sein Gespräch anziehend im höchsten Grade — denn außer den außerordentlichen Dingen, die er gesehen, hatte er ungeheuer viel gelesen, und sein Gedächtniß war sehr stark. Durch seine seidenen Strümpfe schimmerten die Schlangen, welche ihm die Wilden auf seine Beine gemalt, und auf seiner Brust, die er mir zeigte, befanden sich große Blumen in lebhaften Farben gezeichnet. Dieser sonderbare, achtungungswürdige Mann flößte mir die größte Bewunderung und Zärtlichkeit ein. Meine vielen Fragen beantwortete er kurz, aber mit unendlicher Güte — nie hörte ich Jemand mehr Dinge mit wenigern Worten sagen — von den Wilden und selbst von ihrer Lebensart hatte er eine sehr liebe Erinnerung behalten. Er sagte mir Etwas, das mich sehr in Verwunderung sezte: daß die Reisenden, welche genauere Umstände von den Wilden angeben, ein bischen Pathos abgerechnet, sie ziemlich richtig beurtheilt hätten; daß sie ohne ihre Sprache zu verstehn, sie dieselben doch wie sie wirklich ungefähr sprechen, haben reden lassen. „Die Ursache, sagte mein Oheim, ist sehr begreiflich: beurtheilte man Europäer nach ihrer Betonung und ihrem Aeußern, so würde man sehr in Irrthum gerathen, allein nicht so bei den Wilden; ihre Geberde, ihre Züge, ihre Handlungen malen das, was sie denken.“ Ungeachtet dieser Bemerkung meines Oheims, müssen doch eine Menge Reden, welche die Reisenden den Wilden in den Mund legen, da sie metaphysische Begriffe ausdrücken, nicht weniger lächerlich seyn. Mein Oheim verfaßte, mir zu

Gefallen, einen kleinen Aufsatz über die Wilden, welchen er mir schenkte; nach einigen Jahren nahm ich denselben in die Annales de la vertu auf, und feierte dadurch sein Andenken. Diese kleine Schrift ward bei ihrer Erscheinung sehr bewundert; ihr Styl war ganz unverändert geblieben, und sezte bei einem Mann, der funfzig Jahre unter den Wilden gelebt hatte, in Erstaunen. Meine Mutter war bei seinen Besuchen fast immer gegenwärtig; sie führte das Gespräch, ich mußte fast immer nur zuhören, und zog also von dieser seltenen Gelegenheit, Kenntnisse zu erwerben, nur wenigen Vortheil. Jedoch, da ich in einigen Monaten eine Sammlung Novellen herauszugeben denke, will ich in einer derselben unter dem Namen: „der europäische Wilde" alle einzelnen Nachrichten, die ich von ihm empfieng, zusammenstellen, und die Lücken mit meiner Einbildungskraft ausfüllen *).

Meine Mutter, zu deren Geschichte ich zurückkehre, ward in ihrem sechsten Jahr ins Kloster gebracht, und mit der Aussicht Nonne zu werden, erzogen. Ihre Aebtissinn, Frau von Rossignol, war eine Frau von vielem Verstand; sie liebte meine Mutter, und bemühte sich um ihre Erziehung. Es ward nur eine sehr mäßige Pension für sie bezahlt und gar keine Lehrer; allein die Aebtissinn ließ sie in der Musik unterrichten, sie lernte

---

*) Ich habe nicht Zeit gehabt diese Novelle, die sehr anziehend geworden wäre, zu verfassen.

Anmerk. der Verf.

auch Motetten singen und die Orgel spielen; sie speiste an ihrem Tisch, und war den ganzen Tag über bei ihr. Der Dichter Fuzelier kam oft an das Sprachgitter und sagte seine Verse her, wodurch meine Mutter Lust bekam, auch dergleichen zu machen, und so versuchte sie sich zum erstenmal mit einem geistlichen Gesang an die heilige Cecilia. Die Aebtissin war davon entzückt, zeigte ihn Fuzelier, und dieser gab ihr einige Reimregeln, die sie jedoch, leider! nie recht kannte — denn sie hatte Anlage zur Dichtkunst. An ihrem vierzehnten Geburtstag legte man ihr den Schleier an. Ihre Mutter besuchte sie nur alle sechs Monate, und dann wagte Fräulein von Mezières, die niemals eine Liebkosung von ihr empfangen hatte, nicht die Augen aufzuschlagen, noch ein Wort zu sprechen, sondern horchte schweigend auf die Gemeinsprüche, welche Frau von Lahaye über die Gefahren der Welt und die Annehmlichkeit des Klosterlebens auskramte. Kaum hatte meine Mutter das sechzehnte Jahr erreicht, als ihr Frau von Lahaye erklärte, daß sie nun das unwiderrufliche Gelübde aussprechen müsse. Meine Mutter weinte, man bekümmerte sich nicht darum, ein Tag des nächsten Monats ward zu der Ceremonie bestimmt. Wie dieser Tag kam, erklärte meine Mutter, daß man sie wohl mit Gewalt in die Kirche führen könnte, allein statt dort das unwiderrufliche Ja auszusprechen, würde sie Nein rufen. Die Aebtissin versicherte meiner Mutter, daß sie dieses unfehlbar thun werde, sie habe solches von Kindheit an erklärt, habe einen sehr bestimmten

Charakter, und Gewaltthätigkeit würde in diesem Fall zu nichts als einem öffentlichen Aergerniß führen. Frau von Lahaye war erboßt, aber sie mußte nachgeben; meine Mutter suchte ihre weltlichen Kleider, die während ihres langen Noviziats bei Seite gelegt worden, und weil sie indessen gewachsen, ihr viel zu kurz geworden waren, mit Freuden wieder hervor. — Allein man ließ sie im Kloster, ohne sie je daraus zu entfernen; ihr Geist, ihre Talente, ihre Gestalt machten sie zu einer sehr angenehmen Person; Jedermann liebte sie, ihre Mutter ausgenommen, welche unverhohlen den entschiedensten und ungerechtesten Abscheu gegen sie an den Tag legte. Bis in ihr sechs und zwanzigstes Jahr blieb sie in dieser Lage; damals gieng sie mit einer verwittweten Gräfinn von Fontenille, welche auch daselbst lebte, eine vertraute Freundschaft ein; diese Dame war mit meinem Vater, welcher sie oft am Sprachgitter besuchte, verwandt, hier sah er Fräulein von Mezières, verliebte sich in sie, und bot ihr seine Hand an. Aus einer unbegreiflichen Gehässigkeit versagte ihm Frau von Lahaye während drei Monaten ihre Einwilligung, obschon meine Mutter gar keine bessere Versorgung hoffen konnte; sie hatte nur vierzig oder fünf und vierzigtausend Livers väterliches Erbe, und fand einen Mann von gutem Adel mit zwölftausend Livers Einkünften, schön wie ein Engel, liebenswürdig, voll Verstand, und nur sieben und dreißig Jahr alt. Frau von Lahaye gab das väterliche Erbtheil nicht heraus, noch Ausstattung noch Geschenke. Die gute Aebtissinn be=

stritt das Hochzeitfest, die Trauung war in der Klosterkirche; Frau von Lahaye wohnte doch wenigstens mit ihren zwei Kindern zweiter Ehe, einem Knaben von eilf und einem Mädchen von neun Jahren, welche späterhin Frau von Montesson ward, der Trauungsmesse bei. Gleich nach der Hochzeit reiste meine Mutter nach Champcery ab, wo ich nach funfzehn Monaten zur Welt kam.

Meine Mutter hatte zu verschiedenen Malen sehr dringend um die Herausgabe ihres Erbtheils — das heißt dessen, was ihr von ihres Vaters Vermögen zukam, gebeten; nur mit Mühe hatte sie einen kleinen Theil daran erhalten; bei ihrer Verarmung ward sie dringender; endlich bei meines Vaters Abreise nach St. Domingue, entschloß sie sich, wie ich oben sagte, zu einer gerichtlichen Klage. Sie sezte ihre Denkschrift selbst auf; bevor sie dieselbe aber bekannt machte, beauftragte sie ihren Advokaten, sie der Frau von Lahaye mitzutheilen. Diese Denkschrift, wenn gleich im Ausdruck sehr ehrerbietig, war vernichtend durch die Thatsachen; meine Großmutter fühlte es, sie schickte ihren Sohn, den Marquis von Lahaye, der sich zum Mittelsmann zwischen seiner Mutter und Schwester erbot, an sie ab. Der Marquis, ohne weder häßlich noch einfältig, weder schön noch ausgezeichnet geistreich zu seyn, war doch gefühlvoll und gut. Er hatte mich nie gesehen, blickte aber oft und mit Rührung auf mich, und bezeigte mir die herzlichste Theilnahme. Unvermuthet that er den Vorschlag, uns sogleich zu seiner Mutter zu führen,

wobei er hinzu sezte: bei unserm Anblick würde sich Alles beilegen lassen. Er drang so lebhaft in meine Mutter, daß sie endlich einwilligte. Wir stiegen in seinen Wagen; er führte uns zuerst zu Frau von Montesson, die uns bei unserer Ankunft in Paris besuchte, aber nie wieder kam. Sie befand sich zu Haus, mein Oheim führte uns zu ihr, sie war noch unangekleidet, erwartete uns nicht, und schien mehr verlegen, als gerührt über unsern Besuch, doch sagte sie, daß sie seiner Absicht Beifall gäbe, und sich ankleiden wollte, um uns zu begleiten. Ich fand in ihr weder die Herzlichkeit noch die Güte meines Oheims. Ihre Toilette schien mir sehr lang, mich dünkte, sie hätte sie bei dieser Gelegenheit beschleunigen können. Mein Oheim wollte durchaus ihre Aufmerksamkeit auf mich lenken; alle Augenblicke sagte er zu ihr: „wie interessant sie ist! wie anmuthig!“ Frau von Montesson antwortete nicht, sie begnügte sich mit einem Seufzer, wobey sie ein gerührtes Gesicht machte, und den Kopf hängen ließ. Wie sie endlich fertig war, gab sie meiner Mutter den Arm, und ging voraus; mein Oheim nahm herzlich meine Hand, und wie er fühlte, daß ich zittere, sagte er mir die gütigsten, zärtlichsten Dinge. Wir begaben uns nun in die Straße Cassette, wo meine Großmutter wohnte. Der Anblick meiner Mutter, die sehr ergriffen war, erschütterte mich ungemein! es schien mir unerhört, daß sie, die mir so viel Ehrfurcht einflößte, Jemand fürchten konnte! Außerdem hatte ich von meiner Großmutter so schreckliche Dinge gehört, daß das Blut gar

nicht für sie redete. Bei unserer Ankunft in ihrem Haus, begaben sich mein Oheim und meine Tante allein zu ihr, sie vorzubereiten; nach einigen Minuten kehrten sie mit meiner Groß-Tante, Fräulein von Dessaleux, zurück. Beide Tanten führten meine Mutter, der Oheim mich, und sie versicherten uns alle eines guten Empfangs. Das Blut erstarrte mir, wie ich zu meiner Großmutter eintrat — ihr Anblick vereiste mich völlig! Man hatte mir gesagt, sie sey noch schön, mir schien sie fürchterlich! Sie war groß, hielt sich sehr gerade, ihre ganze Gestalt hatte etwas Hochmüthiges, Herrschsüchtiges, wie ich es noch nie sah! Sie hatte noch Spuren von Schönheit, war aber mit weiß und rother Schminke bedeckt, und ihre Physiognomie war unbeweglich, kalt und hart. — Ich fürchtete mich vor ihr! — Meine Mutter eilte, sich ihr zu Füßen zu werfen; ein Anblick, bei dem ich in Thränen zerschmolz. — Frau von Lahaye hob sie kaltblütig auf, ohne sie zu umarmen, worüber ich mich erboste! — Mein Oheim, der noch immer meine Hand hielt, stellte mich ihr mit den Worten vor: „Mama, sehen Sie dieses allerliebste Mädchen,“ ... und leiser sezte er hinzu: „Mama, umarmen Sie das Kind!“ Sie warf einen starren, finstern Blick auf mich, vor dem ich meine Augen senkte — mein Oheim sagte mir, ich möchte ihr die Hand küssen; ich that es zitternd. Nun küßte sie mich auf die Stirn, worauf ich schnell zurücktrat, und mich weinend in meiner Mutter Arme warf. Frau von Lahaye klingelte, und forderte emphatisch ein Glas Wasser. Meine beiden Tanten sahen

aus, als fürchteten sie, daß sie ohnmächtig werde, obschon auf diesem unwandelbaren Gesicht nichts vorgehen konnte, welches dieses bewiesen hätte. Frau von Montesson, mit ihrem hängenden Kopf und halbgeschlossenen Augen, die ihr bei rührenden Gelegenheiten eigen waren, und ihr ein recht scheinheiliges Aussehen gaben, beschäftigte sich mit meiner Mutter. Nachdem Frau von Lahaye getrunken und zwei oder drey Seufzer ausgestoßen hatte, sprach mein Oheim mit der größten Güte mit ihr zum Besten meiner Mutter; anfangs antwortete sie mit Vorwürfen, nach und nach besänftigte sie sich, sagte einige mütterliche Redensarten, und fügte hinzu: meine Mutter solle ihr vertrauen, ihre Klage zurücknehmen, und dann gewiß nichts durch diesen Beweis ihrer Ehrerbietung verlieren. Meine Mutter ward gerührt, und versprach Alles. Nun ward sie umarmt, ja beinahe geliebkost. Man schien völlig versöhnt; ich sah meine Mutter glücklich, entzückt — meine Freude hatte keine Grenzen! Voll Redlichkeit und Großmuth ließ meine Mutter sogleich nach ihrer Nachhausekunft ihren Geschäftsmann kommen, und unterzeichnete ihre Verzichtleistung, die noch an eben dem Tage Frau von Lahaye zugestellt wurde. Mein Oheim besuchte uns wiederholt, er war gütig, aufrichtig und liebte mich recht herzlich; allein er reiste gerade in dieser Zeit zur Armee ab, und blieb bei der Schlacht von Minden. Das war ein großer Verlust für mich! Ich bin gewiß, ich hätte in ihm immer einen guten Verwandten, einen aufrichtigen Freund gefunden, und seine

Mutter würde sich ganz anders betragen haben. Nach seiner Abreise besuchten wir diese noch verschiedene Male, ohne angenommen zu werden; dann kam die Nachricht von meines Oheims Tod, wo ihr gerechter Schmerz alle Geschäfte verschob; wie die erste Trauer aber vorüber war und meine Mutter ihre Forderungen erneute, erhielt sie nur trockene, schwankende Antworten; sie ward dringend; die Antwort blieb ganz aus; sie beharrte, schrieb ohne Unterlaß, und erhielt endlich den Bescheid: daß sie nichts zu erwarten habe, wie sie es durch ihre Verzichtleistung selber bekenne. Der Schlag war hart! Alle Geschäftsleute wurden durch diese niedrige, empörende Ungerechtigkeit erzürnt; Frau von Lahaye's Advokaten selbst schienen bestürzt. Erstaunen und Abscheu über diesen Vorfall machten mich krank; ich fand gar keine Ausdrücke meine Gefühle zu schildern; hätte ich Frau von Lahaye in dieser Zeit begegnet, ich wäre ohnmächtig geworden — der bloße Gedanke an sie erregte mir Schauder, und ich glaube nicht in meinem ganzen übrigen Leben wieder eine so peinliche Empfindung erlitten zu haben. Meine Mutter sagte mir bey dieser Gelegenheit folgende schöne Worte: „Was mich tröstet, ist daß ich dir bei diesem Vorgang das gute Beispiel großmüthigen Vertrauens und vollkommenen kindlichen Gehorsams gegeben habe." Ich konnte ihr nur durch Thränen antworten — meine Großmutter und meine Tante haben wir seitdem nie wieder gesehen.

In dieser Zeit erzählte man sich in Paris eine Anekdote, die ich nicht mit Stillschweigen übergehen kann.

Bei dem Tod des Marquis de Lahaye, der, wie ich eben sagte, bei Minden blieb, bezeigte der Herzog von Burgund, der damals im zwölften Jahr an einem unbekannten Uebel starb, das größte Beileid. Der Verstorbene war sein, allen andern vorgezogener, gentilhomme de la manche; *) wie der Herzog von seinem Tode sprach, sezte er hinzu: „er ist an meiner Krankheit schuld; allein ich hatte ihm versprochen, das nie zu erwähnen.“ Wie man ihn darauf weiter befragte, erzählte er, daß ihn Herr von Lahaye, wie er eines Tages allein mit ihm war, auf ein großes Pferd von Papparbeit habe setzen wollen, aber sehr hart habe fallen lassen. Da mein Oheim bei einem Fall ohne Beinbruch noch Verwundung gar keine Gefahr sah, bat er den Prinzen, ihn geheim zu halten. Seit diesem Moment litt dieser und zehrte ab; es hatte sich ein Geschwür in seinem Innern gebildet, das ihn dahinraffte. Wäre dieser Prinz leben geblieben, der einen großen Charakter, viel Geist und Gefühl ankündigte, so hätte der unglückliche Ludwig XVI. nicht regiert, wodurch allein die Begebenheiten eine andere Wendung genommen haben würden. — Also ein Kinderspiel, ein pappenes Pferd, veränderten das Schick-

---

*) (Wörtlich: Ermel-Edelmann). Dieser Platz bei dem ältesten Sohn des muthmaßlichen Thronerben wurde nur jungen, durch ihre Geburt und ihren Ruf ausgezeichneten Hofleuten gegeben. Nach dem Tod des Herzogs von Burgund ward er abgeschafft, man änderte wenigstens den Titel, denn die Menins des Dauphins, nachherigen Ludwig XVI., waren eben dasselbe. Anmerk. der Verf.

sal Frankreichs und Europas! — Ich war funfzehn Jahre alt, als wir uns im Monat April nach Chevilly, in der Nähe von Paris, zu Herrn und Frau von Joui begaben. Frau von Esbarbès, die noch lebt und damals zwei und zwanzig Jahre alt war, ist ihre Tochter. Herr von Joui war Rechtsgelehrter, in einer Finanzfamilie geboren, der Sohn einer Madame Thoinard, die durch ihren Reichthum und Geiz berühmt war, dagegen ihr Sohn sein Vermögen verschwendete und in Schulden versank. Damals war aber sein Haus noch sehr glänzend, und man kannte seine schlechten Vermögens-Umstände nicht. Er hatte Verstand, aber einen verworrenen Kopf, sein Umgang war sanft und angenehm, doch wir genossen ihn wenig, da er seine meiste Zeit in Paris zubrachte; seine Frau war ein Engel, und war es von jeher gewesen; ich habe nie eine aufrichtigere Frömmigkeit, eine vollkommenere Nachsicht, nie einen liebenswürdigern, fehlerlosern Charakter gesehen. Obschon vierzig Jahr alt, war sie noch schön, ihr Wesen war edel und sanft, ihre Stimme gewann ihr die Herzen. Sie betete ihren Mann an, kannte alle seine Fehler, sah aber nie aus, als verdächtige sie ihn eines einzigen von allen. Chevilly war ein allerliebster Aufenthalt, dem gar kein anderer gleich kam. Die Wohnung bestand in nichts, als einem ausgepuzten Pachterhause, war aber bequem und äußerst wohnlich; sie stand zwischen einem großen Hofe und einem herrlichen Walde, der im Frühjahr einen wahren Teppich von Veilchen und Maiblumen barg. Nie vergesse ich, mit welchem Vergnügen ich dort alle Morgen

einen Strauß für Frau von Joui gepflückt habe! — In dem Hauptgebäude, welches der Pachthof hieß, war eine damals berühmte Milchkammer — neugebaut, mit Perlmuttermuscheln und weissem Marmor ausgelegt, und alle Gefäße von ächtem Porzellain. Dort fand man zu jeder Stunde einen Ueberfluß an köstlichem Rahm! Der Garten von Chevilly hatte, wenn ich nicht irre, vierzig Jauchert im Umkreis, und war gänzlich mit Obstbäumen bepflanzt; er bildete ein Viereck, und war von vier hohen Terrassen umgeben, die gegen das Innere abgedacht und mit den schönsten Rosen besezt waren; eine grüne Hecke unterstüzte den Abhang, und der ganze Garten war von einer Reihe von Erdbeerbäumen umschlossen. An jedem Ende der Terrasse, von der man die Gegend übersehen konnte, stand ein kleiner Pavillon mit einem Salon und oben mit einem platten Dache; in der Mitte dieses prächtigen Baumgartens aber, befand sich ein ziemlich ansehnliches, reichverziertes Gebäude, das unten einen schönen mit weißem Marrmor gepflasterten Saal enthielt, zu dem man durch eine Glasthür gelangte, darüber fand man drei artige Zimmer, die meine Mutter und ich bewohnten. Dieser große Pavillon war von Blumen und blühenden Stauden umkränzt; man versammelte sich hier oft, um Erfrischungen zu genießen, bei denen man mir die Bewirthung übertrug. Hier empfieng ich mehrere Male die alte Marschallin von Villars, Wittwe des Marschalls dieses Namens; sie war damals drei und achtzig Jahre alt, und seit ihrem funfzehnten verheirathet — die schönste, majestätischste

Greisinn, die ich je gesehen habe! — Ich vergaß zu sagen, daß auf der einen Seite des Hofes ein ungeheurer Hünerhof mit dem schönsten und seltensten Geflügel lag, das der vielen Eier wegen, die es lieferte, wohl einige Aufmerksamkeit verdiente. Hinter der einen Seite des Gartens waren außerdem noch große Landhaushalts-Höfe befindlich. Ich habe nie wieder, selbst im Auslande, einen so angenehmen Landaufenthalt, wie diesen, gesehen. Ohne Zweifel hatte er seinem Erbauer, Herrn Joui, Schätze gekostet, allein wegen seiner Einfachheit und seinem Geschmack glich er keineswegs dem Luxus eines Finanziers. Es könnte scheinen, man wäre sicher, sich nicht zu Grunde zu richten, wenn man allen Spielereien gemeiner Prachtliebe entsagt, und nur darnach trachtet, die schönsten Gaben der Natur um sich zu versammeln — freilich haben den Untergang des Herrn Joui auch weniger unschuldige Neigungen als der Pachthof von Chevilly befördert.

Ich hatte in Chevilly ein Abenthener, das meinem Muth sehr viel Ehre machte. Es war folgendes: Wie sich eines Abends viele Gäste aus Paris versammelt hatten, wünschte man mich auf der Harfe zu hören. Ich ließ mein Instrument aus dem Pavillon holen, allein der Schlüssel ward vergessen, weshalb ich, um nicht noch einmal dahin zu senden, meine kleine Papier-Laterne anzündete, und selbst dahin lief; es war Nacht, und ich wußte, daß meiner Mutter Bediente und ihre Kammerfrau nicht daselbst waren, denn diese gingen früh, nachdem sie ihr Geschäft verrichtet, fort, und kamen erst wieder, wenn wir zu Bett gingen,

einige Stunden des Tages, ausgenommen, wo die Kammerfrau bey meinen Lehrstunden gegenwärtig seyn mußte; die ganze übrige Zeit, waren wir in dem Hause, das von dem Pavillon durch einen unermeßlichen Hof und einen großen Theil des Gartens getrennt war. Ich legte meinen Weg in einem Lauf zurück, doch wie ich mich unserm Pavillon näherte, sah ich eine fortlaufende Reihe dintenschwarze Flecken auf dem Sande; ich achtete nicht sehr darauf, und langte, nachdem ich die Stufen des Perrons hinauf gestiegen war, athemlos bey der Glasthüre an. Hier fand ich, mit einigem Befremden, die Thüre halb offen, und zwey Glasscheiben zerschlagen; ich trete ein, und finde den ganzen Salon in der größten Unordnung: die silberstoffenen Stühle waren zum Theil umgeworfen, und auf dem weißmarmornen Fußboden erblickte ich eben solche Flecken, wie ich auf dem Sande und den Stufen gesehen hatte. Dort hatte ich sie nur für Wasser gehalten, welches in der Dunkelheit leicht schwarz aussehen konnte; jezt beleuchtete ich sie mit dem Lichte meiner kleinen Laterne, und entdeckte mit Entsetzen, daß es Blut war! — Sogleich schloß ich, die andern Flecken seyen es ebenfalls — von Schrecken erstarrt, bildete ich mir ein, es sey hier ein Mord begangen und der Thäter entflohen. Meine erste Bewegung trieb mich zur Flucht an; bald aber fiel mir ein, wie schön es seyn würde, den Schlüssel dennoch zu holen! — Sogleich nahm ich diesen Entschluß; ohne mich umzusehen eile ich durch den Saal, steige die Treppe hinan, trete, in der Todesangst einen Leichnam zu fin-

den, in meiner Mutter Zimmer, dann in mein Kabinet, ergreife den Schlüssel, und glaube nun einen ganzen Schatz von Ruhm erobert zu haben. — Freudiger über meine Heldenthat, als entsezt über mein Abentheuer, kehre ich um, erblicke mich mit Entzücken im Freyen, laufe flügelschnell durch den Garten, durch den Hof, und lange am Pächter = Hause an. Hier steige ich die Treppe hinauf, trete triumphirend in den Saal, hebe, meine Eroberung zeigend, den Arm auf: „da ist mein Harfen-Schlüssel!" rufe ich, und sinke blaß wie der Tod, kaum athmend, in einen Lehnstuhl. Man drängt sich um mich her, man frägt, und ich erzähle mein prächtiges Abentheuer. Es brachte große Wirkung hervor; mein Muth wird bis zum Himmel erhoben, besonders von den Männern, denn die Frauen tadelten ein bischen die Keckheit meiner That — sie hatten recht; in einem Mann wäre diese Art Eitelkeit eine Tugend gewesen, in einer Frau war sie nur eine Thorheit; und ohne den Anstrich von Kindheit, die dem fünfzehnten Jahre noch eigen ist, hätte es dieser wunderlichen Thorheit an Anmuth gefehlt. Die Männer bewaffneten sich sogleich sehr ernstlich, ließen Fackeln anzünden und rückten auf den Pavillon an. Sie fanden, wie ich gesagt hatte, Blutspuren, die zerbrochnen Scheiben der Glasthür, den Saal allenthalben in unglaublicher Menge mit Blut bedeckt — doch alle ihre Nachforschungen führten zu nichts. Wie sie den Saal wieder verließen, fanden sie, daß die Blutspuren bald auf zwey verschiedene Seiten auseinandergingen; die eine führte in den Wirthschafts-Hof, von dem,

unge-

ungeachtet allen Verbotes, die Thüre offen gelassen war; durch diesen gelangte man an einen Stall, wo ein erst kürzlich entbundenes Mutterschwein lag; dieses war in den Garten gerathen, und hatte im Hin- und Herlaufen den Boden besudelt; endlich an die Saalthür gelangt, hatte es die Scheiben zerbrochen, sich mehrere Schnitte in den Hals beygebracht, dann aus Schmerz und Angst alles Geräth umgeworfen, den Fußboden besudelt, und zulezt den Weg zu seinem Stalle zurück gefunden. So erklärte sich diese außerordentliche Begebenheit, die in dem Cirkel der Frau von Joui viel Aufsehen erregte.

Dieser ganze Sommer ging für mich auf das angenehmste hin. Herr und Frau von Joui hatten Kinder, einen Sohn, der Herr Thoinard genannt wurde, von vierzehn Jahren; er war schön, ernsthaft, fleißig, und blieb fast den ganzen Tag mit seinem Hofmeister auf seinem Zimmer; späterhin ward er in Corsika erschossen; und eine Tochter, die Gräfinn Esbarbé, die jezt noch lebt. Sie war sehr klein, hatte ein sehr schwaches Gesicht, blaue erloschene Augen, eine etwas eingedrückte Nase, rothe Haare, und obgleich man ihre Physiognomie nicht angenehm nennen konnte, war sie doch sehr hübsch; sie hatte eine blendende Gesichtsfarbe, den schönsten Mund und Zähne, und sehr hübsche Hände. Bei Gelegenheit der schönen Hände hörte ich sie erzählen, daß ihr, bey den Soupers in des Königs innern Gemächern, aufgetragen ward, ihm (Ludwig XV.) Kirschen zu schälen, die er nur also, und in Zucker getunkt, speiste. Frau von Joui sagte eines Tags zu meiner Mutter, daß diese

blendende Weiße der Hände Fr. von Esbarbé theuer zu stehen käme, weil, um sie zu erhalten, sie sich oft ohne das geringste Bedürfniß zur Ader ließ. Ihre Weiße war indeß keineswegs unbelebt. Sie brachte zuweilen einige Tage in Chevilly zu, und war aufgeräumt, angenehm, liebenswürdig. Frau von Amblimont und Esbarbé waren damals die Lieblinge der Frau von Pompadour, die ihnen im vertraulichen Beisammenseyn, seltsame Liebesnamen gab; sie nannte sie Wischlumpen und Schmuzbartel; dieses war nicht der Ton der Maitressen Ludwig XIV.

Unser Aufenthalt in Chevilly endigte sich durch einen sehr traurigen Auftritt. Die Gläubiger des Herrn von Joui, in Gemeinschaft mit seiner Familie, welche die Trümmer seines Vermögens zu retten wünschte, erhielten eine lettre de cachet, vermöge deren sie ihn in Pierre Encise einsperrten, wo er mehrere Jahre verblieb. Der Schmerz seiner tugendhaften interessanten Frau ist gar nicht zu beschreiben. Ihr Gatte ward früh um sechs Uhr, ohne daß man noch am Tage vorher die geringste Ahnung dieser Gewaltthätigkeit gehabt hätte, ergriffen. Gleich nach seiner Abreise erhielt Frau von Joui den Besuch ihrer Tochter und einiger Verwandten; sie hielten sich aber gar nicht auf, und so lange wir noch in Chevilly waren, kehrten sie nicht dahin zurück. Wir gingen während drey Tagen und drey Nächten, die Frau von Joui in einem sehr gewaltsamen Zustand zubrachte, nicht von ihrer Seite; sie erlaubte mir auf meine inständige Bitten, daß ich auch bey ihr blieb — das heißt ohne mich zu Bett zu begeben.

Ich hatte noch nie eine Nacht ohne Schlaf zugebracht, jetzt geschah es aus Freundschaft und Mitleid. Während dieser ganzen traurigen Zeit weinte Frau von Joui unaufhörlich, ward oft ohnmächtig, ließ uns fromme Dinge vorlesen, drückte uns die Hände, und umarmte uns, ohne ein Wort zu sprechen. Nur um uns zu bitten, der Ruhe zu pflegen, brach sie von Zeit zu Zeit ihr Stillschweigen, und wenn wir uns weigerten, umarmte sie uns mit einem herzzerreißenden Ausdrucke. Endlich, den vierten Tag, legte sie sich schlafen, den folgenden gingen wir in die Kirche, blieben noch sechs oder sieben in Chevilly, und kehrten dann nach Paris zurück. Frau von Joui ordnete eilig einige Geschäfte, und reiste, nachdem sie uns das zärtlichste Lebewohl gesagt, um ihrem unglücklichen Gatten näher zu seyn, nach Lyon ab.

Meine Mutter miethete ein kleines Haus in der Straße Daguesseau, wo sie auch einige Gelehrte empfing; unter andern St. Foix, den Verfasser der Essais sur Paris (Versuche über Paris) und der artigen kleinen Schauspiele: „das Orakel“ und „die Grazien.“ Sein Wesen und Aeußeres stand mit der Anmuth dieser Dichtungen im seltsamsten Widerspruch: er hatte einen barschen, groben Ton, war schrecklich häßlich, und hatte eine äußerst rauhe, finstere Physiognomie. Eine sehr geistreiche Schauspielerinn, Mlle. Bryant, sagte von ihm und dem Dichter Bertin, der ein langes blasses Gesicht, hängende Backen, erloschne Augen und einen trübseligen Blick hatte: St. Foix glich dem Verbrechen, und Bertin der Reue. Obgleich aber St. Foix ein bischen Eisenfresser war, fehlte es

ihm nicht an Güte, und er war ein völlig wackrer Mann. Auch einige Künstler kamen zu meiner Mutter: der Maler Latour, der sehr gut über seine Kunst sprach, Honavre, der geschickteste Klavierspieler seiner Zeit, der mir auch einigen Unterricht auf diesem Instrumente ertheilte. Philidor besuchte uns ebenfalls; Gaviniés, damals der beste Violinspieler; Barthelmont, der auf eben diesem Instrumente stark war, und mich zum großen Vortheil meiner Geschicklichkeit täglich accompagnirte. Er kam unentgeltlich, und mit einem Eifer und Treue, die ich nie vergessen werde. Wenige Jahre nachher machte er sein Glück; er gieng nach England, und ward der erste Violinist der Königinn. Er war eben so wacker, als geschickt. Auch Pugnani kam in unser Haus, dessen größter Ruhm darin besteht, Viottis Lehrer gewesen zu seyn. Pugnani war ein so vortrefflicher Mensch, daß er seiner Kunst Ehre brachte, so sehr sie ihn auch erhob. Neben allen diesen machte ich unaufhörlich Musik. Außer der Harfe, auf der ich mich des Tages sechs bis sieben Stunden übte, spielte ich Guitare, Klavier, Mandoline, Bratsche und den Dudelsack, ein Instrument, das sehr anmuthig aussah. Man spielte es, wie ich schon gesagt habe, nicht mit dem Mund, sondern einem, unter den Arm genommenen, Blasebalg. Bey dieser Lebensweise blieb mir keine Zeit zu lesen und zu lernen; ich wiederholte wohl alle Wochen z. B. Rousseaus Oden, und Gresset's Gedichte, diese, nebst Chombré's Dictionnaire de la fable, das ich vollkommen auswendig wußte, machten aber auch meine ganze Wissenschaft aus. Ich liebte die Dichtkunst, machte auch

zuweilen Gedichte und Liederchen, aber hütete mich wohl sie zu zeigen, ja gewöhnlich schrieb ich sie gar nicht auf. Ich dichtete sie beym Spazierengehen in unserm kleinen Garten — das war mein liebster Zeitvertreib.

Meine Mutter hatte die Bekanntschaft einer ihrer Klosterfreundinnen erneuert, einer Gräfin von Civrac, die, obschon nicht mehr jung, noch sehr schön war, und mich mit Güte überhäufte. Wir speisten oft bei ihr zu Nacht, meine Harfe entzückte sie, ich mußte unablässig bey ihr spielen, und möchte die thörichten Dinge, die sie mir dann sagte, gar nicht wiederholen. Bey ihr hörte ich Albaneze, einen sehr angenehmen Sänger und Componisten. Frau von Civrac verschaffte uns die Bekanntschaft der Herzoginn von Uzès, ihrer Schwester, und der Gräfinn von Beuvron. In allen diesen Häusern speiste ich drei bis vier Mal die Woche zu Nacht, und spielte dort beständig die Harfe. Unerachtet der Lobsprüche, mit denen man mich überhäufte, und meiner großen Jugend und Unerfahrenheit, sagte mir doch ein mir angeborner Sinn des guten Geschmackes, daß meine Mutter mit meinem Harfenspiel und meinem Gesang, viel zu freigebig umgehe. Mir war in diesen glänzenden Versammlungen, so sehr ich gelobt und geliebkost wurde, nicht recht wohl. Zwei Dinge dachte ich als sehr zuverlässig: man müsse, wenn man nicht ungefähr wie die Andern in Kleidung u. s. w. auftreten kann, nicht in der großen Welt erscheinen, und man würde, ohne mein Talent auf der Harfe, nicht die geringste Lust haben, mich daselbst aufzunehmen. Diese Vorstellung verlezte mich; sie gab mir Lust an der Einsamkeit, und eine uner=

hörte Schüchternheit, die ich lange nicht habe überwinden können.

Mein Vater ward bei seiner Rückkehr von St. Domingue mit Allem, was er zurückbrachte, von den Engländern genommen, und nach Launceston (in Cornwall), einer englischen Seestadt geführt; dort fand er viele französische Gefangene, und unter andern einen jungen Mann, dessen angenehme Gestalt, Geist und Anmuth, ihm die lebhafteste Theilnahme einflößte. Es war der Graf von Genlis, der von Pontichery, wo er fünf Jahr lang ein Regiment befehligt hatte, zurückkehrend, von den Engländern gefangen, nach China geführt wurde, wo er fünf Monate in Kanton zubrachte, und endlich nach Launceston geschickt worden war. Er diente seit seinem vierzehnten Jahre im Seewesen, hatte sich bei dem berühmten Gefechte des Herrn von Aché als Schiffslieutenant, obschon erst zwanzig Jahre alt, mit Ruhm bedeckt; von zwei und zwanzig Offizieren war er der einzige überlebende, alle andere kamen um, er selbst ward mit Wunden bedeckt, von denen die eine sich über acht Jahre lang nicht schloß. Dieses Gefecht erwarb ihm den Rang eines Schiffkapitains, und das Ludwigkreuz. Herr von Aché hieng ihm, am Tage des Gefechtes, seinen eigenen Orden um, „sicher, wie er sagte, von dem König keinen Widerspruch befürchten zu müssen.“ In Pondichery betrug sich Graf von Genlis mit gleicher Tapferkeit; nach seiner Rückkehr nach Frankreich, nahm ihn Herr von Puisieux sogleich von dem Seewesen hinweg, und ließ ihn als Oberster der Grenadiers de France in die Landarmee eintreten.

Während seines Aufenthalts in Lounceston ward er, wie ich schon gesagt habe, mit meinem Vater sehr vertraut. Dieser hatte gewöhnlich eine Dose mit meinem Bildniß bei sich, auf welchem ich, die Harfe spielend, dargestellt war. Das Bildniß nahm des Grafen Aufmerksamkeit in Anspruch, er that meinem Vater viele Fragen, und glaubte alles, was dieser, der keinen Fehler an mir finden konnte, ihm sagte. Die Engländer hatten ihm mein Bildniß gelassen, und meine und meiner Mutter Briefe, welch leztere von nichts angefüllt waren, als meinen Talenten, und dem Beifall, den sie erhielten. Der Graf las diese Briefe, die viel Eindruck auf ihn machten. Er hatte einen Oheim, den Marquis von Puisieux, damaligen Minister des Auswärtigen; er erhielt also bald seine Freiheit, und versprach meinem Vater, sich um die seinige zu verwenden. So bald er in Paris anlangte, brachte er uns die Briefe, welche ihm mein Vater anvertraut, und betrieb auch dessen Auswechslung mit so vielem Eifer, daß er nach drei Wochen bei uns eintraf.

Wenige Zeit nach seiner Rückkehr erfuhr ich den herbsten Schmerz, den ich noch je empfunden hatte. Geld-Verlegenheiten bestimmten meinen Vater, einen Wechsel auszustellen; wie er den Tag vor seinem Verfall kein Geld hatte, faßte meine Mutter aus Verzweiflung den Muth, ihrer Schwester, der Frau von Montesson zu schreiben, und sie, nach Darlegung ihrer Lage, um 600 Franken zu bitten. Sie erhielt die trockenste, bestimmteste Verweigerung!... Ich habe diese Zeilen *einer Schwester* gelesen. Meine bedrückte Seele vergab in

der Folge dieses unwürdige Betragen.... doch wie Manches hat mich seitdem daran erinnern müssen! — Mein Vater ward ergriffen, und nach Fort l'Eveque gebracht. Es wäre ganz vergeblich, meinen Schmerz schildern zu wollen. — Den Tag darauf ging meine Mutter ins Gefängniß; sie wollte mich nicht mit sich nehmen, allein ich bat sie so dringend, mich nicht mit meinem Schmerz allein zu lassen, daß sie mir endlich sie zu begleiten erlaubte. Wie erschütterte mich der Anblick dieser traurigen Behausung, und was empfand ich beym Eintritt in meines Vaters Gemach! Ich stürzte zu seinen Füßen, ich bedurfte es vor ihm zu knien, um ihn durch meine Ehrfurcht, meine Zärtlichkeit für die Demüthigung seiner Lage zu entschädigen. Ich küßte seine Füße, benezte sie mit meinen Thränen. — Er hob mich auf und sagte mir, daß ich ihm weh thäte, daß ich seinen Muth schwächte. Während seiner ganzen Gefangenschaft, die vierzehn Tage dauerte, brachten wir den ganzen Tag bey ihm zu. Endlich ward der Wechsel bezahlt, und mein Vater in Freiheit gesezt, allein der Gram hatte sein Leben getroffen! Er war kraftlos, kränkelnd, scheute das Ausgehen; seine einzige Freude bestand darin, mich die Harfe spielen zu hören, und mit mir zu schwatzen. Ich befragte ihn über St. Domingue, über die Sklaverei der Schwarzen, die schönen Landeserzeugnisse, die Schifffahrt, und seinen Aufenthalt in England. Seine Unterhaltung war eben so angenehm als unterrichtend; mir ist niemand anders bekannt worden, der so viel gelesen hatte, und

bei einem so herrlichen Gedächtniß. Obgleich noch in seinen besten Jahren, ward er doch täglich schwächer, endlich befiel ihn ein hitziges Fieber, dem er erlag. Ich verlor ihn, nachdem ich ihn viele Nächte lang gepflegt, bei ihm gewacht hatte — was bei meinem Unglück mir allein einigen Trost gab — denn ein solcher ist es heilige Pflichten erfüllt zu haben. In diesem schrecklichen Zeitpnnkt lieh eine Freundinn meiner Mutter eine Wohnung im Innern des Klosters der Nonnen des kostbaren Bluts in der Straße Cassette. Wir schlossen uns dort vier Monate lang ein. Zu unserm Erstaunen machte uns Frau von Montesson einen Besuch; meine Mutter empfing sie sehr trocken, ich mit eisiger Kälte, und sie kam nicht wieder. Im Schooße des Ueberflusses hatte diese Frau ihrer Schwester, die im Mangel und Kummer war, sechshundert Franken verweigert! — Dieser Zug schildert ihren ganzen Charakter — sie hat nie eine wahre Empfindung gekannt, und keine Pflicht war ihr wirklich ehrwürdig, als die, welche der Anstand ihr auflegte.

Das Kloster zum „kostbaren Blut" flößte mir eine große Ehrfurcht für die strengen Orden ein; (die Nonnen gehörten zu dem Orden der Carmeliterinnen und übten alle Strenge ihrer Regel); eben so ihre vollkommene Frömmigkeit, ihre Heiligkeit, die alles was ich davon sagen könnte, übertrifft — und sie fühlten sich glücklich, denn sie gehörten gänzlich ihrem Gott an. Sie kannten keine Ränke, kein Geschwätz; diese engelgleichen Jungfrauen waren unaufhörlich nur Gott zu preißen, die Kranken zu

pflegen, und für die Armen zu arbeiten, beschäftigt. Sie verfertigten ihre eignen Decken, auch Kleidungen und Kinderzeug, und an den Sonntagen zupften sie Charpie für die Hospitäler und Gefängnisse. Verschiedene dieser Nonnen gewannen mich lieb, besonders Mutter Seraphine und Mutter Veronika; sie waren beide von Kindheit an in diesem Kloster gewesen, hatten immer ihrem Beruf mit heiligem Eifer obgelegen, und wußten sich meine vollkommene Verehrung zu erwerben. Veronika war lungensüchtig; der Arzt glaubte nicht, daß sie mehr als noch drei Monate zu leben vermöchte — nun hatte aber meine Mutter zwei große Flaschen Kalebassen-Sirup, den mein Vater selbst mit aus St. Domingue gebracht hatte. Dieses vortreffliche Mittel wird aus der Art Kürbisse gemacht, die man Kalebassen nennt; seine Zubereitung fordert die größte Sorgfalt, und diesen hatte mein Vater unter seinen Augen verfertigen lassen. Auf meine Bitten erhielt ich eine dieser Flaschen für meine kranke Nonne, und zum großen Erstaunen des Arztes und des ganzen Klosters war sie in weniger als zwei Monaten völlig geheilt.

Ich unterließ es bis jezt eines alten Freundes meines Vaters zu erwähnen, weil ich alles, was ihn anging, zusammen zu fassen gedachte. Dieses war Baron Andlau. Er besuchte uns oft am Sprachgitter, war sechzig Jahre alt, mittheilend und sehr gütig; mir bezeigte er die größte Herzlichkeit und sie rührte mich um so mehr, da ich sie dem Andenken meines Vaters zu verdanken zu haben glaubte. Endlich belehrte er mich aber von seinen wirklichen Empfindungen durch die seltsamste Art der Erklärung, die man

nur ersinnen kann. Er schickte mir durch seinen Kammerdiener ein großes Paket, das seine vollständige Genealogie enthielt, nebst der Bitte, sie aufmerksam zu untersuchen; jedoch aller Fleiß, den ich darauf verlegte, konnte mich „seinen Wünschen nicht günstig machen.“ Denselben Tag stellte er sich ein, und bat feierlich um „mein Herz und meine Hand.“ Er war sehr erstaunt, daß seine kostbaren Pergamentschriften so wenig auf mich gewirkt hatten. Meine Mutter befahl mir zwar, den Antrag in Erwägung zu ziehen — ich bestand aber auf meiner Weigerung und der Sache ward nicht mehr gedacht. Herr von Andlau sezte seine Besuche fort, war aber viel kälter gegen mich, allein um so wärmer gegen meine Mutter, und zwar so warm, daß er sie nach achtzehn Monaten heirathete. Ich hatte ihn viel lieber zum Stiefvater, als zum Mann — und kehre zu meiner Erzählung zurück.

Das ganze Kloster war von meiner Harfe entzückt; ich sang zweimal Motetten in dem vergitterten Chor, und beide Male war die Kirche unermeßlich voll, um mich zu hören. Meine Mutter nahm Niemand am Sprachgitter an, sie stickte und schrieb den ganzen Tag — damals ihren zweiten Roman: „Briefe zweier jungen Frauenzimmer;“ den ersten „die Gefahren der Bekanntschaften“ hatte sie Voltairen zugeschickt, der ihr in sehr schmeichelhaften, aber ziemlich mittelmäßigen Versen antwortete. Sie erhielt mehrere Briefe von ihm. Ich las indeß einige Bücher, die meiner Tante Sercey mir lieh, unter andern St. Fois Essais sur Paris, die mir um so mehr Theilnahme einflößten, da mir deren Verfasser bekannt war, die Ge-

dichte der Frau von Deshoulières und Moncrifs Werke;*) auch die „Gedanken des Grafen Oxenstiern" und den „Traité sur l'opinion von Legendre," zwei Werke die mein Vater sehr liebte, die ihm gehört hatten, und mir deswegen sehr werth waren. Leider verlor ich sie seitdem bei einem Umzug. Der Traité sur l'opinion entzückte mich! Damals fing ich an Auszüge aus meiner Lektüre zu machen, womit ich seitdem ununterbrochen fortfuhr; diese Arbeit, die Zeit, welche ich in der Kirche zubrachte, und meine musikalischen Uebungen verkürzten mir die vier Monate, welche wir im „kostbaren Blut" zubrachten.

---

*) Moncrif war Tonkünstler und Dichter, und damals die Seele aller Mode-Belustigungen; er ward, sehr wunderlicherweise für einen Mann dieser Art, Vorleser der Königinn Marie Leczinska, (Ludwig XIV. Gemahlinn); er sah diese Fürstinn, die fast jeden Abend bei der Herzoginn von Luynes zubrachte, sehr oft. An dieser Neuerung gegen die Etiquette nahm damals niemand Aergerniß, und wie Marie Antoinette das Gleiche that, wurde sie so grausam getadelt! Wie die Königinn eines Abends zur Herzoginn kam, und diese eben ein Billet an Moncrif beendete, schrieb sie folgende Worte darunter: „rathet, welche Hand dies geschrieben." Moncrif schickte der Herzoginn an demselben Tag, folgende Zeilen:

> Ah! dans quel mortel embarras,
> Me plonge cette main divine,
> Qui traça ces mots pleins d'appas!
> C'est trop oser, si je divine
> C'est être ingrat que de ne diviner pas.

Moncrif, dessen wahrer Name Paradis war, starb 1770 im drei und achtzigsten Jahre. A. d. H.

Hier stiftete ich auch eine freundschaftliche Verbindung mit Fräulein von Roissi, die ich nachher in der Gesellschaft wiederfand. Damals war sie nur vierzehn Jahre alt, allein für ihr Alter sehr vernünftig und geistreich. Sie liebte mich ausschweifend, so daß ich bei meinem Abschied vom Kloster, mit ihrer Erzieherinn verabredete, ihr den Tag unserer Abreise zu verschweigen.

Meine Mutter miethete nun eine Wohnung in dem Innern des St. Joseph-Klosters; Frau Du Deffant hatte die ihre außerhalb desselben, ich stand aber mit ihr in gar keinem Verkehr. Zwei oder drei Monate nachher reiste mein Vetter, der Marquis von Sercey, nach St. Domingue ab; am Vorabend seiner Abreise fiel sein Namenstag ein; meine Tante wollte ihn durch ein kleines Familienfest feiern, und erbat von meiner Mutter, mich ihm zu Ehren ein wenig auf der Harfe spielen zu lassen. Ich liebte meine Tante und meinen Vetter zärtlich, dichtete deshalb eine Romanze für den lezten, die ich auch in Musik sezte, und damit großen Beifall einerntete. Ich sang sie in Schäferkleidung, mich mit dem Dudelsack begleitend, nachher erschien ich aber in einem spanischen Anzug und sang nach einer militärischen Weise ein von meiner Mutter gedichtetes Lied. Zum Schluß des Festes spielte ich endlich auf der Harfe. Während der ersten Tage unsers Aufenthalts in St. Joseph machte meine Mutter die Bekanntschaft des Herrn von Sauvigny *), der durch einige Bühnenstücke nicht ungünstig bekannt ist.

*) Herr von Sauvigny gewann meine Freundschaft, weil er sehr gut und sehr lebhaft gegen Voltaire und andere Philosophen

Einen Monat nach der Abreise meines Vetters nach St. Domingue ward mein Schicksal unwiderruflich bestimmt; ich heirathete Herrn von Genlis, allein insgeheim. Er konnte zwar, da er sieben und zwanzig Jahr alt war, ungehindert handeln; er hatte aber guten Grund, Hindernisse bei dieser Heirath zu fürchten. Gleich nach seiner Rückkehr nach Frankreich hatte ihn der Marquis von Puisieux, das Familienoberhaupt, von einer Heirath mit einer jungen Erbinn, die gegenwärtig schon 40,000 Liv. Renten hatte, unterhalten. Sie hieß Fräulein von Lamotte, Herr von Genlis willigte ein; der Oheim nahm sich der Sache lebhaft an, und sagte Herrn von Genlis nach fünf Wochen, daß er sie durchzusetzen hoffte. Herrn von Genlis war schon nichts mehr daran gelegen, er wagte aber nicht, es zu gestehen; nach einiger Zeit meldete ihm sein Oheim, die Sache sey ausgemacht, und er habe sein Wort gegeben; der Neffe hatte nicht den Muth, ihm seine Neigung zu gestehen, und in diesem Moment heirathete ich ihn. Unter solchen Umständen hatte Herr von Puisieux sehr großes Recht, mit einem jungen Manne, den er wie seinen Sohn ansah, zu zürnen, schon deshalb, daß er bei sehr mäßigem Vermögen ein ganz armes Mädchen heirathete, und vor allem, daß

---

sprach, welche mir ein gewisser Naturtrieb seit meiner Kindheit verhaßt machte, obgleich ich sie bisher nur immer bewundern gehört hatte; allein ich wußte, wie ich schon erwähnt habe, daß sie ohne Religion waren.

Anmerk. der Verf.

er ihn hatte Verbindlichkeiten eingehen und sein Wort geben lassen. Sein Zorn war aber auch sehr heftig, und hat sehr lange gewährt. Acht Tage vor meiner Heirath verließen wir St. Joseph — meine Tante Sercey nahm uns auf; sie wohnte im cul de sac Rohan, und ich ward um Mitternacht in ihrer Pfarrkirche getraut. Den folgenden Morgen ward meine Heirath erklärt, die, wegen des Zorns des Herrn von Puisieux viel Aufsehen machte, und einige Tage lang der einzige Gegenstand des Gesprächs war. Herr von Genlis, als ein jüngrer Sohn aus der Picardie, hatte nur 12000 Liv. Renten, und keine weitere Aussicht, als den Erbschaftsantheil am Nachlaß der Frau von Dromenil, seiner Großmutter, die gegen 40000 Liv. Renten haben mochte. Sie lebte in Rheims und war achtzig Jahr alt. Er hatte, wie ich schon gesagt habe, mit der größten Auszeichnung im Seewesen gedient, im ein und zwanzigsten Jahre das Ludwigkreuz erhalten, und war nun durch die Fürsprache seines Oheims zum Obersten der Grenadiere von Frankreich ernannt.

Ich blieb nach meiner Heirath, nur noch zehn Tage in Paris. Herr von Genlis meldete sich bei Herrn von Puisieux und seiner Tochter der Marschallin d'Estrée, ward aber nicht vorgelassen; er schrieb ihnen, und erhielt keine Antwort. Er beauftragte mich, seiner Großmutter zu schreiben, welche aber auch nichts von sich hören ließ; von allen seinen Verwandten war der Graf von Balincourt und seine Gemahlin, die einzigen, die uns bei dieser Gelegenheit einige Freundschaft bezeugten: sie besuchten mich, überhäuften mich mit Liebkosungen, und versprachen mir

die heiterste Zukunft. Das machte mich unaussprechlich froh, und meine Dankbarkeit knüpfte das Verhältniß an, welches ich seitdem stets mit diesen geliebten Personen fortgesezt habe. Ein Besuch, der mich viel weniger rührte, war der von meiner Tante Montesson; sie kam zu meiner Mutter. Meine Heirath schmeichelte ihrer Eitelkeit. Wir reisten wenige Tage darauf nach Genlis ab, wo uns mein Schwager erwartete, und sehr gütig und freundschaftlich empfing.

Der Marquis von Genlis, der damals ein und dreißig Jahre alt war, hatte eine eben so schöne Gestalt, wie sein Bruder, hielt sich aber besser, und besaß mehr edeln Anstand, Behendigkeit und Zierlichkeit, als ich je an einem Manne gesehen. Sein Kopf war fast ganz kahl, seine Zähne, die so schön wie die seines Bruders gewesen seyn sollen, waren verdorben, aber seine Züge angenehm und hübsch. Nie hat ein Mann so viele Vortheile schlechter benüzt! — Bey allen den Vorzügen, die ihm die Natur ertheilt, ward er im fünfzehnten Jahr Besitzer von dem Gute Genlis, das ganz unverschuldet, und eines der schönsten in Frankreich war, mit der sichern Aussicht, das ihm zugesicherte Sillery zu erben. Der Marquis von Puisieux, sein Oheim und Vormund, dem der König sehr wohl wollte, ließ ihn zum Obersten ernennen, und sagte zu ihm: „führe dich gut auf, du sollst die vortheilhafteste Heirath schließen; da du schon im fünfzehnten Jahre Oberster bist, hast du die herrlichste Kriegs-Laufbahn vor dir, und da ich dich als meinen Sohn ansehe, will ich es dahin bringen, daß der König bei deiner Heirath Sillery zum Herzogthume erhebt.“ Allein ehe er noch siebzehn Jahr alt

war,

war, spielte er mit Leidenschaft, und begieng alle Ausschweifungen; er machte Schulden, Ungereimtheiten — man schmälte mit ihm, bezahlte, verzieh ihm. Endlich, in seinem zwanzigsten Jahre, verlor er 500,000 Franken an den Grafen Viomenil, und hatte außerdem noch 100,000 Franken Schulden. Herr von Puisieurs Zorn kannte keine Grenzen; er verschaffte sich eine lettre de cachet, und ließ seinen Mündel in die Cidatelle von Saumur einsperren. Dort blieb er fünf Jahre, wie er sagte für jede 100,000 Franken ein Jahr. Seine Kriegs-Laufbahn war dadurch abgeschnitten; er war genöthigt gewesen, den Dienst aufzugeben, und trat nicht wieder ein. Wie er das Gefängniß verließ, war schon die Hälfte seiner Schulden bezahlt; Herr von Puisieux ließ ihn dann creditlos erklären, und nach Genlis verweisen. Dieses Gut trug ungefähr 75,000 Franken ein, man wies ihm fünfzehn tausend davon an, und zahlte mit dem Uebrigen den Ueberrest seiner Schulden ab. Seine Verweisung währte zwei Jahre, dann erlaubte man ihm nach Paris zurück zu kehren, wo er aber nur drei Monate des Winters zubrachte; dabey erklärte Herr von Puisieux, daß er nur dann, wenn er eine vortheilhafte Heirath schlösse, wieder in seine Mündigkeit eingesezt werden sollte. In dieser Lage befand er sich noch, wie wir zu ihm ins Schloß kamen. Er war, unerachtet seiner Demüthigungen und seiner Unfälle, sehr froher Laune, doch nichts verrieth in ihm den Geschmack an Unsittlichkeit; er hatte den besten, anständigsten Ton, sein Scherz war fein, abgemessen und zart, sein Betragen, wie Jedermann es eingestand, vollkommen höflich und angenehm. Man hielt

ihn für sehr geistreich, allein das war er nicht: er hatte nur gute Einfälle, und viel Weltbildung, allein ohne alles Nachdenken, und sein nur mit Kleinigkeiten beschäftigter Leichtsinn ging über alle Begriffe. Er behauptete viel gelesen zu haben, und beklagte sich sehr über sein Gedächtniß — das heißt immer so viel, daß man sehr unwissend ist, und sich dessen schämt. Ueberall brachte er Ironie und ein gewisses Spötteln an, das er zur Mode machte, aber Niemand so anmuthig anzuwenden wußte, wie er. Bey ihm hatte es gar nichts Verletzendes, es war seine Art von Lustigkeit, bei der gar nichts Bösartiges stattfand. Diese Eigenheit machte sein Gespräch, wenn man ihn nur im Vorübergehen sah, sehr anziehend; im täglichen Umgang ward er aber sehr lästig, denn man konnte ihn gar nicht davon abbringen, und ich habe gefunden, daß es auf die Länge gar nichts Langweiligeres gebe, als Leute, die nur einen Ton, nur eine Gattung Verstand haben, er mag so glänzend seyn wie er will. Man lobte meinen Schwager auch wegen seiner immer gleichen Heiterkeit, doch dieses Lob gebührt nur Menschen von Gefühl und Ueberlegung; bey ihnen entsteht die gleiche Laune aus Muth und Seelenstärke; allein Leichtsinn und Sorglosigkeit bringen sie auch hervor.

Ich blieb nur einige Tage in Genlis; man machte mir das Fest, Teiche ausfischen zu sehen. Unglücklicher Weise begab ich mich mit kleinen, weißatlassenen gestickten Schuhen dahin, und blieb im Schlamme stecken. Mein Schwager kam mir zu Hülfe, bemerkte meine Schuhe, und nannte mich mit vielem Gelächter „eine schöne Pariser Dame.“

Das verdroß mich, denn da ich auf dem Lande erzogen war, hatte ich mich als eine Person der keine ländliche Arbeit fremd sey, angekündigt, deshalb beantwortete ich des Marquis Scherz ziemlich bitter; wie aber alle bey diesem Fest versammelte Nachbarn um die Wette wiederholten: „die schöne Pariser Dame!“ — verließ mich die Fassung, ich hebe einen kleinen fingerlangen Fisch auf, verschlucke ihn lebendig und sage: „da sehet, wie wenig ich eine schöne Pariser Dame bin!“ Ich habe eine Menge Thorheiten in meinem Leben begangen, aber gewiß keine so seltsame. Alle Welt gerieth in Bestürzung, Herr von Genlis schmählte mit mir, er sagte, der Fisch könne in meinem Leibe groß werden, worüber ich dermaßen erschrack, daß es mich mehrere Monate lang besorgt machte. In den lezten Tagen des Novembers brachte mich Herr von Genlis nach dem Kloster d'Origny St. Benoite, acht Stunden von Genlis, und zwey von St. Quintin. Ich sollte dort die vier Monate, welche er in seiner Garnison Nancy (wohin die Grenadiere von Frankreich verlegt waren) als einer ihrer vier und zwanzig Obersten zubringen mußte, verweilen. Der alte König von Polen hielt daselbst noch seinen Hof, dieser war als sehr ausschweifend verschrieen, und Herr von Genlis hielt mich für zu jung, an demselben vorgestellt zu werden. Zu jener Zeit war es auch nicht Gebrauch, daß junge Frauen ihre Männer in die Garnison begleiteten. Frau von Avaret war die erste, die es that; sie ward deshalb sehr getadelt, und ihr Beyspiel nie allgemein befolgt. Ich weinte bitterlich bey meiner Trennung von Herrn von Genlis, dann

8 *

vertrieb ich mir aber in Origny auf das angenehmste die Zeit. Diese Abtey war sehr reich, sie hatte immer eine Frau von Stande zur Vorsteherinn, jezt war es Frau von Sabran, vorher war es eine Frau von Soubise gewesen. Obgleich keiner Adelsprobe unterworfen, gehörten die Nonnen doch alle zu den höhern Ständen, und führten die Namen ihrer Familie. Die Gebäude waren schön und von großem Umfang, sie wurden von mehr als hundert Nonnen bewohnt, die Layenschwestern ungerechnet, und zwei Klassen von Pensionairen, die eine von Kindern, die andere von Frauenzimmern von zwölf bis achtzehn Jahren. Die Erziehung war sehr zweckmäßig, um tugendhafte, häusliche, vernünftige Frauen, die in den Provinzen zu leben bestimmt waren, zu bilden.

Ich erhielt eine sehr artige Wohnung innerhalb der Klausur, hatte eine Kammerfrau und einen Bedienten, welcher leztere mit dem Gesinde der Aebtissinn im äußern Kloster wohnte, und speiste an der Aebtissinn sehr wohlbeseztem Tisch, der von zwei Layenschwestern bedient wurde. Das Frühstück brachte man mir auf mein Zimmer. Die Abtissinn empfing bey Tische Männer zum Besuch; allein nur in ihrem Zimmer. Das Kloster stand unter Klausur; sie hatte Wagen und Pferde, und durfte mit ihrer Caplaninn und ein Paar von ihr gewählter Nonnen ausfahren. Sie ging oft, einzelne Theile ihrer Besitzungen in Augenschein zu nehmen, spazieren; oder besuchte Kranke, denen sie Hülfe brachte. Zweimal habe ich sie bey diesen wohlthätigen Ausgängen, die im Sommer noch häufiger vorfielen, begleitet. Jede Nonne hatte eine ar-

tige Zelle, und einen ihr eignen Garten, den der große allgemeine mit einschloß. Die Unbefangenheit und Frömmigkeit dieser Klosterfrauen erinnerte mich oft an meine engelgleiche Nonnen der Straße Cassette. Diese waren jedoch viel weniger vollkommen. Sie besaßen eben so viel Glauben, Reinheit, Arbeitsliebe, waren aber nicht so einig untereinander; die Aebtissinn hatte ihre Günstlinge, ihre Großwürdenträgerinnen, eine Frau Oekonominn, Frau Caplaninn; diese bildeten eine Art Parthei, der eine andere, welche man die Opposition hätte nennen können, gegenüberstand. Das Alles geschah ohne Haß, ohne Treulosigkeit — denn die Religion stand zwischen beiden Theilen, und beseelte sie mit ihrem Frieden. Ungeachtet der Güte, mit welcher mich die Aebtissinn überhäufte, reihte ich mich der Opposition an; das heißt, ich wählte meine Freundinnen aus ihr, denn sie hatte ein gewisses Aussehen von Unterdrücktseyn, das mich rührte; außerdem gehörte auch eine Verwandte des Herrn von Genlis zu ihr. Dieses war eine Frau von Rochefort; ihr Vater hatte sie gezwungen im siebzehnten Jahr ins Kloster zu gehen, sie liebte ihren Cousin, den Grafen von Rochefort, und ward von ihm geliebt; die ersten zwei Jahre war sie sehr unglücklich, nachher gewöhnte sie sich an ihr Schicksal; bei meiner Ankunft in Origny war sie dreißig Jahr alt, noch recht hübsch, sie hatte allerliebste Hände, und einen sehr vortheilhaften Wuchs. Sie sprach oft von ihrer Schwester, der Frau von Balincourt, die sie sehr liebte, diese schickte ihr alle Jahre dergleichen kleine Leckereien, wie die Nonnen sie lieben, und Wolle und Seide zum Sticken;

dagegen erhielt sie von Fr. v. Rochefort kleine Handarbeiten, wie Nonnen sie mit so besonderer Pünktlichkeit zu verfertigen pflegen. Ich mußte dieser Nonne versprechen, Frau von Balincourt bei meiner Rückkehr nach Paris dahin zu vermögen, daß sie den Erzbischof um die Erlaubniß ersuche, um ihrer Gesundheit willen drei oder vier Monate bei dieser geliebten Schwester zu leben. Es gelang mir auch in der Folge, denn unter Umständen wurde eine solche Erlaubniß leicht zugestanden. Frau von Rochefort verlebte drei glückliche Monate in ihrer Familie; doch einst führte sie Herr von Balincourt zu einer jungen Bäuerinn, der er vier Jahre vorher zu einer glücklichen Heirath verholfen hatte; man fand sie von ihren Kindern, ihrem jungen Gatten, von dessen Eltern umgeben, in dem glücklichsten Hausstand — das erinnerte die arme Nonne an ihre frühere Liebe, an ein für sie auf immer verlornes Glück; während alle Anwesende sich an diesem anziehenden Schauspiel ergötzten, ward sie ohnmächtig, ein tödtlicher Pfeil hatte sie getroffen, sie fiel in eine tödtliche Auszehrung, und betrat ihr Kloster nicht mehr. Ihr Vater, der, ohne Zweifel zu seiner Strafe noch lebte, führte sie nach Auvergne, wo sie bald in seinen Armen verschied. Diese Begebenheit gab mir den Stoff zu dem ersten Roman, den ich je Jemand zeigte. Ich las ihn den Herrn von Genlis und Sauvigny vor; sie waren davon entzückt, und späterhin nahm ich ihn, in der Episode von Cecilie, in Adele und Theodor auf.

Kehren wir aber nach Origny zurück. Mir gefiel es daselbst; man hatte mich lieb, ich spielte bei der Aebtis-

sinn oft auf der Harfe, sang Motetten im gegitterten Chor der Kirche, und machte Eulenspiegelstreiche bey den Nonnen. Mitternachts lief ich verkleidet, gewöhnlich als Teufel, mit großen Hörnern und schwarzem Angesicht auf den Gängen umher, weckte die jungen Nonnen auf, schlich zu den alten in die Zellen, bestrich ihnen, ohne sie aufzuwecken, das Gesicht mit rother Schminke und klebte ihnen Schönpflästerchen auf. Kamen sie nun Mitternachts in das Chor, so kann man — da sie, vorher in den Spiegel zu sehen, nicht Zeit hatten — sich vorstellen, welche Wirkung ihre also aufgepuzten Angesichter hervorbrachten. Die Zellen standen mir alle offen, denn die Regel verbietet den Nonnen Tag und Nacht, sie zu schließen. Während des Carnevals gab ich mit Erlaubniß der Aebtissinn zweimal die Woche in meinem Zimmer Ball. Der Dorfmusikant, der sechzig Jahr alt und blind war, durfte herein kommen, er behauptete alle Tanzfiguren zu wissen, und alle Pas, und nannte unter andern die Chassés, des flanquées *). Meine Tänzerinnen bestanden in den Nonnen und Kostgängerinnen, die ersten traten als Männer die lezten

---

*) Chasser heißt hier ein gewisser Tanzschritt, und flanquer wird nur in wenigen, nicht sorgfältigen Redensarten gebraucht, wo es keine wörtliche Uebersetzung erlaubt. Man sagt flanquer un soufflet d. i., Jemanden eine Ohrfeige geben, — etwas roh, unachtsam hinwerfen, schlenkern, in manchen Provinzen; Dinge sowohl als Worte, drückt man in vertraulicher Rede auch mit flanquer aus. A. d. Ueb.

als Frauenzimmer auf, ich gab Cyder und vortreffliches, im Kloster gemachtes Backwerk und nie, wie glänzend die Bälle auch waren, die ich seitdem besucht, habe ich so fröhlich wie an diesen Abenden getanzt.

Ich hatte ein Abentheuer, das dem ganzen Kloster einen großen Begriff von meinem Muthe gab. Ein junges Mädchen, das Nonne werden wollte, kam mit ihrer Mutter nach Origny; ihre Wohnung ward ihnen in einigen, seit drei Jahren leer stehenden, an die meinigen stoßenden Zimmern angewiesen. Alle Welt gieng im Kloster vor zehn Uhr zur Ruhe, ich las, schrieb und spielte, gewöhnlich bis gegen zwei Uhr die Harfe. Am Abend des Tages wo die Novice angekommen war, hörte ich um Mitternacht leise an meine Thür klopfen — sie war es mit ihrer Mutter, die mir voller Angst sagten: sie hätten an einem an das ihrige stoßenden Zimmer, das sie aber nicht geöffnet, einen ungeheuern Lärm gehört; da ein starker Wind gieng, stellte ich ihnen vor, daß dieser Lärm sehr erklärbar sey; sie versicherten aber, er sey ungeheuer, es klänge als wolle man die Fenster, welche auf den Hühnerhof giengen, einbrechen. Die Mutter hielt es für Räuber, die Tochter meynte es wären „ganz natürlich" nur Gespenster. Victoire, meine Kammerfrau, die sehr muthig war, erbot sich der Sache auf den Grund zu kommen, und von Nacheiferung angetrieben, verlangte ich sie zu begleiten. Ich vertheilte die Waffen: einen Besen, die Feuerzange, die Schaufel — ich führte den Haufen an, und wir rückten lustig in der Fremden Zimmer ein. Wirklich gab es in

dem besagten Kabinet ein ungeheures Getöse; allein in einem Anfall unvorsichtiger Keckheit, wie ich deren so oft im Leben hatte, öffnete ich plötzlich die Thür, und ließ Victoire, welche eine Kerze trug, vor mir eintreten, doch kaum hatte diese einen Blick auf das uns gegenüber stehende, mit einem großen weißen Vorhang behangene Fenster geworfen, so wankt sie, die Kerze fällt ihr fast aus der Hand, und ich sehe so gut wie sie zwei große Mannsfüße, die unter dem Vorhang hervorstehen. Das mußte ein Räuber seyn! Aber ohne das geringste Nachdenken eile ich voran und rufe: „Wir wollen doch ein Wort mit ihm sprechen! Laßt mich nicht allein, kommt mit mir!“ — So ziehe ich schnell den Vorhang hinweg .. und erblicke ein paar alte Mannsschuhe, die auf dem Gesimse stehen, so daß sie jene Täuschung auf uns hervorbringen müssen. Unser Erstaunen, wie unser Gelächter ist nicht zu beschreiben! Der Lärm war von einem Fensterladen hervorgebracht, der, vom Winde losgerissen so gewaltsam gegen die Fenster schlug, daß er mehrere Scheiben zerbrochen hatte. Diese Zimmer hatten ehemals einer alten Dame, die so wie ich hier im Kloster verweilt hatte, zur Wohnung gedient, und wahrscheinlich hatte ihr Bediente, dem dieses Kabinet eingeräumt gewesen war, ein Paar seiner Schuhe hier vergessen.

Ich blieb vier Monate in Origny, die mir sehr angenehm verstrichen; die Nonnen lehrten mich allerlei kleine Handarbeiten, eine Hausmagd zeigte mir wie man Tauben und Hühner groß ziehe, ich lernte auch etwas Backwerk verfertigen; den größten Theil des Tags brachte ich

mit meiner Harfe und meiner Guitare hin, und Vormittags waren zwei Stunden dem Lesen bestimmt. Ich war des Unterrichts sehr bedürftig und hatte auch Lust dazu; in diesem Kloster lieh man mir Fleurys geistliche Geschichte, die mich entzückte; eine Dame aus St. Quintin gab mir Pompignans Gedichte und Moncrifs Romanzen. Ich liebte die Dichtkunst ausnehmend, und machte in Origny viele Verse, unter andern eine Art Epistel über das Glück des Klosterlebens, und der Ruhe im Kloster. Von allem, was ich las, machte ich Auszüge, wie ich es seitdem nie unterlassen habe. Endlich schrieb ich auch lange Briefe an Herrn von Genlis, und an meine Mutter — bey dem Allen fand ich noch Zeit so viele Eulenspiegelstreiche zu machen, daß ich ein ganzes Buch damit anzufüllen vermöchte.

Meine Mutter gab mir das Zeichen ihrer Güte und Zärtlichkeit, mich in Origny auf sechs Wochen zu besuchen. Sie wohnt ein einem an das meine stoßenden Zimmer, und ich that alles, um ihr die Zeit zu vertreiben. Die Aebtissinn hatte eine Kammerfrau, Mamsell Beaufort, die ihr schon seit zehn Jahren diente; das beste Mädchen auf der Welt, die vortreffliche Rahmkuchen machte, welches zwischen ihr und mir genaue Bekanntschaft geknüpft hatte. Diese erzählte mir von einer Hochzeit, die auf einem Dorf, eine Stunde von Origny, statt haben sollte. Die Aebtissinn hatte ihr erlaubt hinzugehen, und ich beschloß sie ingeheim, als Bäuerinn verkleidet, zu begleiten; es gelang mir meine Mutter zu bereden, in eben dieser Verkappung, doch beide ohne Vorwissen der Aebtissinn, mit mir zu gehen. Mam=

sell Beaufort, über diesen Einfall entzückt, verschaffte uns die nöthigen Kleider, wir versicherten uns einer Pförtnerinn, ich ließ der Frau Aebtissinn sagen, daß wir einer Migraine wegen in unserm Zimmer speisen würden, und wir begaben uns um ein Uhr nach Tisch verstohlen auf den Weg. Ein Karren führte uns auf den Pachthof, wo wir den Brautleuten als Verwandte der Mamsell Beaufort, die mich obendrein ihr Pathchen nennte, vorgestellt wurden. Ich tanzte viel, die ganze Gesellschaft fand mich allerliebst, und wir verließen sie erst bey sinkender Nacht. Allein in Origny erwartete uns ein tüchtiges Ungewitter: wir waren verrathen, die Frau Aebtissinn war über unsre Verkleidung im höchsten Unwillen, noch mehr, daß ich ohne ihr Wissen aus dem Kloster gegangen sey. Ich stellte ihr sehr sanft vor, daß dieser Ausgang, da ich ihn mit meiner Mutter gemacht, wenigstens nicht unanständig sey. Nun ließ sie ihren ganzen Zorn an Mamsell Beaufort aus — diese kam den folgenden Morgen weinend in mein Zimmer, mir zu sagen, daß sie verabschiedet sey. „Nun so trösten Sie sich, sprach ich schnell, ich nehme Sie in meinen Dienst.“ Das arme Mädchen war vor Freude außer sich, und zog sogleich bey mir ein, die Aebtissinn spie Feuer und Flammen, ich beharrte aber auf meinem Entschluß, und Mamsell Beaufort blieb Victoirens Gefährtinn.

Wir hatten, um meiner Mutter Abends, wenn die Klosterleute zur Ruhe gegangen waren, die Zeit zu vertreiben, schon einige Male in meinem Zimmer Schauspiele aufgeführt. Zu meinem großen Erstaunen bat die Beaufort um eine Schäferrolle! Sie war vierzig Jahre alt,

graukopfig und kupferig, dabei fehlten ihr noch die vorderen Zähne. Wir spielten „das Orakel“ und ich ließ ihr die Rolle des Liebhabers machen, den Lucinde Charmant (bezaubernd) nennt, und an einem rosenfarbenen Bande umher führt. Da es uns an passenden Kleidern fehlte, ließ ich sie einen Ueberrock von le Mire, meinem Bedienten, anlegen; dabei machten wir ihr glauben, daß sie durchaus eine weiß baumwollne mit bunter Wolle gestickte Mütze, die ihr meiner Mutter Bedienter liehe, aufsetzen müßte. In diesem Aufzug spielte sie die Rolle des Charmant; da sie immer noch darauf bestand, eine Schäferinn zu spielen, dichtete ich selbst ein kleines Schäferspiel, ausdrücklich für sie; wir bewunderten ihren Anstand, ihr ganzes Spiel so ausschweifend, sie war so überzeugt in diesem Anzug reizend zu seyn, daß sie sich bereden ließ, ihn immer zu tragen. Seitdem sah man sie täglich in einem kleinen weißen, mit verschieden farbigen Bändern besezten Röckchen, ein Hütchen mit Blumen auf dem einen Ohr, oder in bloßem Haar, das sie, seine Verblichenheit zu verbergen, mit Puder bestreute; wenn sie ins Dorf gieng, ließ ich sie einen Schäferstab tragen, woran sie sich bald gänzlich gewöhnte. Meine Freundinnen beförderten sämmtlich diese Hirtenkomödie; und wenn die andern darüber spotteten, meinte Mamsell Beaufort: sie wollten damit nur der Frau Aebtissinn den Hof machen. So blieb sie bis nach zwei Monaten mein Mann kam, mich nach Genlis zu führen. Er war über meine Schäferinn — denn so nennte ich sie immer — nicht wenig erstaunt; ich bat ihn aber so lange, bis er mir erlaubte, sie in ihrer

Hirtenkleidung mit aufs Land zu nehmen, wo seine Gefälligkeit bald durch die herrlichste Kurzweil gelohnt ward. Ich behielt meine Schäferinn noch zwei bis drei Monate in Genlis, dann fiel ihr eine, für sie sehr ansehnliche Erbschaft in Noyon zu. Da sie mir viel zu lachen gegeben hatte, nahmen wir sehr zärtlichen Abschied. Um ihre Geschichte zu beenden, muß ich noch sagen, daß sie an die zwei und dreißig, tausend Franken geerbt hatte, und die Thorheit begieng, einen viel jüngern Mann, der die heftigste Leidenschaft für sie vorgab, zu heirathen.

Ich kehre nun nach Origny zurück. Um eines muß ich mich loben, und bin gewiß, daß ich es verdiene — ich habe immer ein sehr gesundes Urtheil gehabt, also viel angeborne Vernunft; dennoch habe ich tausend Uebereilungen begangen, habe tausend alberne Streiche gemacht, und Niemand hat weniger wie ich über sein Betragen, seinen Vortheil und seine Zukunft nachgedacht. Anderseits hat niemals Jemand so viel wie ich über alles was ihm nicht persönlich war, über seine Lektüre, über die Menschen, über die Welt, ja über Hirngespinnste gegrübelt. Von meiner Einbildungskraft hingerissen, beschäftigte ich mich von Kindheit an lieber mit dem was ich schuf, als dem was wirklich bestand. Die Zukunft war für mich immer nur ein Traum, an den ich alles was ich wollte anreihen konnte, und ich fand es sehr unschmackhaft, nur das darin aufzunehmen, was alle Welt darin zu sehen im Stande war; vorhersehen zu wollen, machte ich keinen Anspruch, aber wohl zu erfinden. Noch jezt wie in meiner Kindheit baute ich die abentheuerlichsten Luftschlösser,

womit ich mir in Origny die Zeit auf das Angenehmste vertrieb. Jeden Abend vor Schlafengehen, brachte ich eine, oder mehrere Stunden damit zu; oft stellte ich mir vor, mit einer Freundin zu seyn, ich erzählte ihr ganz laut die erstaunlichsten Begegnisse, meine Freundin unterbrach, fragte mich; ihr Erstaunen, ihr Lob, ihre Bewunderung machte mir das größte Vergnügen. Ich hatte in meinen Träumereien immer mehr oder weniger laut gesprochen, in Origny vervollkommnete ich mich in dieser Art von Zwiesprache, der die laute Rede einen Grad Täuschung verleiht, welche die Wahrheit fast aufwiegt, ja in manchen Fällen besser als sie ist — denn welche wirkliche Freundin könnte in unser Inneres eindringen, uns lieben, uns verstehen, als die, welche wir selbst reden lassen? — Es ist gewiß, daß diese Träumereien meine Seele und meinen Karakter erstarkten; sie sind mir seitdem in der Revolution von großem Nutzen gewesen, allein im gemeinen Leben haben sie mir sehr geschadet, sie haben mich hier völlig verhindert, über das, was mir wirklich zu thun oblag, nachzudenken, so daß ich mit allen meinen Fehlern alt geworden bin, und daß die Erfahrung auf meine Handlungen und meinen Karakter sehr wenig Einfluß gehabt hat.

Der Abschied von meinen geliebten Klosterfrauen in Origny ward mir so schwer, daß ich Herrn von Genlis, sehr ernstlich bat, mich noch vier Wochen dort zu lassen. Seine trockne, bestimmte Weigerung verwunderte mich sehr; das ganze Kloster war in Traurigkeit, denn ich hatte viel Bewegung und Fröhlichkeit hineingebracht,

und habe dort nur die besten Beispiele der vollkommensten Unschuld, aufrichtiger Frömmigkeit und Tugend gesehen. In diesem Kloster lebte eine, damals fünf und vierzig Jahre alte Nonne, die ein lebendiges Beispiel ächten Klosterberufs darstellte. Sie war eine Irrländerin aus einer sehr reichen Familie, noch damals wie ich sie kannte, war sie schön; man hatte sie im eilften Jahr zur Erziehung nach Origny geschickt, im siebzehnten führte man sie wieder nach Dublin, und hier erklärte sie, den Schleyer nehmen zu wollen. Man that alles um ihren Sinn zu ändern, man machte ihr Heiraths-Vorschläge, die angenehmsten jungen Männer suchten ihr zu gefallen, man führte sie in die große Welt ein — sie bestand unerschütterlich auf ihrem Entschluß; so bald sie mündig war, vertheilte sie ihr ganzes Vermögen an ihre natürlichen Erben, wobei sie sich nur 50,000 Franken vorbehielt, die sie einem Hospital, und 40,000, die sie der Abtey Origny schenkte, worin sie im Alter von ein und zwanzig Jahren und drei Monaten das Gelübde ablegte.

Von Origny giengen wir unmittelbar nach Genlis. Es war im April und mein Schwager, der in Paris war, sollte erst im Julius dort eintreffen. Inzwischen machten wir Besuche auf den benachbarten Schlössern, deren Besitzer fast alle alt, aber von sehr guter Gesellschaft waren; nur Herr von St. Cenis hatte eine junge Frau. Herr von Genlis und ich beschlossen, meinem Schwager bei seiner Rückkehr ein Fest zu geben; an Zeit zur Vorbereitung fehlte es nicht, es sollte ein

Schauspiel aufgeführt werden, also bedurften wir ein Theater dazu, auch mußten wir einen Dekorations Maler haben, und ließen diesen von St. Quintin kommen. Dieser Mann hieß Tirmane, war fünfzig Jahre alt, und seine Originalität und Leichtgläubigkeit diente mir sechs Monate lang zur Erheiterung! — Herr Tirmane war eben so stolz als einfältig, er verstand ganz gut einen Bretterverschlag oder ein Zimmer zu malen, war aber überzeugt, Raphaels und Rubens Talent zu besitzen. Unser Theatervorhang legte davon Zeugniß ab. Er stellte darauf eine höchst lächerliche Gestalt dar, welche, die Harfe spielend, sie umgekehrt, das heißt an die linke Schulter anlehnte. Bei ihrem Anblick rief Herr von Genlis: das sey mein Bildniß und gleiche mir vollkommen! Der Künstler gestand, daß er mein Portrait aus der Idee habe malen wollen, und war über dieses erste Gelingen entzückt. Nun bat er aber mich regelmäßig malen zu dürfen, aber mit zerstreutem Haar, weil ihn die Länge und kastanienbraune Farbe meiner Haare so in Erstaunen gesezt hatte. Ich versprach ihm den folgenden Tag zu sitzen, und puzte mich dazu auf. Fingerdicke rothe Schminke mußte meine Wangen bedecken, meine Haare theilte ich in mehrere glatte ungepuderte Flechten, die ich um Hals, Arme, und um den Leib wickelte, den Kopf belud ich mit Perlen, falschen Steinen und Blumen; — so zeigte ich mich Herrn Tirmane, der von meiner Schönheit entzückt war, um so mehr, da ich den Mund etwas zusammen kniff, und die Augen so groß aufsperrte, wie möglich. So malte

malte er mich, oder vielmehr eine Gorgone statt meiner; denn die langen Flechten sahen vollkommen wie Schlangen aus. Nach einigen Tagen wiederholten wir zu Gunsten unsers Malers einen Theil von Donquixote's Begebenheiten bei der Herzogin: wir ließen Hrn. Tirmane fünfzig Schritte vom Schloß von unserm Gärtner, der sorgfältig verkleidet war, bei hellem Tage ausplündern. Er kam im bloßen Hemde ins Schloß zurück, uud erzählte seinen Unfall mit der lächerlichsten Uebertreibung. Herr von Genlis versicherte ihn, in Abwesenheit seines Bruders die oberste Gerichtsbarkeit zu haben, und schickte sogleich Leute aus, den vorgeblichen Räuber zu verfolgen. Er ward sammt seinem Raube ergriffen, und in Ketten aufs Schloß gebracht. Herr Tirmane bezeigte darüber eine abscheuliche Freude; nun wurde die ganze Posse eines hochnothpeinlichen Halsgerichts aufgeführt, und nach zwei Stunden vorgeblicher Untersuchung benachrichtigte man uns, daß der Räuber zum Tod verurtheilt sey. „Das ist recht!" rief Herr Tirmane, und klopfte in die Hände. Ich stellte ihm nun vor, wie er sich mit Ruhm bedecken könne, wenn er bei dem Richter einen Fußfall thue, und Gnade für den Verbrecher erflehe. Anfangs sträubte er sich zwar; ich gab ihm aber zu verstehen, daß er für diese Seelengröße würde belohnt, dieser Böſewicht aber, wie wir ihn versicherten, Lebens lang in den Schloßthurm eingesperrt werden. Herr Tirmane nahm alle seine Großmuth zusammen, und erbat mit der lächerlichsten Emphase das Leben des Verbrechers. Zum Lohn dieser edeln Selbstverläug-

nung bekleideten wir ihn mit allen hergebrachten Ceremonien der Ritterzeit mit einem selbst erfundenen Orden, dessen Dekoration in einer alten auf den Kanzler Silbery geschlagnen Münze, die wir in der Bibliothek gefunden hatten, bestand. Wir machten ihn glauben, daß dieser Orden ihm den Adel verleihe, weßhalb er nun Ritter Tirmane von uns genannt, und von allen Theilnehmern an dem Einkleidungsfest, so wie von dem versammelten Volke, begrüßt ward — denn wir hatten nicht allein alle Schloßeinwohner in unsre Posse eingeweiht, sondern die Obersten der benachbarten Garnison von Chaumy hatten sich mit hundert Reitern zu dem Feste eingestellt, und trugen nicht wenig bei, dessen Glanz und Herrn Tirmanes Täuschung zu erhöhen. Dieser zerfloß am Schluß der großen Feyerlichkeit in Thränen der Rührung. Der große Tag schloß mit einem Mahl, wo der neue Ritter, von der Waffenwache und Waffenlast ermattet, endlich einschlief. Herr von Genlis weckte ihn auf, um die Verse, welche er auf seine Versöhnlichkeit gedichtet, singen zu hören; nach der Tafel führte man ihn auf einen ländlichen Ball, der bis eilf Uhr dauerte; darauf zwang man ihn noch, Kraft seiner Ordensrechte, über mehrere Streitigkeiten der Bauern zu Gericht zu sitzen, und endlich legte er sich, von Ruhm, Müdigkeit und Schlaflust überwältigt, eine Stunde nach Mitternacht zur Ruhe.

Es war bemerkenswerth, wie bei diesem possenhaften Feste, und die lange Zeit von fünf Monaten, durch die wir den Spaß fortsezten, keiner der Landleute oder

Dienstboten uns gegen den armen Tirmane verrieth, sondern bei der großen Feierlichkeit ihre Rollen sehr gut spielten, und späterhin bei keiner Begegniß des Mannes Täuschung zerstörten. Diesen lächerlichen Auftritten folgten viele andere, deren ich mich nicht mehr erinnere, die aber ein ganzes Buch anfüllen könnten. Wir zogen unsre Nachbarn und Gäste mit in die Posse. Auf dem Schloß eines der erstern, Herrn von Flavigny, fand der Ritter Tirmane die Königin von Alcala, welche ihm mit vielem Gepränge den Titel Don ertheilte, zu gleicher Zeit ward ich mit dem von Donna begabt. Seitdem nannte mich der Ritter Don Tirmane nie anders als die Gräfinn Donna. Unter unsern Gästen stellte sich aber auch eines Tages der Graf Barbançon, von Paris kommend, ein. Er war ein ernsthafter Mann, wußte nichts vom Ritter Don Tirmane, und wir vergaßen, ihn von unsern Narrenspossen zu unterrichten. Man denke sich also dessen Erstaunen, wie der Ritter Don mit allen seinen abgeschmackten Ordenszeichen, und einer höchst auffallenden, von uns ihm aufgeschwazten Kleidung angethan, in den Speisesaal trat. Herr von Barbançon erstarrte bei seinem Anblick; Herr Tirmane fragte leise Herrn von Genlis: ob der Fremde von Adel sey? Es wurde bejaht; nun schritt der neue Ritter auf Herrn von Barbançon zu, und sagte mit einem Tone, der sich gar nicht beschreiben läßt: „Edler Fremder, ich fordre den Schenkelgruß von dir.“ Herrn von B's Erstaunen überstieg alle Begriffe; er blickte auf Herrn von Genlis, der zu dieser ritterlichen Bewillkommnung gerathen hatte, und ihn durch ein Zeichen die Sache

erklärte, worauf jener auch sehr geziemend den Schenkelgruß annahm.

Das Ende der ganzen Geschichte war noch das Beste daran. Tirmane verweilte acht Monate lang in Genlis, während deren er seiner Frau alle Ehren, mit denen er überhäuft ward, nach St. Quintin, ihrem Wohnorte, schrieb. Diese, weniger leichtgläubig als er, versicherte ihn in ihren Antworten, daß man ihn zum Besten habe; er zeigte uns ihre Briefe und lachte mit uns über das, was er „ihre Unfähigkeit hohe Dinge zu begreifen“ benannte. „Sie wird sie schon glauben müssen, sezte er hinzu, wenn sie gewahr wird, daß ich als Edelmann keine bürgerlichen Taxen mehr bezahle. Wie die Dickköpfe von St. Quintin verduzt seyn werden, wenn ich ihnen allen voran stehe!“ Und nun nannte er uns drei oder vier, die er sich ganz besonders zu demüthigen erfreute. Endlich kehrte er nach St. Quintin zurück; beim Eintritt in sein Haus mußte Frau und Kind niederknieen und seine Schaumünze küssen. Den Tag darauf begab er sich mit seinem Orden geschmückt auf das Rathhaus, zeigte seine Adels- und Ordens-Diplome, und erklärte, daß er keine Abgaben weiter zahlen werde. Man fand seine Thorheit so belustigend, daß man ihn nicht darin störte, und wirklich von allen Taxen befreite. Nun zweifelten seine Frau und seine Tochter selbst nicht mehr an der Wahrheit alles dessen, was er berichtet, und ganz St. Quintin belustigte sich zwölf Jahre lang, das heißt bis zu seinem Tod, mit dieser Posse. Ich habe ihr vielleicht in diesen Memoiren zu viel Platz

eingeräumt, allein ich erinnere mich einer Zeit, wo eine so lebhafte, ungezwungne Fröhlichkeit um mich herrschte, wo ich so herzlich lachte, wo die furchtbare Zukunft noch mit einem undurchdringlichen Schleyer verhüllt war, so gern!

Mein Schwager kam endlich nach Genlis zurück; wir spielten Komödie, und gaben mehr als vierzehn Tage lang Feste. Die Musik beschäftigte mich fortwährend; ich schrieb Briefe und ein Tagebuch über alle Vorgänge im Schlosse. Herrn Tirmanes Begebenheiten füllten einen dicken Band von ihm an. Ich hätte mich gern unterrichtet, die Bibliothek von Genlis war sehr ansehnlich; mein verstorbener Schwiegervater, ein sehr frommer Mann, hatte die eine Hälfte gesammelt, die andere, die mein Schwager angeschafft hatte, bestand gänzlich aus Romanen. Ich war gescheut genug, die ersten vorzuziehen, las geistliche Bücher, Geschichte, Moral und einige Schauspiele. In der Geschichte war ich so unwissend, daß ich gar nicht wußte, womit ich den Anfang machen sollte. Bald fiel mir ein geometrisches Werk in die Hand; es ward in dessen Vorrede gesagt: es sey so klar, daß ein Kind von zwölf Jahren es verstehen könne. Nun las ich es mit Begierde; da ich aber gar nichts davon begriff, schloß ich, daß mir selbst der Menschenverstand fehle, und verlor allen Muth. Ich entdeckte mich endlich Herrn von Genlis, und bat ihn, mir dieses Buch zu erklären; er lachte sehr über meine Einfalt, und machte mir begreiflich, daß es zum Verständniß desselben nothwendig sey, schon einige Begriffe

von Geometrie zu besitzen. Ich entsagte ihr ganz, und las Echard's römische Geschichte; da ich aber mit der ältern Geschichte hätte anfangen sollen, brachte ich gar keine Ordnung in meinen Kopf, wodurch ich viel Zeit verlor.

Herr von Genlis machte eine Reise nach Paris, von welcher er Herr von Sauvigny, den Verfasser der Blanche Bazu, und Provaire den berühmten Waldhornisten mitbrachte. Ich spielte auf eine erstaunliche und damals einzige Weise die Harfe, allein die Noten las ich sehr schlecht. Provaire war ein leidenschaftlicher Bewunderer meines Talents, erstaunte aber, mich so unwissend in der Tonkunst zu finden, um so mehr, da ich sechs bis sieben andere Instrumente spielte. Er beschwor mich, täglich eine Stunde Noten zu lesen, und in weniger als sechs Monaten spielte ich alles vom Blatt, selbst die schwerste Claviermusik, und ich habe diese Fertigkeit so weit wie möglich gebracht. Herrn von Sauvigny's Rath und Unterhaltung war mir auch in einer andern Rücksicht sehr nützlich. Er hatte einen sehr reinen Geschmack in literarischen Kenntnissen, und trug zu der Bildung der meinigen bei, indem er durch seine richtigen Bemerkungen meine natürliche Abneigung gegen Uebertreibungen, Wortgepräng und Unnatürlichkeit stärkte. Er, Herr von Genlis und ich, brachten alle Tage nach dem Spaziergang eine Stunde mit gemeinschaftlichem Lesen zu; so beendeten wir innerhalb vier Monaten die „Briefe aus der Provinz,“ die „Briefe der Frau von Sévigné“ und Peter Corneilles sämmtliches Theater. Außerdem

las ich immerwährend in meinem Zimmer, und die Zeit vergieng mir eben so angenehm als schnell. Herr Milet, der Wundarzt von la Fere kam alle Wochen nach Genlis, ich wiederholte mit ihm meine alten Lectionen der Knochenlehre, lernte aber auch Aderlassen von ihm, eine Kunst, die ich seitdem unter den berühmten Chamousset gänzlich vervollkommet habe *). Auch Wunden zu verbinden lernte ich von ihm — kurz ich vernachlässigte keine Gelegenheit, mich zu unterrichten. Aus diesem Grund machte mir auch die Unterhaltung unsrer alten Nachbarn gar keine Langweile; ich hörte zu, fragte wo ich nicht verstand, und lernte in jedem Gespräch irgend Etwas. So habe ich es mein Lebelang gemacht, und es ist zu verwundern, daß ich bei diesen Gewohnheiten und einem vortrefflichen Gedächtniß nicht viel mehr gelernt habe, als ich wirklich schon weiß. Das kommt wohl daher, weil ein vorherrschender Geschmack nicht

---

*) Chamousset war der erste, der sich kräftig und beharrlich gegen den abscheulichen Gebrauch, in den Hospitälern die Kranken anzuhäufen, und sogar deren mehrere in Ein Bett zu legen, auflehnte. Er machte sein eignes Haus zu einem Hospital für hundert Kranke jedes Geschlechtes und Alters, die auf seine Kosten verpflegt wurden. Er miethete an der Sever-Barriere ein Haus, das als Muster eines Hospitals dienen sollte, und bewirkte dadurch die endliche Verbesserung im Hotel-Dieu: jedem Kranken sein eigenes Bett zu verschaffen. Auch seine Schriften bewirkten viel Gutes, obschon nicht alle gehörig verbreitet worden sind. Er starb 1773 im sechs und vierzigsten Jahre. Anmerk. des Herausg.

erlaubt, daß sich fremde Dinge dem Gedächtniß tief einprägen; unser Wissen bildet sich nach den uns geläufigsten Gedanken, aus unserm täglichen Nachdenken. Mir ist nichts fremd geblieben, ich habe über alles ganz erträglich sprechen können, allein gründliche Kenntnisse hatte ich nur von dem, was die schönen Künste anbetrifft, die Literatur, das menschliche Herz; denn diese liebte ich mit Leidenschaft, und nur über sie dachte ich eigentlich nach. Ich habe auch immer bemerkt, daß Menschen von sehr ausgebreiteter, allumfassender Wissenschaft einen kühlen Verstand und kalte Einbildungskraft hatten, und nicht fähig waren eine besondere Kunst oder Wissenschaft mit Leidenschaft zu erfassen.

In dieser Zeit lernte ich auch reiten, und auf eine ziemlich sonderbare Weise. Ich nahm Bäder, zu denen das Wasser aus dem, eine halbe Stunde entfernten Fluß geholt werden mußte; ein einzelner Ackergaul führte das Faß dahin. Wie ich eines Tags allein im Schloß war, sah ich aus meinem Fenster, wie der Kärrner Hans sein Fuhrwerk, nebenhergehend, zum Fluß führte. Es bedünkte mich allerliebst mich auf dieses große Pferd zu setzen, und das Wasser selbst zu holen. Augenblicklich eilte ich in den Hof, that dem Hans meinen Vorschlag, der ihn nicht einmal sehr verwunderlich zu finden schien, sondern mich rittlings auf sein Thier sezte, und seines Wegs ging. Ich fand diese Promenade so angenehm, daß ich während zehn oder zwölf Tagen gar keine andere machte; man erlaubte mir nun ein altes, kleines, graues

Pferdchen, das noch recht fest auf den Beinen war, zu reiten; ich schaffte mir ein Amazonenkleid an, und man fand mich als Reiterinn so hübsch, daß man mir ein schönes, großes navarrisches Pferd gab, das zwar älter wie ich, aber schnell und sicher war. Bald aber fand man, daß ich zu schnell ritt; es half aber nichts es mir zu verbieten, denn gewöhnlich lief das Pferd, weil ich es nicht zu leiten verstand, mit mir davon, und ich erhielt den Ruf unbegreiflich kühn und eigensinnig zu seyn. Nach einigen Monaten erbot sich Herr Bourgois, Officier de Fortune, aus der Garnison von Chauny, der mich sehr gut zu Pferde sitzen fand, mich reiten zu lehren. Ich nahm acht Monate lang Unterricht, und ward sehr geschickt. Diese Leibesbewegung, die ich leidenschaftlich liebte, stärkte meine Gesundheit ungemein. Wir ritten oft auf die Saujagd. Einsmals nahm ich mir vor, mich geflissentlich zu verirren; ich hoffte ganz besondern Abentheuern zu begegnen, und entwischte in dieser Absicht in vollem Gallopp. Sorgfältig bemüht, mich von der Jagd zu entfernen, vertiefte ich mich in das Gehölz, bald gelang es mir auch, nichts mehr von den Hunden und Hörnern zu hören, und in einer mir ganz unbekannten Gegend zu seyn. Ich erhielt mein Pferd immer im Gallopp, und hoffte auf irgend ein unbekanntes Schloß zu treffen, dessen geistreiche, feingebildete Bewohner mich gastfrei bewirthen würden. Nach dreistündigem Umherirren, erschien aber noch immer kein Schloß, ich ward ängstlich und glaubte wenigstens zwölf Meilen von Genlis entfernt zu seyn. Mich

hungerte, ich erblickte nirgend ein Obdach, und plötzlich ließ ich mir beikommen, daß man in Genlis um mich in der größten Besorgniß seyn werde. Endlich, nachdem ich lange umhergeschweift, begegnete ich einem Holzhauer, der mich zu meinem größten Erstaunen belehrte, daß ich nur drei Meilen von Genlis entfernt sey. Ich bat ihn, mich dahin zu führen, wir mußten im Schritt gehen, und kamen erst in finsterer Nacht an. Man hatte von allen Seiten Leute zu Pferd und mit Jagdhörnern nach mir in den ungeheuern Forst von Genlis ausgeschickt, Herr von Genlis selbst suchte mich auf, und kam erst eine Stunde nach mir nach Haus. Ich ward tüchtig ausgeschmält, und verdiente es vollkommen; auch gestand ich recht ehrlich, daß ich mich geflissentlich verirret, versprach aber künftig keinen Entdeckungsritt mehr zu versuchen. Mein keckes Reiten sezte mich mehr wie einmal in Gefahr, gewiß hat aber auch nie ein junger Wagehals gefährlichere Dinge getrieben, als ich — doch Muth und Geistesgegenwart helfen aus allen Nöthen.

Diese neue Leidenschaft ließ mich jedoch keine meiner Beschäftigungen vernachlässigen. Ich las und machte Auszüge, auch hielt ich ein regelmäßiges Tagebuch, das ich in einen großen, unbeschriebenen Folioband eintrug, den ich, da er zu Küchenrechnungen bestimmt gewesen war, in der Vorrathskammer fand. Ich suchte mich auch von den verschiedenen Zweigen des Landhaushalts zu unterrichten, lernte Obstweine machen, den Garten bestellen, und sah den Handwerkern im Dorfe, deu Webern, Schreinern, Korbflechtern, zu; ich lernte auch das

Billiard, und einige Kartenspiele. Herr von Genlis zeichnete Landschaften und Figuren ganz besonders schön, mit der Feder; ich fing an Blumen zu zeichnen und zu malen, und schrieb noch obendrein so viele Briefe, daß ich eine große Leichtigkeit im Briefstyl gewann. Der Zufall, der mir in meinem Leben so viel seltsame und außerordentliche Auftritte vor die Augen geführt hat, ließ mich in dieser Zeit auch ein sehr furchtbares Schauspiel erblicken. Genlis war von ungeheuern Teichen umgeben; unserer Nachbarinn, der Gräfinn von Sorel, Schloß war ganz in demselben Fall, da es aber höher lag wie das unsere, hatten ihre Teiche den Abfluß in die unsern. Die Gräfinn ließ sich, ungeachtet aller Vorstellungen des Herrn von Genlis, aus Geiz nie bewegen an ihren Teichen die nöthigen Ausbesserungen zu machen, so daß sie, von einem heftigen Regen angeschwellt, die baufälligen Dämme durchbrachen, sich in unsere Teiche ergossen, und diese nun ebenfalls zum Austreten zwangen. Mein Mann und mein Schwager waren auf der Jagd, ich befand mich allein im Schloß, als ich ein durchdringends Geschrei hörte, und Alles im Hause in Bewegung gerieth. Wie ich das Fenster aufriß, sah ich zu meinem großen Erstaunen den ganzen unermeßlichen Hof mit Wasser angefüllt, das wie ein See wellte und schäumte. Schon stieg es bis zur halben Fensterhöhe des Erdgeschosses hinan. Der Schloßvogt stürzte mit mehreren Bedienten in mein Zimmer, und sagte mir, es sey nothwendig mich auf den Hausboden zu begeben — ich that es sogleich — man läutete die Lärmglocke, das ganze

Dorf war augenblicklich versammelt, und machte Durchstiche, um dem Wasser, das alle auf einer längs dem Ufer der Teiche geführten Fahrstraße gelegenen Häuser umgerissen hatte, einen Ausfluß zu geben. Das Wasser stieg in unserm Hof bis zum ersten Stock, und in den Alleen des Garten stand es, wie nachmals seine an den Baumstämmen und Hecken zurückgelassenen Spüren bewiesen, acht Fuß hoch. Der Gärtner hatte sechzig Bienenkörbe, die er nicht Zeit hatte zu retten, der Strom führte sie fort! Niemand kam ums Leben, aber die Zerstörung war gräßlich! Die Gräfinn Sorel verlor ihre meisten Fische, die in unsere Teiche geführt wurden, und darin blieben, ein anderer Theil ward auf die Felder geschwemmt, wo sie die Bauern mehrere Tage lang aufsuchten. Ueber diesen Verlust ganz erboßt, mußte die Gräfinn die Eigenthümer der hinweggeschwemmten Häuser noch mit zwölftausend Franken entschädigen. Mein Schwager hätte, ungeachtet des Zuwachses an Fischen, den seine Teiche gewonnen hatten, ebenfalls Entschädigung fordern können; er schenkte sie ihr aber, sonst wäre sie aus bloßem Geiz gänzlich zu Grunde gerichtet gewesen. In Hamburg sah ich eine zweite Ueberschwemmung, in St. Aubin war ich als Kind Zeuge einer, durch Wetterstrahl veranlaßten, Feuersbrunst gewesen; in Villers Cotterets sah ich die berühmte Feuer-Kugel, welche in demselben Jahr so viel Schrecken verbreitete; in St. Leu habe ich einen ungeheuern Hagel erlebt; in Asenal eine Erdhose (trompe de terre, so wie man Wasserhose sagt) gesehen, die einen jungen Menschen

fünfhundert Schritte weit fortführte, ohne ihn zu tödten. Ich habe einen großen Meersturm überstanden; ich habe in Origny eine wahrhafte (veritable) Sonnenfinsterniß gesehen, und endlich auch zwei Kometen! — Das ist ein praktischer Kursus der Naturgeschichte, und mir fehlt nichts, wie ein Erdbeben und ein feuerspeiender Berg.

Im Anfang des Herbstes besuchten wir, zehn Stunden von Genlis, die Marquise von Sailly, eine Verwandte des Marquis von Puisieux. Man empfieng mich ausnehmend gut; ich fand dort einen Kindheitsbekannten, Herrn von Souvré wieder, der mir viel Freundschaft bezeigte und sehr viel dazu beitrug, Herrn von Genlis mit Herrn von Puisieux zu versöhnen. Von hier gingen wir zu dem Grafen d'Estournelle nach Frétoy, wo man eben so artig gegen uns war; allein eine Stunde nach meiner Ankunft hatte ich einen seltsamen Verdruß. Die Dame vom Haus, schon fünf und fünfzig Jahre alt, hatte einen einzigen Sohn von fünf Jahren, das unartigste Kind, was ich je in meinem Leben gesehen; die neue Sara wußte ihrem Isaakchen nichts zu verbieten, er war unumschränkter Herr des Salons und des Schlosses. Ich kam um zwei Uhr Nachmittags in Frétoy an, es waren viele Gäste aus Paris da; ich hatte einen Bauernhut auf, wie man sie damals nannte, er war ganz mit Blumen bedeckt, und mit vielen Nadeln über dem linken Ohre befestigt. Kaum hatte ich Platz genommen, so kam der furchtbare Knabe, riß mir einen prächtigen Fächer aus der Hand, und brach ihn in Stücken. Frau von Estournelle gab ihrem Sohn einen kleinen Verweis, nicht meinen Fächer zerbrochen,

sondern ihn mir nicht höflich abgefordert zu haben. Nach einer Weile vertraute der Knabe seiner Mutter, daß er gewaltige Lust zu meinem Hut habe. „Je nun, mein Sohn, antwortete sie sehr ehrenvest, geh, und bitte sie recht höflich darum.“ Sogleich kam er zu mir gelaufen, und rief: „ich will deinen Hut!“ — Seine Mutter verwies ihm „ich will“ gesagt zu haben; das nannte sie „ihm nichts hingehen lassen.“ Sie sprach ihm vor: „gnädige Frau, wollen Sie wohl die Güte haben, mir Ihren Hut zu borgen?“ Alles, was im Saal war, erstaunte über diesen Einfall; allein Mutter und Sohn bestanden darauf. Herr von Genlis spottete ein bischen scharf darüber, ich sah, daß es Frau von Estournelle anfing zu erzürnen — also opferte ich großmüthig mein niedliches Hütchen, ging zu Frau von Estournelle und bat sie, die Nadeln heraus zu ziehen, was sie, da der Knabe anfieng ungeduldig zu werden, auf das eiligste that. Sie behauptete, daß ich ohne Hut hundertmal hübscher sey, obschon mein Haar ganz zerzaußt war, und es äußerst lächerlich aussah, bei einem vollen Anzug, einen solchen Haarputz zu haben. Mein Hut ward, unter der Bedingung ihn nicht zu verderben, dem Knaben ausgeliefert, allein nach wenigen Minuten war er zerknittert, zerrissen und zum Tragen gänzlich verderbt. Die folgenden Tage sorgte ich dafür, mein bloßes Haar ohne Hut und Blumen zu tragen. Unseeliger Weise war aber der kleine Taugenichts dankbar, er kam mir nicht von der Seite; sobald ich mich im Saal niedergelassen, sezte er sich mir auf die Knie, und da er groß und schwer war, erdrückte er

mich fast, zerknitterte meine Kleider, und zerriß sie mit einem Haufen Spielsachen, die er mir auf den Schoos legte. Ich konnte mit Niemanden sprechen, kein Wort von der Unterhaltung hören, ja selbst beim Kartenspiel konnte ich ihn nicht loswerden. Bei allen meinen kleinen Reisen führte ich meine Harfe mit mir; man wollte mich hören — das war nicht möglich! — Sobald ich spielte, faßte das Kind, das mir immer zur Seite blieb, in die Baßsaiten, woraus eine abscheuliche Begleitung entstand. Wie ich ausgespielt hatte und man die Harfe hinwegtragen wollte, widersezte es sich und schrie ungeheuer; sie mußte da gelassen werden; der Knabe spielte darauf nach seiner Art, zerkrazte die Saiten, zerriß deren einige, und verstimmte sie ganz. Wenn man Frau von Estournelle vorstellte, daß mich ihr Sohn sehr belästigen müßte, fragte sie mich: ob dem also sey? und indem sie meine durch die Höflichkeit erzwungene Antwort buchstäblich nahm, versicherte sie: daß man in meinem Alter recht gern mit Kindern spielte, und daß ich mit ihrem Sohn ein allerliebstes Gemälde darstellte. Die Wahrheit zu sagen, war mir dieses Kind auch nicht so zuwider, wie man es glaubte, nicht weil ich gern mit ihm spielte, allein es zog mich an und belustigte mich. Es war hübsch, liebkosend, originell und gar nicht bösartig; bei einer, nur einigermaßen guten Erziehung wäre es ein lieber Knabe geworden. Leider wurde seine Mutter durch die üble Erziehung, die sie ihm gab, hart gestraft. Ein Jahr später bekam das Kind ein leichtes Fieber, es verweigerte jedes Getränk und beharrte darauf, die ungesundesten Dinge zu essen; sein Uebel ver-

schlimmerte sich, und da es unmöglich war, den Knaben zur Annahme von Mitteln zu zwingen, da seine Heftigkeit bei jedem Versuch der Art fast in Convulsionen ausartete, starb er im sechsten Jahre, obgleich er bis dahin der besten Gesundheit genossen.

Indem wir über Peronne nach Genlis zurückkehrten, ward der Marquis von Genlis in dieser Stadt von einem bösartigen Fieber befallen. Sein Bruder ließ unverzüglich den berühmtesten Arzt der Stadt kommen, der sogleich einen zweiten Arzt zur Berathschlagung verlangte. Der eine behauptetete, daß der Kranke, wenn man ihn nicht innerhalb vier und zwanzig Stunden zur Ader liesse, des Todes seyn müßte; der andere, daß ein Aderlaß ihn unvermeidlich tödten würde. Als Bruder des Kranken, und Erben von 200,000 Liv. Renten, befand sich Herr von Genlis in der peinlichsten Verlegenheit; er faßte aber sogleich einen Entschluß: mein Schwager hatte in keinen Arzt Vertrauen, als in Herrn Weiß, *) einen Deutschen, der ihn gewöhnlich besorgte; er war in Paris, allein wir berechneten, daß wir seine Antwort in vier und zwanzig Stunden erhalten könnten; Herr von Genlis schrieb ihm also, unter des Arztes Aufsicht, den Krankheitsbestand, und bat ihn sogleich nach Peronne zu kommen, oder wenigstens seine Berathung zu senden. Mit dieser Depesche wurde einer unsrer Bedienten eiligst abgeschickt. Herr Weiß wollte die Reise nicht machen, schickte aber eine vortreff-

*) Derselbe Arzt welcher ein untrügliches Mittel gegen Milch-Versetzung gefunden hat. Anmerk. des Herausg.

vortreffliche Behandlungsvorschrift, welche den Aderlaß ausdrücklich verbot, der Kranke wurde gerettet, und hatte es seinem Bruder zu verdanken. Wir mußten zwei und zwanzig Tage in Peronne verweilen, ich ritt täglich spazieren; die Damen in der Nachbarschaft schickten mir Obst, Fische, Blumen, für die ich ihnen, bevor ich abreiste, meinen persönlichen Dank abstattete. Ich aß herrliche Birnen und Pfirschen. Kurze Zeit nach unserer Ankunft in Genlis, reiste der Marquis nach Paris ab, und ich mit meinem Mann nach Arras, wo das französische Grenadier-Regiment in Besatzung lag. Der Graf, nachmahliger Herzog von Guines, hatte dort ein prächtiges Haus, das er mir lieh; ich blieb drei Wochen dort, vertrieb mir herrlich die Zeit, und man gab mir allerliebste Feste. Ein Unterlieutenant, Herr von St. P...., den ich nachher in der Gesellschaft wieder sah, bezeigte mir große Aufmerksamkeit; da er einen Maskenball benutzen wollte, um mich freier zu unterhalten, verkleidete er sich in einen Stummen; so blieb er mir den ganzen Ball durch zur Seite, und unterhielt mich nur mit seinem Ha, ha, ha, wobei er, um seine Unfähigkeit anzudeuten, auf seinen Mund zeigte. Ich reiste um zwei Uhr Nachts von Arras ab, um einen Ausreißer zu retten, der desselben Tags früh um zehn Uhr erschossen werden sollte. Der Ritter Monchat, Major bei den Grenadieren von Frankreich, nahm ganz besondern Antheil an diesem Unglücklichen, und fand, in Verein mit Herrn von Genlis, Mittel, ihn, ohne sich in Verlegenheit zu sezen, Abends eilf Uhr aus dem Gefängniß zu befreien und in unser Haus

zu bringen, wo er in meines Mannes Kabinet eingeschlossen blieb. Graf Andik gab mir ein souper dansant; ich war außerordentlich zerstreut, da mich die Furcht, daß man uns unsern Deserteur wieder wegnehmen möchte, beständig beschäftigte. Um halb eins begab ich mich nach Hause, wir hatten den Gouverneur gebeten, um zwei Uhr die Thore öffnen zu lassen, wie es in einer Festung der Brauch ist; der Deserteur stand in der Livrey eines Bedienten gekleidet hinten auf dem Wagen, allein mir blieb, indem wir durch das Thor fuhren, vor Angst das Herz stille stehen! — Vier Stunden von Arras fand er auf dem Fahrweg ein ihn erwartendes Pferd, wir hielten an, er kam an den Wagen, um uns zu danken, und ich weinte aus Freude ihn gerettet zu sehen. Herr von Genlis befahl mir ihn zu umarmen, und ich that es von ganzem Herzen! Eines Menschen Leben gerettet zu haben, macht einen unauslöschlichen Eindruck!

Bei unsrer Ankunft in Genlis unterrichteten uns Briefe aus Paris, daß der Marquis von Genlis aufs neue dort sehr krank geworden sey; mein Mann reiste sogleich dahin ab. Er hatte mir zu schreiben versprochen; wie aber zwei Posttage ohne Nachrichten vorübergegangen waren, erklärte ich unserm Schloßvogt, daß ich sehr besorgt sey, und sogleich nach Paris reisen wolle. Alle Wagen waren fort, es befand sich nur noch eine kleine, sehr leichte, baufällige Jagdchaise im Schlosse, deren man noch dazu dort bedürftig war. Ich versprach sie nur bis Noyon, vier Stunden von Genlis, zu behalten, dort hoffte ich einen Wagen zu finden. Der Verwalter gab

mir zehn Louis zu meiner Reise, und ich machte mich sogleich mit Mamsell Victoire und einem Bedienten zu Pferd, auf den Weg. Die Wahrheit zu sagen, hatte ich viel weniger Besorgniß, als Lust nach Paris zu gehen; glaubte auch nicht in Noyon eine Chaise zu finden, sondern war entschlossen bis Paris Post zu reiten, weshalb ich auch Reitkleider angelegt, und einen Amazonen-Rock darüber gezogen hatte, den ich, sobald mir Noyon im Rücken wäre, abzulegen gedachte. Wir kamen an einem Novembertage Nachmittags vier Uhr in Noyon an. Der Postmeister versicherte mich, er habe keine Chaise; im Herzen erfreut, forderte ich nun drei Pferde für mich, meine Kammerfrau und meinen Bedienten. Wie Victoire dieses hörte, brach sie in ein lautes Gelächter aus, denn sie glaubte es sey ein Scherz; allein ich versicherte sie so bestimmt, daß dieses meine Absicht sey, daß sie verstummte, doch sagte ich ihr, sie könne, wenn es ihr lieber sey, zurück bleiben, ich werde aber unfehlbar weiter reisen. Sie war oft zu Pferd gewesen, und war von jeher auf Eseln geritten, sie war stark und muthig; es kostete mich also wenig Mühe sie zu bereden, daß sie vortrefflich Courier reiten würde. Lemire, mein Bedienter, der ernsthafteste und närrischste Mensch von der Welt, machte mir zwei Vorschläge, die ich beide annahm: einmal, Mamsell Victoiren Hosen und einen Ueberrock zu leihen, damit sie mit Anstand Courier reiten könnte, und mir seine Reitstiefeln zu borgen. Die leztern waren natürlicher Weise zu weit, er stopfte sie mir aber sehr geschickt mit Stroh aus, und entzückt über diese Anstalten,

ließ ich, indeß Mamsell Victoire sich umkleidete, den Postmeister kommen, und sagte ihm meinen Entschluß. Der Mann, welcher Herrn von Genlis sehr ergeben war, erschrak darüber, ob ich gleich, um der Sache ein besseres Ansehen zu geben, ihn versicherte, daß mich dringende Geschäfte nach Paris riefen, warum er schnell dafür sorgen möge, unsre zu Pferde satteln. Er verließ mich mit der Versicherung, mir ein recht gutes Pferd, das aber jezt nicht zu Hause sey, zu holen. Statt dessen lief er aber in der ganzen Stadt umher, um einen Wagen zu finden, was ihm auch, ob er gleich weder Glasscheiben noch Vorhänge hatte, zu meinem großen Mißvergnügen gelang. Ich bedauerte meine Courierstiefeln, und den Ruhm fünf und zwanzig Stunden Post geritten zu seyn. Victoire behielt ihre Mannskleider, ich legte meinen Amazonen-Rock ab, und wir fuhren die ganze Nacht. Ganz glückselig für einen Mann gehalten zu werden, forderte ich, um die Dienstmägde aus den Betten zu treiben, auf jeder Station geräucherten Schinken, und sagte ihnen tausend Thorheiten. Mamsell Victoire war nicht sehr guter Laune, es regnete stromweis und sie hatte keinen Hut, ich band ihr ein roth seidenes Tuch um den Kopf, aber auf der nächsten Station, wo sie nach meinem Beispiel der Magd schön thun wollte, wies diese sie mit den Worten zurück: „Sie sind gar zu häßlich!“ Victoire war ziemlich hübsch aber das rothe Tuch hatte abgefärbt, und nun sah sie mit dem scharlachrothen Gesicht wirklich scheußlich aus.

Herr von Genlis war über meine Ankunft nicht wenig

erstaunt; sein Bruder war außer Gefahr, aber er bedurfte Pflege, und es war beschlossen, daß wir sechs Wochen in Paris verweilen sollten. Ich besuchte meine Mutter und meine übrigen Bekannten; ging auch auf einen Ball, den der spanische Gesandte gab, aber Frau von Puisieux und ihre Tochter, Frau von Etrée, die noch immer mit Herrn von Genlis entzweit waren, wollten uns nicht sehen. Nach fünf Wochen war mein Schwager hergestellt, er begann damals die Unterhandlung wegen seiner Heirath mit Fräulein von Vilmeur, einer reichen Waise und Nichte des Ritters Courten, eines Schweizers, den sie beerben sollte. Wie wir einstmals um Mitternacht von meiner Tante Sercey in einem Miethwagen vom Abendessen nach Hause fuhren, warf sich ein Mensch vor dem Wagen nieder und schrie, daß der Kutscher — was, da wir eben bergan fuhren, unmöglich war — ihn umgefahren habe. Er hielt den Kutscher unter Schimpfreden auf, und zugleich eilten drei andere Männer aus einem Seitengäßchen heraus, und gesellten sich zu ihm. Unsre beiden Bedienten liefen davon, Herr von Genlis sagte seinem Bruder, er solle bei mir bleiben, und sprang mit gezogenem Degen aus dem Wagen, allein ich beschwor den Marquis, meinem Manne beizustehen, und da er zögerte, eilte ich Herrn von Genlis nach und rief: „Tödte Niemand; stoße nicht mit der Spitze!“ — Ich fürchtete nur, daß Blut vergossen werden möchte. Mein Schwager zog nun ebenfalls den Degen, und die Straßenräuber entflohen. Wäre ich allein in dem Wagen gewesen, so hätte man mich beraubt. Diese Begebenheit, welche Herr von Genlis sehr gerne zu

erzählen pflegte, machte meinem Muthe, der durch meine Keckheit im Reiten schon berühmt geworden war, viel Ehre.

Wir brachten den Rest des Winters in Genlis zu, von wo ich, im fünften Monat meiner Schwangerschaft, zur Hochzeit meines Schwagers nach Paris zurückkehrte. Seine Braut, Fräulein von Vilmeur, war erst fünfzehn Jahre alt. Herr von Puisieux willigte ein, Vaterstelle zu vertreten, und mein Schwager bestand darauf, daß ich Mutterstelle versehen sollte. Das war nun seltsam genug; nicht allein weil ich nur drei Jahre älter war als die Braut, sondern auch, weil ich bei dieser Feyerlichkeit das Oberhaupt der Familie, das mich bisher mit so vieler Strenge behandelt hatte, zum Erstenmal sehen sollte. Dem Gebrauch zufolge mußte er mich in die Kirche führen, und that es mit vielem Anstand. Er war sehr gepuzt, das blaue Band über dem Kleide, und kam mir blendend und furchtbar vor. Wie er wahrnahm, daß ich zitterte, sagte er: „Sie frieren, gnädige Frau?“ Ich antwortete sehr unbefangen: „Nein, deßhalb ists nicht.“ Er hat mir seitdem gesagt, daß ihn der Ton, in welchem ich dieses gesagt, bis zu Thränen gerührt habe. Das Hochzeitmahl hatte in der Planchette, dem Landgute des Ritters Courten statt. Es war äußerst prächtig, fast die ganze Familie war versammelt, doch von meinen Freunden befand sich keiner unter den Gästen. Die Damen behandelten mich alle höflich, aber kalt; ich beobachtete das tiefste Stillschweigen. Meine neue Schwägerinn ward sehr bewundert, man lobte ihre Schönheit; Frau von Puisieux und ihre Tochter liebkosten sie übertrieben —

es schien mir damit ein Possen gespielt werden zu sollen, und dieser Gedanke benahm mir meine Blödigkeit. So oft man die Absicht gehabt hat, mich zu kränken, regte sich ein Stolz in mir, der mich über die Beleidigung erhob. Es fand bey dieser Hochzeit ein Vorfall statt, der die Erfindung einer ganz falschen, wiederholt im Druck erschienenen Anekdote veranlaßte. Der Graf Hérouville war des Ritters Courten Verwandter und Freund; er hatte eine Einladungskarte erhalten, doch nicht seine Frau; diese war die berühmte Lolotte, welche sich seit ihrer Heirath sehr gut aufführte, allein keine Frau (von dem Stande ihres Mannes) ging mit ihr um. Sie war sechs und dreißig Jahr alt, noch sehr schön und angenehm; sie hatte viel Verstand und das angenehmste Betragen. Graf Hérouville machte den Fehlgriff, sie mit sich zu bringen — besser hätte er gethan, da sie nicht eingeladen war, selbst nicht zu kommen. Sie ward, außer von dem Ritter Courten und den beiden Herren von Genlis, äußerst grob empfangen, ja bei der Tafel sagte man viel Kränkendes, was sie auf sich beziehen konnte. Sie behielt eine sehr gute Fassung, aber mir hat nie etwas weher gethan. Nach Tisch überreichte meine neue Schwägerinn, dem Gebrauche gemäß, jeder Dame, und so auch ihr, einen Arbeitsbeutel, nebst einem Fächer, und umarmte sie, wobei sie die Gräfinn Hérouville nicht überging. Bei dieser Handlung zuckten zwei der gegenwärtigen Damen die Schultern, und alle machten wunderliche Gesichter. Die Männer erklärten sich nun aber alle für die schöne Unterdrückte, und waren von diesem Augenblicke an sehr lie-

benswürdig gegen sie. Die Damen wurden alle übellaunig, und der Auftritt war höchst sonderbar! — Der Ritter Courten war auf der Folter, Graf Hérouville litt unbeschreiblich, und begab sich früh hinweg. Sobald er den Saal verlassen hatte, rief Herr von Genlis: „Mein Gott, wie ist Frau von Herouville doch so schön!“ Alle Männer stimmteu ihr Lob an, ein jeder wünschte sie zu rächen. Ganz Paris erzählte sich aber den folgenden Tag, bey Frau von Hérouville's Eintritt habe sich Lolotte, der Marquise von Puisieux kleines Hündchen, in den Saal geschlichen, worauf diese laut gerufen: „Fort, fort, Lolotte, du gehörst nicht in gute Gesellschaft.“ Das ist aber falsch: Frau von Puisieux hatte ihr Hündchen nicht bei sich, und es ist nichts dergleichen geschehen.

Die Gesellschaft ging Nachts um eilf auseinander; das neue Ehepaar, Herr von Genlis und ich, blieben noch einige Tage in der Planchette, welche mir hinreichten, meine Schwägerinn sehr lieb zu gewinnen. Sie war schön; ohne ein unangenehmes Lachen, das keine schönen Zähne, und zwei Finger breit allezeit geschwollenes Zahnfleisch zeigte, wäre ihr Gesicht allerliebst gewesen. Herr von Villepaton sagte auch von ihr, daß „ernsthaft betrachtet, ihr Gesicht sehr hübsch sey.“ Ihre Erziehung war sehr vernachlässigt worden; doch war sie nie müßig, sie liebte die Arbeit, stickte vollkommen schön, und war geschickt wie eine Fee. Sie war heftig, widersprach sehr gern, war eigensinnig wie ein Kind, allein im Grunde doch gut, verbindlich, natürlich und fröhlich. Wir haben nie den

geringsten Streit gehabt, und ich freute mich, eine so junge, mir so zugethane Gespielinn zu haben. Ritter Courten, meiner Schwägerinn Oheim, war ein sieben und siebzigjähriger sehr liebenswürdiger geistreicher Greis. Er hatte im Krieg und in Gesandtschaften mit vieler Auszeichnung gedient, hatte viel gesehen, und sprach besonders anziehend darüber. Nie sah ich bei diesem Alter so viel Fröhlichkeit, Sanftheit, Gedächtniß und angenehmes Wesen vereint. Mit dem feinsten Weltton verband er eine Art Einfalt, die an Schweizersitte erinnerte, und seinem Geist und Gespräch etwas Originelles, Jugendliches gab, das ihn zum liebenswürdigsten Greise machte.

Von der Planchette reisten wir nach Genlis, wohin auch mein Bruder kam. Er war so eben in die Artillerie aufgenommen, hatte sein Examen mit viel Auszeichnung bestanden, und besonders für die mathematischen Wissenschaften viel Anlage gezeigt. Ich freute mich sehr ihn wieder zu sehen; er war hübsch, unbefangen, kindisch lustig, sehr angenehm — was mir alles gar willkommen war. Eines Abends nach Tisch, wie meine Schwägerinn mit beiden Herren von Genlis Karte spielte, schlug er mir vor, im Hof, der gewaltig groß, mit Blumen-Beeten angefüllt und von Sandwegen durchschnitten war, spazieren zu gehen. Von dort aus bezeugte er Lust, das Dorf zu besuchen — mir war das sehr gelegen; es war zehn Uhr, die Schenken voll Menschen, die man durch die erhellten Fenster ihren Cider trinken sah. Zu meinem Erstaunen saßen sie mit den ernsthaftesten Gesichtern beisammen. — Mein Bruder hatte den Einfall an die Fenster zu klopfen und zu

rufen: „Lieben Leute, verkauft ihr Fusel?"*) und sogleich zog er mich in ein dunkles Gäßchen zwischen den Schenken, wo wir uns, vor Lachen halb todt, versteckten. Unsere Freude ward noch größer, wie der Wirth herauskam, und „die Schlingel, die sich unterstunden an die Fenster zu klopfen" tüchtig zu walken versprach. Mein Bruder erklärte mir, daß Fusel Branntwein heiße. Ich fand das so allerliebst, daß ich auch an ein zweites Wirthshaus ging, wo dieselbe Anfrage denselben Erfolg hatte. Der anmuthige Scherz ward mehreremale wiederholt, und jedesmal stritten wir uns, wer das Sacré chien rufen sollte. Zuletzt riefen wir es beide, und jedesmal entsprangen wir in die kleine Gasse, wo wir vor Lachen fast zu Boden sanken. Welch glückliches Alter, wo so eine Kleinigkeit Freude macht, wo noch nichts die Einbildung, noch das Herz beunruhigt hat.

Mein Bruder blieb sechs Wochen bei uns; Herr von Genlis gab ihm mit der besten Art alles, was ihm in seiner Garnison, wo er lange bleiben mußte, angenehm seyn konnte. Diese fand er in Mezières; wir versprachen uns fleißig zu schreiben, und hielten einander Wort.

---

*) Der witzige Cadet fragt: Vendez vous du sacré chien. Die Folge zeigt, daß dieses ein Spottname für Branntwein ist — Gemeinheit gegen Gemeinheit, drückt also wohl Fusel den Sinn aus — nur hätte man denken sollen, eine Dame von Frau von Genlis damaliger Bildung hätte über den sacré chien (verfluchter Hund) noch choquirter seyn müssen, als ein deutsches Fräulein, welchen gesellschaftlichen Cirkel sie auch schon geziert haben möchte, über das deutsche Fusel. A. d. Ueb.

Herr von Genlis und ich gingen im August nach Paris, wo wir zusammen mit meinem Schwager ein artiges Haus mit einem Garten gemiethet hatten. Hier erwartete ich meine Niederkunft. Der Gedanke Mutter zu werden machte mich viel vernünftiger. Ich hatte seit einigen Monaten eine Arbeit angefangen, die ich „Betrachtungen einer zwanzigjährigen Mutter" nannte, obgleich ich erst achtzehn Jahre zählte. Diese Arbeit, die ich fünf und zwanzig Jahre nachher, nebst vielen andern Handschriften, verlor, hatte nichts Romanhaftes, und ich habe späterhin manche darin enthaltene Idee in Adele und Theodor benützt. Die Geschichte war immer meine fleißigste Lektüre, außerdem, zu meiner Erholung, Schauspiele und Gedichte. In dieser Zeit unternahm ich auch die bänderreichen Reisen des Herrn Prévot, und beendigte sie, ohne eine Zeile übersprungen zu haben.

Den vierten September gebar ich meine geliebte Caroline, dieses engelgleiche Geschöpf, das während zwei und zwanzig Jahren den Stolz und das Glück meines Lebens machte, deren unersetzlicher Verlust der größte Schmerz und das größte Unglück meines Lebens war! Sie kam schön wie ein Engel zur Welt, und dieses bezaubernde Gesicht war von ihrer Geburt bis zu ihrem Grabe, was man nur Vollkommenes sehen konnte. Ich stillte sie nicht, das war damals nicht Mode; bei unserer Lage, die mich zu beständigen Ortsveränderungen und Reisen nöthigte, hätte ich es auch nicht gekonnt; sie ward in Comachon, einem Dorf zwei kleine Meilen von Genlis erzogen. Welche neue Gefühle gab mir das Glück Mutter zu seyn! Dieses

Kind war mir so lieb, das Leben wurde mir so werth; die Zukunft, an die ich sonst nie gedacht hatte, flößte mir nun die größte Theilnahme ein. Ich endeckte, ich lernte in meinem Kinde ein zweites Daseyn kennen, das mir viel theurer als mein eigenes war.

Neun Tage nach meiner Niederkunft besuchte mich die Marschalinn von Etrée; sie brachte mir ein Geschenk von sehr schönen indischen Zeuchen, und meldete mir, daß ihre Eltern mich mit Vergnügen bei sich sehen, und die Marquisinn von Puisieux mich, sobald ich das Kindbett verlassen, am Hof vorstellen würde. Nach fünf Wochen besuchte ich Frau von Puisieux, vor der ich eine ungeheure Furcht hatte; da ich, wo man mich mit Kälte behandelte, nie zuvorkommend war, betrug ich mich auch äußerst zurückhaltend und schweigend. Ich gefiel ihr gar nicht. Acht Tage nachher führte sie mich nach Versailles, welches, da ich mit ihr allein in dem Wagen war, mir zu einer wahren Marter gereichte. Sie unterhielt mich nur über die Art, wie ich meinen Kopfpuz behandeln solle: daß er nicht so hoch wie ich ihn gewöhnlich trage, seyn müsse, weil das Mesdames (des Königs Schwestern) und der alten Königinn sicher mißfallen würde. Ich antwortete nichts als: „es genügt, gnädige Frau, daß es Ihnen mißfällt.“ Diese Antwort schien ihr zu gefallen, den Augenblick nachher fiel ich aber in mein Stillschweigen zurück, und ich sah, daß ich sie herzlich langweilte. In Versailles wohnten wir in den schönen Zimmern des Marschalls d'Etrée. Er behandelte mich sehr verbindlich, und ich betrachtete ihn mit vieler

Theilnahme: ich wußte, er hatte mit glänzendem Ruhme gedient, war einer der besten Köpfe im Rathe, und dabei ein gutmüthiger, gütiger Mensch. Den folgenden Tag, wo meine Vorstellung statt finden sollte, wurde ich von den Damen von Puisieux wirklich gequält; sie ließen mir die Haare dreimal aufpuzen, und zogen endlich die Art vor, die mich am mehrsten mißkleidete, und am aller altväterischsten war; außerdem zwangen sie mich viel Roth aufzulegen und mich stark zu pudern, welches beides ich verabscheute; sie verlangten ich sollte bei Tafel meinen großen Schnürleib anlegen, um mich, wie sie sagten, daran zu gewöhnen. Diese großen Schnürleibe ließen die Schultern ganz entblößt, schnitten in die Arme ein, und waren höchst lästig, und um meine feine Taille zu zeigen, schnürten sie mich ungeheuer. Darauf entstand zwischen Mutter und Tochter ein gewaltiger Streit über die Art meine Collerette anzulegen. Sie saßen, ich stand während des ganzen Wortwechsels, von Müdigkeit erschöpft, vor ihnen. Die Collerette wurde wenigstens viermal an- und abgelegt. Endlich sezte es die Marschallinn, von der Meinung ihrer drei Kammerfrauen unterstüzt, im Sturmschritt durch — worüber Frau von Puisieux sehr verstimmt ward. Wie die Tafel angesagt wurde, konnte ich mich vor Müdigkeit kaum aufrecht halten. Den großen Fischbeinrock erließ man mir bei der Tafel, obgleich einen Augenblick die Rede davon war, daß ich ihn, um mich auch an ihn zu gewöhnen, anziehen sollte. Wie der Marschall mich erblickte, rief er: „sie hat zu viel Puder und zu

viel Roth; sie war gestern tausendmal hübscher.“ Frau von Puisieux zog ihn wegen meiner Collerette zu Rath; er gab ihr Beifall und das ganze Mittagessen verfloß in Erörterungen über meine Toilette. Ich nahm gar nichts zu mir, denn ich war so geschnürt, daß ich kaum athmen konnte. Der Marschall begab sich nach Tisch in sein Cabinet, ich blieb den beiden Damen überlassen, die meinen Anzug vollendeten. Ich legte den Fischbeinrock an, den Schlepprock, und mußte die Verbeugungen wiederholen, in welchen Gardel (der damals berühmteste Balletttänzer) mir Unterricht gegeben hatte. Diese Probe befriedigte die Damen gar sehr, doch verwies mir Frau von Puisieux, daß ich im Zurückschreiten mit dem Fuß den Schlepp unvermerkt zurück stieß: sie behauptete „das sey theatralisch.“ Ich machte ihr bemerken, daß ich mich ohne diese Vorsicht in den langen Schlepp verwickeln und fallen könnte. Sie wiederholte gebieterisch und trocken: „es ist theatralisch“ — und ich schwieg. Nun kleideten sich die Damen an. Ich nahm der Zeit wahr, etwas von meinem Roth abzuwischen; allein in dem Augenblick wo wir in den Wagen steigen wollten, bemerkte es Frau von Puisieux: „Ihr Roth ist abgefallen, aber ich will Ihnen andres aufstreichen;“ zugleich zog sie eine Muschenschachtel hervor, und machte mich noch dunkelrother als zuvor. Meine Vorstellung ging sehr gut von statten, weil viele Damen gegenwärtig waren, nahm sie sich sehr gut aus. Der König (Ludwig XV.) sprach viel mit Frau von Puisieux und sagte ihr viel Angenehmes über mich. Obgleich er nicht mehr jung

war, schien er mir doch sehr schön; seine Augen waren sehr dunkelblau — Königsblaue Augen, nannte sie der Prinz von Conti — und sein Blick ein Herrscher=blick, wenn es je einen gegeben. Er sprach schnell, in kurzen Sätzen, die aber nichts Hartes noch Unverbind=liches hatten. Er hatte recht eigentlich etwas Königli=ches in seiner Erscheinung, das ihn von andern Men=schen unterschied. Bei einem König ist ein schönes Aeuße=res keineswegs gleichgültig; das Volk, ja der größte Theil der Nation können die großen Erdenmächte gleichsam nur verstohlen sehen, sie betrachten sie mit eifriger Neugierde; der Eindruck, den sie ihnen machen, ist unauslöschlich, und hat auf ihre Empfindung einen großen Einfluß. Beson=ders in Frankreich, wo der Niedrigste im Volk den fein=sten sichersten Tact hat, und alle Schattirungen, welche in Ton, Stellung und Blick die Bewegung des Gemüths ausdrücken, aufzufassen weiß.

Der Dauphin, Ludwig XV. Sohn, war so eben ge=storben; man trug tiefe Trauer; ich wurde der alten Kö=niginn, der Tochter Stanislaus von Polen vorgestellt; sie litt schon an dem zehrenden Uebel, an dem sie nach acht=zehn Monaten starb. Sie lag auf einer Chaise longue, zu meiner Verwunderung in einer Spitzen=Nachthaube und großen Girandolen von Diamanten. *) Ich nahm den größten Antheil an ihr, weil man sagte, daß der Tod ih=res Sohnes ihr Leben untergrabe. Sie war eine alter=

*) Ohrringe mit Anhängseln, wie man sie nur zum großen Putz zu tragen pflegte.

liebste kleine Alte, die eine sehr hübsche Physiognomie und ein entzückendes Lächeln übrig behalten hatte; verbindlich, anmuthig und der süße Ton ihrer, etwas schmachtenden Stimme, drang bis ins Herz. Ihre Aufführung war stets ohne Tadel gewesen; sie war fromm, gut, wohlthätig, liebte die Wissenschaften, und beschützte sie mit gesunder Auswahl. Man sagte sich von ihr eine Menge witzige Einfälle, welche die Feinheit ihres Verstandes beweisen. Von ihr begaben wir uns zu Mesdames (des Königs Schwestern) und den königlichen Kindern, Abends war ich bei Mesdames ihrem Spieltisch. Wenige Tage nach der Vorstellung kehrten wir nach Genlis zurück, ich brachte einen sehr angenehmen Sommer daselbst zu; wir führten auf des Ritter Tirmanes Bühne Schauspiele auf, Nanine, die Precieuses ridicules u. s. w. Herr von Genlis und ich waren die besten Schauspieler; ungeachtet alles Unterrichts, den ich meiner Schwägerinn gab, und mit der größten Anspruchslosigkeit von der Welt, spielte sie nicht gut. Unsre Zuschauer bestanden in unsern Nachbarn und unsern Bauern, die bei Naninens rührender Wiedererkennung ihres Vaters ein unmäßiges Gelächter erhoben, weil sie in Philipp Humbert (Naninens Vater) einen unserer Nachbarn, einen Mann von sechs und dreißig Jahren, erkannten, dessen weiße, das Greisenhaar nachahmende Perüke ihnen das lächerlichste Ding von der Welt schien. Herr Pelletier de Morfontaine kam auch in unser Theater. — Ich hatte von den alten Gebrauch des Rosenmädchens von Salency *) gehört, erwähnte dessen gegen Herrn von

*) Die Art, wie ich dieses Fest kennen lernte, das nur vier

Morfontaine, und es ward beschlossen, daß wir zum Rosenfeste nach Salency gehen sollten. Ich schenkte dem Rosen-Mädchen einen Anzug und eine Kuh, Herr von Morfontaine machte eine immerwährende Stiftung; er hatte Musikanten kommen lassen, und gab mir in einer mit Rosenkränzen, Laubwerk und farbigen Laternen verzierten Scheune einen allerliebsten Ball. Savigny, Feutry und Herr von Genlis machten sehr hübsche Gedichte, die man nach Paris schickte, und von denen die des leztern so viel Beifall fanden, daß sie in den Mercure eingerückt wurden. Eines davon war an mich gerichtet, und ich gestehe, daß ich mich sehr viel mehr geschmeichelt fand, es im Mercure zu lesen, als da man es in der Scheune von Salency sang. Herr von Genlis hatte meine Harfe nach Salency tragen lassen, ich spielte und sang — zum unaussprechlichen Entzücken der guten Landleute und der Musikanten aus Noyon — eine Romanze von Feutry, in der ich ihm zu Gunsten dieses Festes seine ewigen Erinnerungen an Saul und David verzieh. — Es giebt Momente wo alles gelingt; wer sie nur zu ergreifen weiß! Dieses Fest hat mir ein so angenehmes Andenken gelassen, daß ich gar zu gerne bei ihm verweile.

Herr von Savigny machte ein Gedicht in Prosa: „das Rosenmädchen von Salency," das er mir zueignete; ich schrieb später ein kleines Schauspiel gleichen Namens, das

---

Stunden von Genlis gefeiert ward, und von dem ich, da ich schon zwei Jahre in Genlis lebte, nie etwas gehört hatte, habe ich in meinen Souvenirs de Felicie umständlich erzählt.

Anmerk. der Verf.

ich in mein Theâtre d'education aufgenommen habe. Einige Jahre nachher hatten die Rosenmädchen einen Rechtsstreit mit ihrem Gutsherrn: dieser weigerte sich ohne alle Ursache, das Rosenmädchen in die Kirche zu führen, ihr den Rosenkranz und das blaue Band im Andenken dessen, welches Ludwig XIII. bei seinem Aufenthalt in Varennes (bei Salency) ihr durch seinen Garde-Kapitain zuschickte, zu geben. Der wackre Prior von Salency reiste wegen dieses lächerlichen Prozesses nach Paris; er besuchte mich, erzählte mir den Fall, und ich sezte zu Gunsten der Rosen-Mädchen eine Denkschrift auf, die ich ihm zustellte. Sie war im Namen des Priors verfaßt, er überreichte sie der Königin, welche sich der Sache lebhaft annahm. Aus Dankbarkeit für alles, was Herr von Morfontaine für die Rosenmädchen gethan, beschloß ich ihn mit Herrn von Genlis in Soisson zu besuchen; es geschah, und wir brachten in der Intendanz vierzehn Tagen in ununterbrochenen Festen zu. Dort lernte ich Dorat kennen. Ich fand ihn sehr liebenswürdig, nicht weil er allerliebste Verse an mich richtete, sondern weil er gut sprach, welches bei Schöngeistern höchst selten der Fall ist. Herr von Morfontaine that viel Gutes in seiner Intendanz, er hatte Verstand, aber eine unselige Sucht, Verse zu machen, die immer lächerlich waren, und ihn der Spötterei aussezten.

Von Soissons begaben wir uns nach Genlis zurück, wo ich meine alte Beschäftigungsweise wieder vornahm. Unsre Herrn gingen fast täglich auf die Jagd; meine Schwägerinn und ich besuchten eben so oft meine liebe kleine Caroline in Comachon; die Marquise ward nicht schwanger, allein

weit entfernt über meine Mutterfreuden eifersüchtig zu eyn, liebte sie meine Caroline zärtlich, und ohne Wankelmuth, welches ihr schon allein meine Zuneigung zugesichert hätte. Zu Hause stickten wir, und Herr Blanchard, der Schloßvogt, las uns „Echards römische Geschichte“ und den „Schauplatz der Natur“ von Pluche, vor, der zuerst Neigung zur Naturgeschichte in mir erweckte. Ich trug einem kleinen Bauermädchen auf, mir alle Insekten, deren sie habhaft werden könnte, einzusammeln; sie brachte mir deren eine große Schachtel voll, die ich unglücklicher Weise in meinem Schlafzimmer öffnete; unverzüglich krochen große Spinnen, Regenwürmer, Frösche, Kröten, und andre solche Ungeheuer heraus; — wir liefen davon, mein Eifer für die Naturgeschichte war erkaltet, und es gingen vierzehen Tage hin, eh ich das Ungeziefer gänzlich aus meinem Kabinett zu vertilgen vermochte. Außer diesen Lektüren gewöhnte ich mich, während ich meine sehr langen Haare kämmen ließ und man mich frisirte — welches immer ein langwieriges Geschäft war, täglich eine Stunde zu lesen. In dieser las ich Rollins Geschichte, Dufresnys Schauspiele, und Marivauxs — diese leztern zum zweiten Mal. Ich liebte diesen Dichter ganz thöricht! Er hat ein Fleckchen des weiblichen Herzens vollkommen gekannt, und mit mehr Zartheit als irgend ein andrer männlicher Schriftsteller geschildert. Wenn er die Launen, die Widersprüche, die abwechselnden Gemüthsstimmungen einer Frau schildert, deren Herz durch ein bischen Liebe und viel Eitelkeit heftig beunruhigt wird, ist er unnachahmlich! — Er verstand sich nur darauf, aber darauf auch

vollkommen! — Molière, der Alles beobachtet hatte, schilderte jedoch in seiner „Prinzessin von Elis“ etwas Aehnliches, wie die „Ueberraschung durch Liebe“ (Schauspiel von Marivaux). Marivauxs Styl ist oft geziert, aber durch eine Eigenheit seines Geistes; es ist keine Anmaßung dabei, es ist Originalität, und in seinem immer sinnreichen, geistvollen Dialog finden sich bezaubernde Züge, natürlich, fein, und oft von der anziehendsten Naivität. Zehn Jahre später war ich nicht mehr so leidenschaftlich für Marivaux eingenommen; ich dachte, daß er viele Dichter verdorben hätte, allein ich hielt ihn immer und halte ihn noch für einen vorzüglichen Schriftsteller. Er hat die zartesten Schattirungen verschiedner Gefühle und Lächerlichkeiten vollkommen aufgefaßt, und steht in der Gabe zu beobachten und zu schildern weit über Sterne und manchen Andern, die man seitdem in Frankreich und England bewundert. Seine Schauspiele beiseite, finden sich in seiner „Marianne“ und seinem „glücklich gewordnen Bauer“ Auftritte, die besser sind, als Alles, was die „empfindsamen Reisen“ uns darbieten.

Ich war meiner Neigung Kinder zu unterrichten treu geblieben, jezt nahm ich die Tochter unserer Milchverkäuferinn zu mir, und da sie Liebe zur Musik zu haben schien, lehrte ich sie die Harfe, allein die meine war ungeheuer groß, nach sechs Monaten bemerkte ich, daß meine Schülerinn bucklig ward, und stellte meinen Unterricht ein. Ich ließ sogleich einen Schnürleib von Paris kommen, der an der Seite der bedrohten Schulter mit einer Bleiplatte versehen war, wodurch sich das

Uebel in weniger Zeit gänzlich verlor; ja das Mädchen bekam eine sehr schöne Gestalt. Auch meiner Schwägerinn gab ich Unterricht in der Tonkunst und dem Gesang, es fehlte ihr aber an Stimme; — besser glückte es mir mit der Orthographie, sie lernte sie in kurzer Zeit. Dagegen lernte ich von ihr das Sticken, dessen sie vollkommen Meisterinn war. Sie war nicht das, was man geistreich nennt, sie sagte keine witzige Dinge, allein sie war keineswegs beschränkt, die Natur hatte ihr sogar einen guten Verstand gegeben. Sie rechnete, zum Beispiel, mit einer so erstaunungswürdigen Leichtigkeit, daß ich sie gar nicht zu erreichen vermochte, und hat späterhin viel Einsicht in Geschäften gezeigt. Ihr einziger Fehler bestand in kindischem Eigensinn, außerdem war sie gutmüthig, und jeden Scherz zu theilen bereit. Es befand sich eine ungeheure Badewanne im Schloß, sie hätte vier Personen beherbergen können. Nun machte ich meiner Schwägerinn eines Tages den Vorschlag, uns darin in Milch zu baden, und zu diesem Zweck alle Milch in der Nachbarschaft zusammen zu kaufen. Wir verkleideten uns in Bäuerinnen, bestiegen Esel, und vom Kärrner Hans, meinem ersten Stallmeister, geführt, machten wir uns früh um sechs Uhr auf den Weg, um auf zwei Stunden in die Runde uns die Milch aller Pachthöfe für den nächsten Tag zu sichern. In die Hütten, wo wir erkannt zu werden fürchteten, schickten wir den Hans allein hinein, und warteten draußen, in andern verhandelten wir selbst. Das Milchbad glückte vollkommen; es war köstlich! wir hatten es obenher ganz mit Rosenblättern be-

streuen lassen, und hielten uns zwei Stunden darin auf.

In dieser Zeit dichtete ich einen Roman „die Gefahren der Berühmtheit.“ Vier Jahre später verlor ich das Manuscript. Der Plan war moralisch, allein so viel ich mich erinnere, ist er langweilig gewesen.

Ich war in Genlis, besonders seit meines Schwagers Heirath, sehr vergnügt; Herr von Genlis bestand darauf, ihm ein kleines Kostgeld zu bezahlen, und ich hätte in meinem eigenen Hause nicht mehr Herrschaft haben können, als meines Schwagers und seiner Gemahlinn Zartgefühl mir einräumte. In einem Alter, wo man sich natürlicher Weise so gern als Hausfrau zeigt, war meine Schwägerinn von dieser Schwäche ganz frei; mit der anmuthigsten Art wollte sie, daß ich meine Befehle ertheilte, ganz wie sie selbst; nie litt sie, daß ein Bedienter sie mit dem Ausdruck: die gnädige Frau, ohne Zusatz des Namens, benannte; sie bezeichneten sie mit ihrem Titel, so wie mich mit dem meinen. Das sind Kleinigkeiten, allein sie verdienen Erwähnung, weil sich in ihnen edle, zarte Gesinnungen aussprechen. Meine Schwägerinn war auch fromm, thätig, gutmüthig, ihrem Gatten ergeben; — um eine Frau von vielem Verdienst zu werden, fehlte ihr nichts, als ein moralischer, treuer Gemahl.

Ich gab mich, meinen Tissot in der Hand, und den Dorfbarbier, der mich seiner Kranken wegen immer sehr ernsthaft zu Rathe zog, zur Seite, in Genlis fortwährend mit der Heilkunde ab. Meine Vorschriften beschränkten sich

gewöhnlich auf Tisanen und Suppen, die ich meistens vom Schloß schickte; ich steuerte wenigstens des Doktors leidenschaftlicher Freude an Brechmitteln, die er überall anwenden wollte. Das Aderlassen konnte ich vollkommen; — die Bauern kamen oft, um sich von mir operiren zu lassen, und weil ich ihnen nach jedem Aderlaß zwanzig oder dreißig Sous gab, hatte ich schnell zahlreiche Kunden. Bald muthmaßte ich aber die Ursache, und gebrauchte die Lanzette nur nach der Vorschrift des Wundarztes von Lafère, Herrn Milet, der alle acht oder vierzehn Tage nach Genlis kam. Herr von Genlis besaß damals kein anderes Gut, als Sissy, fünf Stunden von Genlis, welches zehntausend Livres einbrachte, die damals so viel wie zwanzigtausend betrugen; wir verbrauchten deren nicht fünftausend, befanden uns also in ansehnlichem Wohlstande, und Herr von Genlis, der ungemein gut war, verbreitete unendlich viele Wohlthaten im Dorfe. Mein Schwager und seine Frau waren auch sehr mildthätig; auch beteten die Armen sie an. Wie ich eines Morgens allein in meinem Zimmer arbeitete, meldete man mir ein junges Mädchen, aus Sissy, die mich zu sprechen verlangte. Sie war erst sechzehn Jahr alt und schön wie ein Engel, sie warf sich mir zu Füßen, weinte und wollte sich nicht erklären; ich hob sie auf, und umarmte sie mit einer Rührung, die ihr Vertrauen erweckte; endlich gestand sie mir, sie sey von einem Förster, einem Mann von fünf und vierzig Jahren, verführt, er habe ihr die Ehe versprochen, sie sey schwanger, und nun wollte er nicht Wort halten,

weil sie arm sey. „Mir bleibt nichts übrig als ins Wasser zu springen," war der Schluß ihrer Rede. Ich tröstete sie so gut ich vermochte, und befahl ihr im Schlosse zu warten. Nun erzählte ich meiner Schwägerinn diese Geschichte, wir beide sprachen mit meinem Mann, der, aufs Aeußerste erzürnt, seinen Förster fortjagen wollte. Da machten wir ihm aber begreiflich, daß damit der armen Kleinen wenig geholfen sey, und beschlossen dagegen, daß er dem Mädchen eine Mitgift geben solle; ich wolle ihr das Hochzeitkleid und eine kleine Aussteuer schenken, meine Schwägerinn eine Spitzenhaube, und mein Schwager drei Gedeck Bettzeug. Alsobald ließ Herr von Genlis den Förster, der gar nichts ahnete, herbei rufen. — Wir waren neugierig, meine Schwägerinn und ich, den Verführer zu sehen. Er schien ziemlich alt, hatte aber eine ansehnliche Gestalt, ein hübsches Aeußeres, einen grünen silberbesezten Rock, eine militärische Haltung; — das reichte hin, um ihm vor allen jungen Bauern den Vorzug zu geben. Sein Anblick brachte Herrn von Genlis aufs neue solchergestalt in Harnisch, daß er ihn bei seinem Eintritt anfuhr: „Ihr seyd ein Schurke, ich gebe euch dreihundert Franken und eine Kuh." . . . Dieser Anfang hätte uns fast laut auflachen machen! Der Förster erblaßte aus Schrecken, Erstaunen und Freude, und wie er Alles, was für das junge Mädchen gethan werden sollte, erfuhr, war er vor Freude ganz betäubt. Ich habe nie etwas Rührenderes gesehen, als die Dankbarkeit seiner Geliebten. Herr von Genlis schickte sie nach Sissy zurück, befahl ihre Ver-

bindung von der Kanzel zu verkündigen, und wir versprachen bei ihrer Hochzeit zu seyn. Nach drei Wochen begaben wir uns bei Tagesanbruch zu Pferd zu diesem Fest; wir wurden in Sissy von den angesehensten Einwohnern zu Pferd empfangen, die, um mir eine Ehre anzuthun, mich eine Flinte abschießen ließen, die so stark geladen war, daß ich ohne Umstände vom Pferd fiel. Glücklicherweise zersprang sie nicht, ich beschädigte mich auch nicht durch den Fall, ward also durch dieses Mißgeschick nicht am Tanzen verhindert, so daß wir erst in finsterer Nacht von Sissy zurückkamen.

In den ersten Tagen des Augusts begaben wir uns, Herr von Genlis und ich, nach Rheims zu seiner Großmutter, der Marquisinn von Droménil, die, nun er mit Herrn von Puisieux versöhnt war, uns aufzunehmen einwilligte. Sie hatte ihren Enkel benachrichtigt, daß sie uns nur acht Tage lang bewirthen könnte. Ich betrachtete diese ehrwürdige Frau mit der größten Theilnahme; sie war sieben und achtzig Jahre alt, außerordentlich klein, aber im schönsten Ebenmaße der Glieder; ihre kleinen Händchen und Füßchen schienen einem sechsjährigen Kinde zu gehören; ihre Züge waren eben so zierlich, und ihr Mund so klein, daß ihr ein besonderes Besteck vorbehalten war. Sie hatte ihre kleine Feuerzange, ihren kleinen Lehnsessel, und einen hohen Stuhl, um an der Tafel zu sitzen. Ihre zarte sanfte Stimme paßte zu dieser Miniatur. Sie war sehr hübsch gewesen, und noch blieb ihr die sanfteste, anmuthigste Physiognomie. Sie hatte ihre Sinne ungeschwächt erhalten, sie litt an keiner Gebrechlichkeit, ihr

Gedächtniß war gut; ihre Laune sehr heiter; sie hatte viel Feinheit und Anmuth des Verstandes, und ein engelgleiches Gemüth; sie kam mir vor, wie eine wohlthätige Fee. Bei meinem Eintritt reichte sie mir die Arme entgegen, ich flog zu ihr, und um von ihrer Höhe zu seyn, kniete ich nieder, worauf sie mich wiederholt an die Brust drückte, und dann zu Herr von Genlis sagte: „mein Enkel, du hast recht gehabt; sie ist allerliebst!" Mir war sogleich ganz wohl bei ihr; ich sezte mich neben sie, hielt ihre kleinen Händchen mit dem Vergnügen, mit dem man ein Kind liebkost, und der Ehrfurcht, welche dem Alter gebührt. Nach der Tafel ließ ich meine Harfe auspacken, und spielte ihr so viel sie wollte. Sie hatte das vorhergehende Jahr zwei andere ihrer Enkelinnen zum Besuche gehabt, versicherte aber, ich gefalle ihr viel mehr. An demselben Abend machte sie mir ein gleiches Geschenk, wie diese beiden Damen von ihr empfangen hatten; es bestand in einem schönen Beutel, mit hundert Louisd'or, die ich viel Freude hatte, Herrn von Genlis geben zu können. Sie gewann mich ungemein lieb, und anstatt acht Tagen, auf die sie uns eingeladen, behielt sie uns zwei Monate, die mir äußerst angenehm verflossen. Frau von Droménil empfing Alles, was in Rheims zur guten Gesellschaft gehörte; es waren recht liebenswürdige Leute unter ihr, auch Domherrn der Cathedrale; — sie brüstete sich mit meinem Harfenspiel, und ließ mich jedem Besuch „ein kleines Liedchen" wie sie es nannte, vorspielen. Man gab mir viele Bälle, und zwei davon veranstaltete Frau von Droménil in ihrem eigenen

Hause. Des Morgens führte sie mich spazieren, sie in einer Calesche, ich zu Pferd neben derselben, wo ich sie denn mit tausend Thorheiten, über die sie bis zu Thränen lachte, unterhielt. Zu Hause nahm ich sie oft auf den Arm, und trug sie wie ein kleines Kind, denn sie war federleicht, in mein Zimmer und durch das ganze Haus. Auch in alle Kirchen und an andere sehenswürdige Orte führte sie mich umher.

Unser Abschied war sehr zärtlich, ich wäre gern länger geblieben, hatte aber der Frau von Boulainvilliers mein Wort gegeben, den Herbst in ihrem Schloß Grisolles in der Normandie zuzubringen. Herr von Genlis versprach seiner Großmutter mich im nächsten Frühjahr wieder zu bringen; sie füllte mir den Wagen mit Honigkuchen und guten Birnen, und ich reiste, voll der zärtlichsten Dankbarkeit für sie, ab.

Auf unserm Weg nach Grisolles brach uns eine Achse; die Kammerfrau, welche auf der Rückseite saß, stieß mit ihrem Kopf so heftig in Herrn von Genlis eines Auge, daß es, ohne den mindesten Schaden für sie, stark mit Blut unterlief. Er war in Verzweiflung, denn es sollte in Grisolles Komödie gespielt werden, und ihm waren zwei Liebhaberrollen zugetheilt, die er vollkommen gelernt hatte. Herr von Boulainvilliers, der Sohn des berühmten Millionairs Samuel Bernard, hatte so eben das sehr schöne Amt eines Prevôt des Marchands von Paris, erhalten, und war durch seine Heirath mit Herrn von Genlis verwandt. Frau von Boulainvilliers, noch nicht vierzig Jahre alt, war sehr hübsch gewesen, noch angenehm und sehr zier-

lich, sie hatte einen unbefleckten Ruf, Geist, Edelmuth und Gefühl. Die älteste ihrer drei Töchter, die nachmalige Baroninn von Crousol, war damals vierzehn Jahre alt, ohne alle Annehmlichkeit, doch galt sie, aus Vorliebe, in der Familie für schön; die zweite heirathete Herrn von Taudoas, und war häßlich; die dritte, Herrn von Tonnèrre; — damals war sie erst sechs Jahre alt, aber gescheut und allerliebst, was sie auch geblieben ist. Herr von Boulainvilliers war nicht beliebt, schien mir aber immer ein guter Mann, und war ein freundlicher Wirth. Man beschuldigte ihn des Geizes: das heißt gewöhnlich, daß Jemand Ordnung und Sparsamkeit mit Pracht zu verbinden weiß.

Herr von Genlis fand seinen Kopf durch den Stoß in sein Auge den folgenden Morgen so krank, daß er einen Wundarzt forderte, um ihm die Ader zu öffnen. Den Morgen darauf rief er mich — ich schlief im anstoßenden Zimmer — ließ mich seinen Kopf anfühlen, der brennend heiß war, und forderte mich auf, ihm noch eine Ader zu öffnen; ich wollte es nicht, aus Furcht vor der Gemüthsbewegung, die es mir machen würde. Wie ich sehr besorgt seinen Kopf noch einmal anfühlte, berührte ich die Wand hinter demselben, und fand sie brennend heiß. Dort befand sich eine Wärmeröhre, die man, weil es, obschon erst im Anfang Oktobers, doch sehr kalt war, sehr früh am Tage geheizt hatte. Herrn von Genlis Kopfschmerzen hatten keine andere Ursache gehabt.

Wir gaben verschiedene Vorstellungen, mein Schwager und seine Gemahlinn, die einige Tage nach uns in

Grisolles eintrafen, vermehrten die Zahl unserer Schauspieler; der benachbarte Adel, die Garnisonen der nächsten Städte füllten unser Haus, das fünfhundert Personen aufnehmen konnte, mit Zuschauern, und nach jeder Vorstellung hatten wir einen Ball. Unter den Bekanntschaften, die ich hier machte, befand sich auch ein Herr von Chambray, ein sehr unterrichteter Mann, der sich auf sein wenige Meilen von Grisolles entlegenes Gut zurückgezogen, einzig mit den Wissenschaften, und dem Unterricht seiner Kinder beschäftigte. Sein Sohn war erst funfzehn Jahre alt, und seine Tochter, ein liebenswürdiges Mädchen von siebzehn, die weit mehr Kenntnisse besaß als ich, ward mir sehr lieb. Sie befestigte meinen Geschmack an der Naturgeschichte; ich ritt mehrmals nach Chambray, um sie zu besuchen, und brachte endlich mit meinem Mann, nach unserm Abschied von Grisolles, fünf Wochen auf das angenehmste daselbst zu. Wie ich dahin kam, befand ich mich im dritten Monat meiner Schwangerschaft, und — durch eine Eigenheit meiner körpetlichen Beschaffenheit — ohne mich dessen zu versehen, auch konnte ich ohne die geringste nachtheilige Folge täglich spazieren reiten. Ich spielte viel auf der Harfe, studierte mit Fräulein von Chambray Naturgeschichte, wobei sie mich vortrefflich unterrichtete. Sie wußte viel Erdkunde, hatte viele Reisebeschreibungen gelesen, und ihre Unterhaltung war, da sie sich von allem Pedantismus freihielt, für mich eben so angenehm als lehrreich.

Den Winter brachten wir in Paris zu; ich war jezt zwanzig Jahre alt. Alle Woche einmal speiste ich bei Frau

von Montesson, oder mit ihr bei meiner Großmutter, Frau von La Haye. Diese behandelte mich sehr trocken, und da sie dick mit Roth und Weiß bemalt war, gefärbtes Haar und Augenbraunen hatte, kam sie mir gar nicht ehrwürdig vor. Meine Tante zeigte mir viel Güte, liebkoste mich ungemein, allein gelten machte sie mich niemals, besonders nicht bei meiner Großmutter, die nicht ein einziges Mal mich aufgefordert hat zu singen und die Harfe zu spielen. Außer diesem Diner besuchte ich sie auch auf ihr Geheiß zuweilen des Morgens bei ihrer Toilette; sie war dann allein, von ihren Kammerfrauen umgeben, vor ihrem großen Spiegel, da hielt sie mir denn die schaalsten Predigten, die ich jemals gehört; — weil von der Gegenwart nichts zu sagen war, sprach sie von der Zukunft; ich hörte sie an, ohne ein Wort zu erwiedern; hatte sie endlich alle ihre Gemeinpläze erschöpft, war die lezte Nadel an ihrem Kopfputz befestigt, so stand sie auf und entließ mich. Bei meiner Tante sah ich auch Collardeau, einen berühmten Dichter. Er litt schon damals an dem Brustübel, dem er nach einigen Jahren erlag. *) Er verdiente seinen Ruf nicht völlig; ein mittelmäßiges Trauerspiel und die artige Uebersetzung einer schönen englischen Epistel hätte ihm nicht, wie es ihm doch gelang, einen

*) Collardeau besaß das Talent des Versbaus, sein Styl ist harmonisch-zierlich, aber ohne Kraft und Eigenthümlichkeit. Seine Gedichte sind bald vergessen worden, die Uebersetzung von Popes Brief von Heloise an Abelard, ist das einzige, welches man noch liest. Anmerk. des Herausg.

Platz unter den ersten Dichtern einräumen sollen. Allein er hatte viele Freunde unter den Vornehmen, er war sanft, gefällig; seine Talente waren nicht so glänzend, Neid zu erwecken, sie reichten aber hin zu gefallen, und dieses macht des allgemeinen Beifalls gewiß. Seine Uebersetzung des Briefs von Heloise an Abelard steht weit hinter Popes Gedichte zurück, ja sie enthält sogar lächerliche Verse. Zum Beyspiel folgende:

Quoi! faudra-t-il toujours aimer, se repentir,
Désirer, sespérer, désespérer, sentir, etc. *)

Im Ganzen hat diese Uebersetzung einen angenehmen Versbau, allein seitdem hat man viele, weit schönere Gedichte gemacht, von denen man nicht spricht. Collardeau war im Umgange sanft, allein seine Unterhaltung sehr alltäglich; er war traurig und nicht liebenswürdig. An den Tagen, wo ich bei meiner Großmutter speiste, führte

*) „On ne dit point: faudra-t-il toujours désespérer, il faudroit: se désespérer, et que signifie: faudra-t-il sentir? sentir? quoi?" sagt Frau von Genlis in einer Note: Es wäre vergeblich dem Unkundigen diese Zeilen zu übersetzen, wer aber etwas Französisch kann, findet darin den Beweis, welches mächtige Hinderniß abgeschlossene Sprach-Gesetze — oder Gebräuche, der Anerkennung, ja dem Begreifen fremder Dichtwerke entgegensetzen. Seit Frau von Genlis ihre Bildung erhielt, bereicherte sich die französische Sprache durch manche Neuheit, und die Parthei der Neuerer wird vielleicht jezt — besonders in einer Uebersetzung — dieses désespérer und sentir, welches unser Verzweifeln, Fühlen ausdrückt, gut heißen. A. d. Ueb.

mich Frau von Montesson des Nachmittags Besuche zu machen, und Abends speisten wir dann immer bei einer ihrer Freundinnen. Eine von diesen, die Frau des Generalpächters Reynière, war eine Frau von fünf und dreißig Jahren, nervenkrank, sehr unzufrieden, nicht an den Hof gehen zu können; allein sie beklagte sich nie über Jemand, und empfing ihre Gäste mit vielem Anstand und Anmuth. Meine Tante, obgleich sie sehr verbindlich von ihr aufgenommen wurde, liebte sie nicht, und ich nahm wahr, daß fast alle Damen vom Hofe in Frau von Reynières Alter, die ihre Gesellschaften besuchten, sie lächerlich zu machen bemüht waren. Ich versuchte die Ursache dieser Treulosigkeit zu entdecken, und, so wenig Erfahrung ich hatte, glaubte ich sie gefunden zu haben; diese Damen waren alle im Grund ihres Herzens auf die Schönheit der Frau von Reynière, die große Pracht ihres Hauses, auf den Reichthum ihrer Kleidung, eifersüchtig. Das Herz that mir über diese Entdeckung weh, und sie leitete mich auf traurige Betrachtungen. Frau von Reynière sah die beste Gesellschaft, sie hatte Freundinnen unter den vornehmsten Damen, worunter sich auch die Marquise von Tessé, die gegenwärtig noch lebt, befand; eine Frau von vielem Verstand, allein sie weiß es zu gut, ist zu eifrig ihn zu zeigen, und bedient sich in dieser Absicht einer Sprache, die oft einer Auslegung bedürfte. Sie und Frau von Egmont sind die lezten Minaudièren, die ich in der großen Welt gesehen habe; Mienenspiel und Muschen waren damals für junge Frauen schon nicht mehr Mode. Herr von Tessé — einer der kältesten, verschlossensten

Menschen,

Mensch, den ich je kannte — ließ nach einigen Jahren zwischen Paris und Versailles ein schönes Schloß bauen, und seitdem sah man ihn mit einer Dose, deren Deckel mit dem Gemälde desselben geziert war, und unter ihm folgende Zeilen aus Racine's Phädra:

Je lui batis un temple et pris soin de l'orner.

Er wollte damit sagen, daß er Chevilly für Frau von Tessé gebaut; er verglich sich also mit der von allen Furien der Liebe verfolgten Phädra, und seine vierzigjährige nichts weniger als hübsche Frau mit Venus, welche ihre Beute rastlos verfolgt. Man lachte sehr über diese Inschrift. — Bei Frau von Reynière lernte ich auch Arnauld kennen, dessen provençalische Aussprache, sein offnes Gesicht, Lebhaftigkeit, Fröhlichkeit seine Unterhaltung sehr angenehm machten. Alles was er sagte schien so natürlich, und dennoch war er geziert in Sprache und Schreibart. Er war auch außerdem ein wackrer Mann, wenn gleich sehr heftig in seiner Feindschaft, wie seine Epigramme, unter andern folgendes beweisen:

Ce Marmontel si long, si lent, si lourd
Qui ne parle pas, mais qui beugle,
Juge la peinture en aveugle,
Et la musique comme un sourd,
Ce pédant a si sotte mine,
Et de ridicules bardé,
Dit qu'il a le secret des beaux vers de Racine;
Jamais secret ne fut si bien gardé.

Graf Albaret war ebenfalls in diesem Zirkel. Frau von Necker hat ihn sehr mit Unrecht verspottet; er hatte nichts Lächerliches, war gut, liebenswürdig, geistreich,

hatte Talente und liebte schöne Künste. Er war nun einmal entschlossen sich zu kurzweilen, und seinen Freunden zu gefallen, und jene Eigenschaften verhalfen ihm zu diesem Zwecke. Er nahm nie andere als liebenswürdige Leute in seine Bekanntschaft auf, die Fröhlichkeit verleitete ihn nie etwas Boshaftes zu sagen, er hat nie eine Niederträchtigkeit begangen. Er war reich, er gab allerliebste kleine Concerte, lud nur die beste Gesellschaft zu sich ein, hatte die reinsten Sitten — man fand diese Lebensart frivol (ohne Gehalt, leichtsinnig) — ich liebe sie mehr als das traurige Streben Geld aufzuhäufen, oder die Ränke der Ehrsucht.

Ich sah in diesem Jahr (1766) den Abbé de Lille, der seine schöne Uebersetzung der Georgica des Virgils so eben herausgegeben hatte, er war noch nicht dreißig Jahre alt, besuchte mich oft und las mir seine Uebersetzung der Aeneis, an welcher er damals arbeitete, vor. Ich fand ihn natürlich und sehr liebenswürdig; er war auf eine geistreiche Art häßlich, so daß man ihn gern darauf ansah, und sagte seine Verse auf eine allerliebste, nur ihm eigne Weise, her. Unter andern Bekanntschaften, die ich machte, war auch Frau von Logny, eine ziemlich leichtsinnige Frau, deren ärgerliche Aufführung aber ihren Töchtern ein Sporn zu einer um so strengern Tugend gewesen zu seyn schien. Die älteste heirathete Herrn von Louvois; *) sie war eine der kleinsten,

*) Herr von Louvois war immer sehr leichtsinnig; wie er in seinem achtzehnten Jahr in Brest war, viele Schulden und kein

aber auch zierlichsten Frauen, die ich je kannte, kleine entzückende Hände, schöne Gesichtsfarbe, niedliche Züge, etwas Kindliches in ihrem ganzen Wesen, machten sie zu einem reizenden Geschöpf. Herr und Frau von Louvois wohnten bei Frau von Logny, denn nur unter dieser Bedingung hatte diese sich entschließen können, in die Heirath ihrer Lieblingstochter zu willigen. Ihr Schwiegersohn behandelte sie nachlässig, und betrug sich sehr abgeschmackt; Frau von Logny zürnte und war auf ihre

---

Geld hatte, schrieb er seinem Vater; da er keine Antwort bekam, verkaufte er, um die Heimreise zu bestreiten, alle seine Kleider, bis auf den abgenuzten Frak, den er trug. In diesem Aufzug kam er in Louvois, wo sein Vater den Sommer zubrachte, an. Er wurde von diesem sehr übel empfangen, so daß er in den ersten Tagen nicht den Muth hatte, von seinem Geldbedürfniß zu sprechen. Eines Abends sagte ihm sein Vater, daß er den zweitfolgenden Mittag Gäste erwarte, und ihn in einem anständigern Anzug, als dem abgetragenen Reisekleide, zu sehen hoffe. Herr von Louvois durfte nicht gestehen, daß er kein anderes besitze, sagte aber doch, daß seine Kleider alle ziemlich alt wären, und da er sich neue machen zu lassen im Sinn habe, bäte er um Geld. Der Vater schlug ihm dieses aber auf eine Weise ab, die ihn aller Hoffnung beraubte. Der Sohn schwieg mit der einfachen Versicherung: daß er ein andres Kleid anlegen würde. Nun hatte er aber in seinem Schlafzimmer eine gewirkte Tapete mit lebensgroßen Gestalten; er nimmt einen Theil, welcher Armide und Rinaldo darstellte, herunter, läßt den Dorf-Schneider kommen, und befiehlt ihm Rock, Gillet und Beinkleider daraus zu verfertigen, doch so, daß

Tochter ungehalten, daß sie ihren Unwillen nicht theilte. Wirklich liebte diese ihren Mann, ohne daß seine Eigenschaften dieses im mindesten rechtfertigten, auf das Leidenschaftlichste; das war eine Schwäche, allein ihre Mutter hätte sie schonen sollen. Statt dessen verging sie sich so gröblich gegen alle Grundsätze der Vernunft, daß sie, aus Verdruß über ihren Schwiegersohn, ihre Tochter mit dessen Ausschweifungen und Untreuen bekannt machte. Durch dieses unwürdige Betrageu verlor sie ihrer Tochter Vertrauen und machte sie unglücklich, ohne sie von ihrer Schwäche zu heilen. Die Uneinigkeit ward

---

er sie den zweiten Tag unfehlbar frühzeitig erhalte. Der Schneider thut sein Möglichstes, den Stoff gehörig zu vertheilen, er macht die Aermel von den Armen der Armide, auf dem Rücken prangt Rinaldo's helmgeschmücktes Haupt, zwei Amorköpfchen zierten ein andres Kleidungsstück, und Herr von Louvois puzte sich prächtig heraus. Sobald er den ersten Wagen der Gäste in den Hof fahren hört, eilt er, ungeachtet der Schwere seines Gallakleides, behende herab, und bietet den Damen ganz unbefangen und sittsam die Hand. Man wundert sich, man fragt vergeblich bei Herrn von Louvois nach; er führt die Damen triumphirend in den Saal. Jezt tritt der Vater herein; bei dem Anblick seines Sohnes, der mit dem Raube seiner Zimmer daher schreitet, fährt er vor Erstaunen zurück und fragt mit einer Donnerstimme um die Veranlassung zu so einer Tollheit? — „Mein Vater, antwortete Herr von Louvois sehr demüthig, Sie befahlen mir ein anderes Kleid anzulegen; da ich nun über nichts als diesen Stoff verfügen konnte, ließ ich mir, um Ihnen zu gehorchen, einen Rock daraus machen." Souvenirs de Felicie.

bald so groß, daß Herr von Louvois, der in geheim eine andere Wohnung gemiethet hatte, eines Tages, an dem seine Schwiegermutter auf dem Lande speiste, ihr Haus gänzlich verließ, und seine Frau mit sich hinweg nahm. Dieses wunderliche nnd unhöfliche Verfahren reizte Frau von Logny aufs Aeußerste; vergebens schrieb ihr Herr von Louvois die demüthigsten Briefe, sie schickte sie unentsiegelt zurück, und verschloß ihrer Tochter die Thür mit der Versicherung, sie nie wieder sehen zu wollen. Ungeachtet der Bitten ihrer Freunde und der Thränen ihrer jüngern Tochter, welche die Sache ihrer Schwester auf das innigste vertheidigte, hielt sie Wort. Frau von Logny ward das Opfer ihrer eignen Härte, ihre Gesundheit litt so sehr, daß die Auszehrung sich festsezte. Je schwächer sie ward, je mehr schien ihr Haß sich zu verstärken, oder dieser unnatürliche Haß zehrte vielmehr ihre Kräfte je mehr und mehr auf. — Wie könnte denn auch eine unversöhnliche Mutter genesen? — Wie man ihr Ende heran nahen sah, erwähnte man Frau von Louvois aufs Neue. Sie gebot von ihr zu schweigen; man versuchte eben so vergeblich eine religiöse Empfindung in ihr zu erwecken — der Pfarrgeistliche kam ohne Einladung und erinnerte sie an die Sakramente; sie antwortete nichts; er nannte Frau von Louvois, sie rief mit einer furchtbaren Stimme: „Gehen Sie fort, mein Herr.“ Er ging und verweilte in einem anstoßenden Zimmer. Fräulein von Logny hatte indeß ihre Schwester ins Haus kommen lassen, und hielt sie verborgen; wie sie den Augenblick einmal günstig glaubte, warf sie

sich an ihrer Mutter Bett auf die Knie, und flehte um ihre mütterliche Verzeihung für ihre Schwester. „Schweig!“ war die einzige Antwort, die sie empfing. Frau von Louvois brachte vier Tage und vier Nächte auf einem Strohstuhl im Vorzimmer ihrer grausamen Mutter zu. Frau von Logny litt Niemanden in ihrem Zimmer, als den Präsidenten von Perigny und ihre jüngste Tochter. Diese lezte hörte ihre Mutter manches sagen, was ihr die Furcht erregte, sie möchte ihren Haß noch über das Grab hinaus erstrecken. Wie diese also am fünften Tage sterbend, aber bei völligen Verstandeskräften ihren Advokaten kommen ließ, und zwei Stunden mit ihm eingeschlossen blieb, ersah sie eine Gelegenheit mit Perigny allein zu sprechen, und sagte zu ihm: „Mein Herr, Sie sind der Mann, den ich am meisten in der Welt achte, ich muß Ihnen mein Herz eröffnen. Ich kenne die Gesetze nicht, aber ich weiß, es gibt Mittel, sie zu umgehen; vermöge dieser könnte meine Mutter meine Schwester zu enterben versuchen, und ich fürchte, daß sie diesen Plan hat. Meine Absichten sind redlich, allein ich bin nur siebenzehn Jahr alt; in diesem Alter kann man seine Meynung ändern und übelem Rathe folgen; ich will mich deshalb durch eine unwiderrufliche Zusage binden. Empfangen Sie denn, Sie, den ich wie einen Vater ansehe, mein feierliches Ehrenwort, daß ich meiner Schwester, wenn sie enterbt werden sollte, nicht nur einen Theil, sondern die ganze, ihr zukommende Hälfte der Erbschaft ausliefern werde. Nun, fügte sie hinzu, bin ich über diesen Punkt ruhig; ich habe mir

die Möglichkeit genommen, diese Pflicht zu versäumen.“ Perigny war von diesem Schritte sehr gerührt; besonders fiel es ihm auf, daß dieses junge Mädchen, das von jeher einen sehr bestimmten Karakter gezeigt hatte, mit einem so tugendhaften, bescheidnen Mißtrauen in sich selbst, sich an ihre Entschlüsse zu binden versuchte. Wirklich ist dieses auch bewunderungswürdig, es beweist eine engelgleiche Seele und wahrhaft christliche Tugend. Denselben Abend machte Fräulein von Logny und der Präsident einen neuen Versuch zu Gunsten der Frau von Louvois; sie wagten zu gestehen, daß sie seit fünf Tagen im Vorzimmer wachte; — da erhob die Sterbende die Stimme und sprach in Zorneswuth die schrecklichen Worte: „ich gebe ihr meinen Fluch!“ — Ihre unglückliche Tochter, die an der halb offnen Thüre saß, vernahm sie und verlor das Bewußtseyn; die Sterbende fiel gleich nach dieser lezten Anstrengung ihres unnatürlichen Hasses in einen langen Todeskampf, nach welchem sie erst bei Tagesanbruch verschied. Hätte sie Religion gehabt, hätte sie die Sakramente angenommen, so würde sie gewiß ihre Tochter in ihre Arme geschlossen, und ungeachtet der unbegreiflichen Härte ihres Herzens, ihr verziehen haben. Fräulein von Logny begab sich in das Kloster von Pantemont. Die Verstorbne vermachte dem Präsidenten von Perigny ihr ganzes Vermögen (ungefähr 100,000 Liv. Einkünfte), ihre liegenden Gründe, Kleinodien und ihr sämmtliches Geräth; Perigny nahm diesen Fidei commis an und übergab ihn, der Absicht der Erblasserinn gemäß, der Fräulein von Logny, die so ge-

wissenhaft mit ihrer Schwester theilte, daß sie einen goldnen Löffel, der über eine gleiche Zahl vorhanden war, in der Mitte durchbrechen, und dem Gewichte nach vertheilen ließ, um keinen Vorzug zu erhalten. Frau von Louvois starb nach einigen Jahren ohne Kinder, und ihr sämmtliches Vermögen kehrte in die reinen, großmüthigen Hände, die es ihr ausgeliefert hatten, zurück. Fräulein von Logny heirathete ein Jahr nach ihrer Mutter Tod den Grafen Custines. Nie trat ein junges Frauenzimmer mit einem wünschenswertheren Rufe in die Welt, nie ward eines mit mehr Auszeichnung und Gunst empfangen. Ihr Betragen gegen ihre Schwester, welches Perigny bekannt gemacht hatte, zog ihr allgemeine Bewunderung zu, und flößte mir das lebhafteste Verlangen ein, sie kennen zu lernen. Ich fand an ihr eine sehr schöne Frau, von erhabner Gestalt, etwas strengen aber vollkommen regelmäßigen Zügen; bei ihrem ersten Anblick schloß ich sie mit einer ungekünstelten Empfindung, die sie sehr rührte, in die Arme; und dieser Augenblick war der Anfang einer Freundschaft, die bis zu dem Tod dieser, in jeder Rücksicht vollkommenen Frau, gedauert hat. Unter den vielen Bekanntschaften, die ich damals machte, befand sich auch Herr von Champfort; er hatte damals schon die „Junge Indianerinn"*) heraus-

---

*) „Die junge Indianerinn" und „der Kaufmann von Smyrna" erschienen in der Zeit, wo die leichtsinnige Litteratur Mode war. Champfort hat sich nie über diese Gattung, die weder Menschen- noch Bücherkenntniß erfordert, erhoben. Es ist

gegeben; es war ein hübscher, aber sehr geckenhafter Mensch. Auch Lemière lernte ich kennen; das war ein vortrefflicher Mann, der seine Trauerspiele mit der lächerlichsten Heftigkeit las, aber viel Talent und überdem eine sehr gute Denkart hatte; er war außerordentlich häßlich, allein auf eine gar nicht zurückstoßende Art; von sich selbst hatte er den vortheilhaftesten Begriff, er äußerte ihn frei und ohne Anmaßung; es war aber mehr eine Meynung als ein Anspruch, er sah gar nicht aus, als sey er eitel über seinen Werth, auch beleidigte er Niemand, indem er sich dessen bewußt zu seyn äußerte.

In dieser Zeit hielt ich mein Wochenbett mit Frau von Valence in meiner Wohnung im cul de sac St. Dominique, wo ich auch mein voriges gehalten hatte. Nachdem das Kind geboren war, hatte ich einen großen Schrecken: wie man dasselbe untersuchte, gewahrte ich an meinem Mann und den übrigen im Zimmer befindlichen Personen eine Bestürzung, die mich vermuthen ließ, daß es auf irgend eine Weise mißgestaltet seyn müsse; ein ängstliches Heimlichreden unter diesen Leuten bestärkte meine Furcht, ich fragte so dringend, daß man mir antworten mußte; und nun erklärte mir Herr von Genlis mit einer weitschweifigen Vorsicht, die mir Schauder erregte: das Kind habe wirklich eine Mißgestaltung, jedoch sollte ich ruhig seyn, den folgenden Tag werde er mir alles entdecken. Dazu war ich aber wenig geneigt, ich zer-

---

sehr die Frage, ob er so viel Theil, wie man ihm zumißt, an Mirabeaux's beredten Schmähreden gehabt hat. Er starb 1794 an den Folgen eines versuchten Selbstmordes. A. d. H.

schmolz in Thränen, verlangte mein Kind zu sehen, um es zu segnen und zu lieben, wenn es auch einem Karpfen gliche. Herr von Genlis schmählte über das, was er meine „zügellose Einbildungskraft" nannte, und endlich brachte man dieses Ungeheuer, welches nachher so ein liebenswürdiges Mädchen ward, und zeigte mir, wie ihr unten am Halse eine schöne, rothe, halb erhabne Erdbeere, ganz wie wir sie im Garten pflanzen, gewachsen war. Meine Freude bei diesem Anblick war unbegrenzt; ich sagte — und es war mein Ernst — daß ich diese Erdbeere sehr hübsch fände, und sie nicht vertilgt werden solle, aber Herr von Genlis erklärte ihr den Krieg und ruhete nicht eher, als bis sie den angewendeten Mitteln wich und jede Spur von ihr verschwunden war.

So bald ich mein Kindbett verlassen hatte, begab ich mich im Frühling nach Ile Adam zu dem Prinzen von Conti. Obgleich in die Welt eingeführt, war ich noch nie in Ile Adam gewesen, und dieses war für eine junge Person ein sehr wichtiger Schritt. Die Gräfinn von Boufsler und die Marschallinn von Luxemburg, *) beide we-

---

*) Frau von Luxemburg liebte Künste, Talente und Geist; sie beschüzte Rousseau, von dessen Bruch mit ihr Frau von Genlis weitläuftiger spricht; auch Laharpe sah sie oft, und ließ sich bei ihren, von Tronchin ihr befohlnen Spaziergängen, von ihm führen. Eine ihrer Freundinnen soll sie gefragt haben: warum sie Laharpe zu ihrem Ritter mache? Frau von Luxemburg antwortete: „Je nun! er führt Einen so gut;" für einen Akademiker ist dieses ein seltsames Lob! — Sie war lange in dem Cirkel der Madame Du Deffant. Auf eine

gen ihres Geistes, ihres Geschmackes, ihres Tones und Anstandes berühmt, beide vertraute Freundinnen des Prinzen von Conti, brachten die ganze schöne Jahrszeit in Jle Adam zu, und dort, so wie in Paris, waren sie oberste Richterinnen Aller, die in der Gesellschaft auftraten. Jch war nie bei ihnen gewesen, sie kannten mich nur von Ansehen; ich hatte bis dahin in der Gesellschaft ein vollkommenes Stillschweigen beobachtet, nur in vertrauten Zirkeln wagte ich zu sprechen; man lobte nur mein Harfenspiel und meine Gestalt; meine Zurückhaltung und Schüchternheit ließen wenig von meinem Verstande erwarten. Fragte man meine Tante deshalb, so sagte sie von mir: ich sey ein gutes Kind, und naiv, wie Frau von D..., eine Frau von sechs und dreißig Jahren, deren Einfalt berühmt war, weil sie dieselbe im reifen Alter noch ganz so besaß, wie im fünfzehnten Jahr; was man mit Recht für die größte Dummheit hielt, mit welcher man jemals in der großen Welt gelebt hatte. Meine Tante führte mich in Jle Adam ein; sogleich erkundigten sich die Frauen von Bouffler und

---

Zeichnung, die Voltaire und den Hund dieser Dame darstellte, schrieb sie folgende Verse:

> Vous les trouvez tous deux charmans,
> Vous les trouvez tous deux mordans,
> Voila la ressemblance.
> L'un ne mord que vos ennemis
> Et l'autre mord tous vos amis
> Voila la différence.

Frau von Luxemburg starb 1787 in ihrem achtzigsten Jahre.

Luxemburg nach meinem Verstand; meine Tante antwortete wie gewöhnlich. „Das ist sonderbar, bemerkte Frau von Luxemburg, denn sie straft das Sprichwort Lügen, welches behauptet, runde Gesichter hätten keine Physiognomie; die ihrige drückte sehr viel Feinheit aus.“ Diese Dame hatte die Fehltritte ihrer Jugend durch eine aufrichtige Frömmigkeit und die Erziehung ihrer Enkelinn, der Herzoginn von Lauzun, einer wirklich engelgleichen, damals achtzehnjährigen Person, wieder gut gemacht. Sie hatte wenig Kenntnisse, aber viel natürlichen Verstand voller Feinheit, Zartheit und Anmuth. Auf die Zierlichkeit des Ausdrucks, des Betragens und der Kenntniß der Gebräuche der großen Welt legte sie zu vielen Werth; einen Ausdruck, der gegen den guten Ton anstieß, verwarf sie ohne alle Rücksicht — und seltsam genug war dieses frivole Urtheil fast immer vollkommen richtig. Allein nur die Menschen aus der großen Welt richtete sie so strenge, nicht Fremde, noch Provinzbewohner; sie sagte: „Wer Gelegenheit gehabt, das Schickliche und nicht Schickliche zu beobachten, und dennoch einen schlechten Ton annimmt, dem fehlt es gewiß an Tact, Geschmack und Zartgefühl.“ Außerdem behauptete sie, in allen damals angenommenen Gebräuchen der großen Welt eine bewundernswürdige Feinheit und gesunden Verstand zu finden; gieng man darüber mit ihr in Erörterungen ein, so waren ihre Antworten immer sinnreich und geistvoll. Ihre Mißbilligungen, die sie immer durch einen scharfen, lakonischen Spott ausdrückte, waren unwiderrufliche Urtheilssprüche, und der, den sie trafen, verlor gewöhn-

lich die Art persönlichen Ansehens, welches in der Gesellschaft Geltung gab, und den Vortheil verschaffte zu den kleinen Soupers, wobei man nur Leute von Geist und gutem Ton haben wollte, eingeladen zu werden. Und diese Art von Ansehen war damals sehr wünschenswerth und sehr gewünscht.

Die Urtheile der Marschallinn trafen nicht immer geringfügige Dinge, sie verwarf noch strenger den schneidenden, wohlgefälligen Ton, das anmaßende Selbstvertrauen, und Alles, was in der Gesellschaft Geckerei und schlechte Gesinnungen verrieth. Sie war wirklich die Lehrerinn aller junger Leute bei Hof, und sie ließen es sich sehr angelegen seyn, ihr zu gefallen. Ich hörte ihr aufmerksam zu, sie gewann mich lieb, und erlaubte mir, sie über die Sitten der großen Welt, deren Geist sie gegründet hatte, zu befragen. Dadurch erhielt ich Mittel, ein Werk, das ich in meinem Schreibschrank aufbewahre, und den „Geist der Gebräuche und Etiquette des achtzehnten Jahrhunderts" genannt habe, zu verfassen. Ich gedenke ihm eine neue Gestalt zu geben, und es als Wörterbuch drucken zu lassen *).

Die Gräfinn von Boufflers, des Prinzen von Conti ehemalige Freundinn, hatte noch den größten Einfluß auf ihn; sie war eine der liebenswürdigsten, mir bekannten Personen. In ihrem Geist war ein gewisser Widerspruch, vermöge dessen sie einander entgegengesezte und abgeschmackte Meinungen behauptete; Gemeinplätze wa-

*) Das ist seitdem geschehen. A. d. V.

ren ihr zu sehr verhaßt. Bei ihrem vielen Geiste machte diese Abneigung sie sehr anziehend, sie gab ihr aber den Ruf und erregte auch wirklich den Verdacht, daß sie einen verkehrten Kopf habe. Ihre Unterhaltung war aber kurzweilig und sehr angenehm. Sie machte gern die Andern geltend, und dieses mit einer Anmuth und Unbefangenheit, wie ich sie an niemand Anderm je sah. Ein sehr liebenswürdiger Greis, Herr von Pont de Vesle, war ein beständiger Bewohner von Ile Adam; jeden Abend nach der Tafel forderte ihn der Prinz von Conti auf, alle gegenwärtige junge Damen zu besingen; er that es mit der besten Art, ohne alle Süßigkeit, voll Anmuth, allein die jungen Damen geriethen dadurch in große Verlegenheit; es war schwer, während dieser Art öffentlicher Lobsprüche, obgleich sie eine etwas epigrammatische Wendung hatten, eine gute Haltung zu behaupten *).

---

*) Jezt sind die Frauenzimmer des öffentlichen Lobes gewöhnt; man gewöhnt sie schon in den Pensionen daran. Der Gebrauch in Knabenschulen Preise auszutheilen, ist nützlich und gut: Der Mann, welcher dazu bestimmt ist, in der Welt eine Rolle zu spielen, soll den Ruhm lieben, allein bei der Mädchen-Erziehung ist er ganz am unrechten Plaz; die ihnen eigenthümliche Tugenden sind Zurückhaltung und Bescheidenheit; Alles was sie zu Ansprüchen verleiten kann, steht mit ihrer Bestimmung im Widerspruch, ist ihnen also nachtheilig. Auch krönt man sie nur in den Erziehungsanstalten öffentlich, die seit der Revolution, die alle moralische Ideen umstürzte, entstanden sind; seit dem gänzlichen Untergraben aller Regeln der Ziemlichkeit und des guten Geschmacks. A. d. V.

Der Prinz von Conti war der einzige Prinz von Geblüt, welcher Geschmack für Künste und Wissenschaften hatte, und im Stande war, öffentlich zu reden. Er hatte schöne Züge, eine gebietende Gestalt und Wesen; Niemand konnte mit mehr Feinheit und Anmuth verbindliche Dinge sagen, wie er, und so sehr er den Frauen gefiel, war doch keine Spur von Geckerei in ihm zu entdecken. Er war auch derjenige unserer Prinzen, der auf dem größten Fuße lebte — man war bei ihm wie zu Hause. Bei den großen Reisen nach Ile Adam hatte jede Dame ihren Wagen und Pferde zu ihrer Verfügung; und da sie nur eine Stunde vor der Abendtafel in dem Salon zu erscheinen brauchten, konnten sie ihre besondern Bekannten alle Tage zur Mittagtafel bei sich versammeln. Da der Prinz nicht zu Mittag aß, wollte er den Damen die Mühe ersparen, in den Eßsaal zu kommen, und die Langeweile, sich dort unter hundert Menschen zu befinden, das Gepränge war für den Abend aufgespart; den ganzen Tag über genoß man ohne den geringsten Zwang der vertraulichsten Gesellschaft. Wie Schade, daß dieser so liebenswürdige Prinz zuweilen die Sucht hatte, despotisch erscheinen zu wollen, das seinem Charakter doch ganz fremd war. Ich erlebte folgendes seltsame Beispiel davon: wie wir eines Tags, um die Messe zu hören, von einem Saal in einen andern gingen, trat Herr von Chabriant dem Prinzen in den Weg, um seine Befehle, wegen eines so eben mitgebrachten Wilddiebs, zu vernehmen. Der Prinz erhob seine Stimme, antwortete aber mit der größten Kälte: „Hundert Stock-

schläge und drei Monate in den Kerker;" und damit sezte er mit dem ruhigsten Gesichte seinen Weg fort. Ich schauderte bei so viel Grausamkeit und kaltem Blut. Wie ich mich Nachmittags neben Herrn von Chabriant befand, konnte ich mich nicht enthalten, von dem armen Wilddieb und dem grausamen Urtheil zu sprechen. „Nun, nun! rief Herr von Chabriant, das galt nur der Gallerie, das kenne ich schon; kein solcher öffentlich gegebener grausamer Befehl ist wirklich ausgeführt worden, und was den Wilddieb, der Ihre Theilnahme erregt hat, anbetrifft, der wird nur auf zwei Monat aus Ile Adam verbannt, während welcher der Prinz heimlich seine Frau und Kinder versorgt; so hat er bei der Rückkehr von der Messe selbst mir befohlen. — „Wie, rief ich, es ist nicht der Zorn, der ihm so unnatürliche Urtheile entreißt?"— „Behüte! das ist nur eine Anmaßung. Er will von Zeit zu Zeit furchtbar und schrecklich seyn." Man hatte dem Prinzen zu viel über das, was man Charakter haben nennt, geschmeichelt, ein solches Lob ist für die bourbonischen Fürsten berauschend; es ist das einzige, welches, seit dem Regenten, die Schmeichelei nicht verschwenden konnte, und deshalb spielte der Prinz von Conti, der das menschenfreundlichste Gemüth hatte, deu Tyrannen *).

So

---

*) Die alte Gräfinn von Rochambeau erzählte mir einen sehr ritterlichen nnd prächtigen Zug von ihm. Frau von Blot sagte einst in ihrer Jugend, in des Prinzen Gegenwart: sie möchte ein Miniaturbild ihres Kanarienvogels in einem Ringe haben. Der Prinz erbot sich, ihr den Ring und das

Bild

So viel Vorzüge der Prinz hatte, konnte ich mich doch nicht an ihn gewöhnen, noch die Verlegenheit die er mir einflößte, überwinden. Sein Blick hatte etwas Untersuchendes, das mich außer Fassung brachte. Ungeachtet des mir günstigen Vorurtheils der Frauen von Boufflers und von Luxemburg, fand er mich sehr mittelmäßig, so daß er, wie ihn Herr von Donézan versicherte, daß ich außerordentlich schön Sprichwörter spielte, es gar nicht glauben wollte. Man beschloß ein Sprichwort darzustellen. Ein kleines tragbares Theater ward verfertigt, in den Speisesaal aufgestellt, und wir repetirten den Schuhflicker und den Finanzier. Es bedurfte nur drei Personen; des Finanziers, des Schuhflickers und seiner Frau; diese spielte ich, Herr von Donézan stellte den Schuhflicker mit einer unverbesserlichen Vollkommenheit dar. Meine Tante hatte mich noch nicht spielen sehen, da ich solches nur einmal, und vor wenigen Personen, mit Herrn von Donézan bei Frau von Reynière

---

Bild machen zu lassen, und Frau von Blot nahm es unter der Bedingung an, daß derselbe völlig einfach und ohne alle Einfassung seyn solle. Wirklich war die Miniatur auch nur von einem kleinen Goldreif umgeben, aber statt des Crystalls hatte der Prinz einen großen Diamanten in eine so dünne Platte schleifen lassen, daß er jenen ersezte. Die Dame entdeckte diesen Prachtaufwand, ließ den Diamanten ausheben und schickte ihn zurück; der Prinz ließ ihn nun zu Staub zerstampfen, dessen er sich bei dem Billet, das er bei dieser Gelegenheit an Frau von Blot schrieb, als Streusand bediente.

Anmerk. der Verf.

gethan hatte. Der Beifall war ungeheuer, meine gewöhnliche Schweigsamkeit gab meinem Bühnentalent etwas Wundervolles; in der lezten Scene machte ich weinen und lachen — der Prinz von Conti war ganz ausser sich! Herr von Genlis mußte ihm versprechen, mich als Schuhflickerfrau, einen Korb voll Zwiebeln in der Hand, malen zu lassen; es geschah auch, ich weiß aber nicht was aus diesem Bilde geworden ist. Wir mußten dieses Sprichwort vier Tage nach einander aufführen, die Frauen von Boufflers und Luxemburg schienen den mir gezollten Beifall wie einem Triumph zu betrachten, und wiederholten: man müsse, um also aus den Stegreif zu spielen, viel Verstand haben — was man vor allem haben muß, ist Natürlichkeit. — Der Prinz versuchte noch einmal mit mir zu schwatzen, aber umsonst; meine Unbehaglichkeit war unüberwindlich. Alle Damen, vor allen meine Tante, wollten nun auch Sprichwörter spielen, sie forderten Herr von Donézan auf, ihnen Unterricht zu geben; er versicherte, daß ich nie dergleichen von ihm bekommen, sondern das erste Mal schon so gespielt habe wie jezt. Man lernte verschiedene Sprichwörter ein. Die Frauen von Montesson und von Sabran spielten — nicht erträglich, sondern lächerlich; sie fühlten es und wurden böser Laune darüber, Frau von Sabran zeigte die ihre wie ein Kind; nach dem Sprichwort weinte sie aus Unmuth; dieser Auftritt war erstaunlich und benahm mir alle Fassung; — sie, die mir bisher das größte Wohlwollen bezeigt hatte, ward nun meine Feindinn — und ich habe mir deren in der Folge durch eben so kleinliche Ursachen noch

mehrere gemacht. Zum großen Verdruß des Prinzen von Conti und eines Theils der Gesellschaft, spielte man keine Sprichwörter mehr, aber wohl Komödie — ich hatte ein paar nichts bedeutende Rollen: die Liebhaberinn in dem Impromtu de Campagne, und Isabelle in den Plaideurs; doch um mich singen und Harfe spielen zu hören, machte Herr von Pont de Vesle ein Nachspiel: „Isabellens Hochzeit,“ in der mir ein sehr hübsches Liedchen, das ich mit meiner Harfe begleitete, zugetheilt ward. Nach meinem Geschmack spielte Frau von Montesson sehr schlecht, weil es ihr dabei, wie bei allem, an Natürlichkeit fehlte. Allein sie hatte viel Uebung, und das Talent einer Provinzschauspielerin, die durch ihr Alter die ersten Rollen erlangt hat, sie besaß Routine. Der Graf, nachmaliger Herzog von Guines, war ebenfalls in dieser Gesellschaft, man hielt ihn für einen der glänzendsten, liebenswürdigsten Männer des Hofes; seine Gestalt zeigte aber nichts Merkwürdiges, als einen auserlesnen Haarputz, und eben solche Kleidung; der ganze Ruhm seines Witzes beruhte auf einem beständigen Ausspioniren aller Kleinigkeiten von Dingen, die lächerlich oder von üblem Ton waren; diese erzählte er in wenig Worten, auf eine komische Weise; er klagte sie bei Frau von Luxemburg an, und spottete mit ihr und der Gräfinn Boufflers gar angenehm darüber; freylich griff er damit nie den guten Ruf, sondern nur Geringfügigkeiten an. Außerdem hatte er artige Talente: er verstand Musik und spielte recht gut die Flöte. Ein andrer Mann, der dazumal den Frauen auch sehr gefiel, war der Graf von Chabot; er war nicht schön und nicht mehr jung,

sprach nie laut, und stotterte, welches man ihm aber als eine Anmuth anrechnete; er hatte eine geheimnißvolle Galanterie, die sich nur durch kleine, ziemlich feine Redensarten äußerte, die er nie anders als leise zuflüsterte; sie war auch ziemlich allgemein, denn er richtete sie an alle junge Frauenzimmer, aber sie schien nicht also, weil er sie immer leise in das Ohr sagte, und mit einem Anschein von Gefühl und Wahrheit, der etwas Verführendes hatte. Sein Bruder, der Vicomte von Jarnac, war der höflichste Mann am Hofe, er hatte die Kunstnarrheit, und eine große Prachtliebe; sein Betragen war edel, seine Gestalt ziemlich schön, aber es fehlte ihm an Anmuth. Mit vielem Vergnügen fand ich hier meine alte Bekannte, die Gräfinn von Coigny, ehemalige Fräulein von Roissi, wieder; sie hatte Verstand und Gefühl, aber einige Sonderbarkeiten, worunter ihre Liebe zur Zergliederungskunst gehörte, welche bei einer achtzehnjährigen Frau ein eigner Geschmack ist. Da ich mich ein wenig mit der Wundarzneykunst abgegeben, und zu Ader zu lassen wußte, schwazte sie gern mit mir. *) Ich versprach ihr, Anatomie zu lernen, aber nicht an Leichnamen. — Fräulein Biron **)

---

*) Die Gräfinn Coigny starb sehr jung, man behauptete ihre Liebe zur Zergliederungskunst sey daran schuld gewesen, indem sie ihr zu gefallen sehr schlechte Dünste eingeathmet hätte; zu jener Zeit versicherte man, sie führe bei allen ihren Reisen einen Leichnam in ihrem Wagen mit. A. d. V.

**) Sie hieß eigentlich Biheron, war eines Wundarztes Tochter, und damals fünfzig Jahr alt. Die Zergliederungskunst war von jeher ihre Leidenschaft, sie erlernte sie in öffentlichen An-

war die erste, die mit alter Leinwand und Wachs anatomische Präparate auf die vollkommenste Weise darzustellen verstand; bei ihr machte ich mehrere Male einen anatomischen Cursus. Sie modellirte diese traurigen Abbildungen nach Leichnamen, die sie in einem mit Glasfenstern umgebnen Zimmer, mitten in ihrem Garten aufbewahrte. Ich wollte nie hinein treten, obschon ihr das Zimmerchen über alles ging, und sie es nur ihr kleines Boudoir nennte.

Die jüngere Gräfinn von Egmont, des Marschall von Richelieu Tochter, war dieses Jahr auch in Ile Adam. Sie war fast dreißig, schon sehr kränklich und doch außerordentlich hübsch! — Sie machte immer Gesichter, aber sie waren alle anmuthig, ihr Geist glich ihren Zügen, er war geziert aber allerliebst! Ich glaube sie war nur sonderbar, nicht geziert. Sie hatte große Leidenschaften erregt, man konnte ihr etwas Romanhaftes in ihren Empfindungen vorwerfen, das sie lange behielt, doch ihre Sitten waren immer rein. Die Weiber liebten sie nicht, sie beneideten sie um ihre hinreißende Anmuth, und ließen ihrer Sanftheit und Güte keine Gerechtigkeit widerfahren; und da sie in tausend Fällen zu tadeln war, schonte man keine

---

stalten, und ahmte die einzelnen Theile eines menschlichen Körpers mit der größten Genauigkeit nach. Wie der Ritter Pringle ihre künstlichen Präparate sah, sagte er zu ihr: „es fehlt ihnen nur der Gestank." Dieses bescheidene fromme Frauenzimmer lebte von einer kleinen Rente von zwölf bis fünfzehn Hundert Franken; Grimm sagte von ihr, sie habe sehr klare Begriffe, und erkläre ihre Wissenschaft eben so verständlich als genau. Anmerk. des Herausg.

Blösse, die sie gab. Ich habe über Niemand so viele kleine Spöttereien sagen hören, wodurch ich mich aber nicht hindern ließ mit ihr umzugehen und ihre Liebenswürdigkeit zu bewundern. Wie wir, meine Tante und ich, das lezte Mal bei ihr soupirten, fanden wir Herrn von Lusignan, der Dickkopf genannt, bei ihr; es fehlte ihm nicht an Verstand, aber gänzlich an Ueberlegung, er hatte sich angewöhnt, alles was ihm in Sinn kam, zu sagen; da er nicht boshaft war, ließ man ihm dieses als eine Art von Originalität hingehen. An jenem Abend heftete er seine Augen auf ein großes Gemählde, das eine sehr schöne Frau in sitzender Stellung mit traurigem Ausdruck darstellte. Er befragte Herrn von Egmont über diese schöne Gestalt. Dieser antwortete, sie stelle eine seiner Eltermütter dar, welcher ihr Gemahl, nachdem er sich von ihrer Untreue überzeugt, den Kopf abgeschnitten habe. „Mein Gott, rief Herr von Lusignan, an Frau von Egmont gewendet, fürchten Sie sich denn nicht? Doch dem Himmel sey Dank, die Egmonts sind nicht mehr so unmenschlich!" — Bei dieser saubern Bemerkung sah man sich einander an; Frau von Egmont lachte ein bischen gezwungen, und man eilte von etwas Anderm zu sprechen. Meine Tante erzählte diesen Auftritt mehreren Personen, endlich erfuhr es Frau von Egmont mit dem Zusatz: ich habe ihn erzählt. Wie ich Frau von Egmont in Ile Adam wiedersah, wunderte ich mich über ihr trocknes Betragen gegen mich; ich erfuhr, daß sie gesagt habe: ungeachtet meines sanften, schüchternen Wesens, sey ich sehr boshaft. Nun ersuchte ich meine

Tante, sie zu fragen, warum sie ihre mir ehmals so deutlich bewiesene Gewogenheit entzogen habe? — Diese that es bei der ersten Gelegenheit, und Frau von Egmont beschuldigte mich dessen, was man ihr von mir gesagt, worauf Frau von Montesson sehr redlicher Weise meine Unschuld bewies, indem sie sich selbst schuldig bekannte. Ich habe an diesem edeln Verfahren nie zweifeln können, denn die Frau von Egmont bezeigte mir von diesem Tage an die größte Freundlichkeit; gegen meine Tante war sie hingegen sehr kalt, und trug ihr diesen Groll fortwährend nach.

Wir blieben sechs Wochen in Isle Adam, dann gingen wir auf einige Tage nach Paris, worauf meine Tante mich zum erstenmal nach Villers Cotterets führte; wir hatten von Neuem Rollen zu einem Schauspiel und sogar zu einer Oper gelernt. Es war Vertumnus und Pomona; ich übernahm den Vertumnus, der als Frau erschien, meine Tante die Pomona; sie hatte sich ein Kleid ausgesonnen, mit lauter kleinen Aepfeln und andern Früchten garnirt; das war nun sehr schwer, meine Tante klein und nicht vortheilhaft gewachsen, und ihre Stimme zur Oper zu schwach. Es mißlang ihr vollkommen! Ich erhielt den größten Beifall. Zu den Ballets hatten wir alle Opern-Tänzer aus Paris; man hatte dreimal spielen wollen, es blieb aber bei dem ersten Versuch; eben so ward auch die Ile sonnante, deren Text von Collé, die Musik von Monsigny ist, nur einmal gespielt. Ich hatte darin die Rolle einer Sultanin, und eröffnete den Aufzug mit einer großen Arie,

die ich mit meiner Harfe begleitete; meine Kleidung war prächtig, mit Gold und Juwelen bedeckt; wie der Vorhang aufrollte, klatschte man mir dreimal Beifall, und ich mußte die Arie zweimal wiederholen. Es konnte mir unmöglich entgehen, daß meine Tante nach dem Schauspiel sehr übler Laune war. Wir spielten Rose und Colas, Frau von Montesson, die dreißig Jahre hatte, trat in der Rolle der Rose, ich als Mutter Robi auf. Wir spielten auch den Deserteur, meine Tante die schöne Rolle; ich das kleine Mädchen. Auch der Misanthrop und der Legataire wurden aufgeführt; die erste Rolle war von dem Grafen Du Pont in der seltensten Vollkommenheit gespielt. Er ahmte keinen der Schauspieler der Pariser Theater noch, er hatte ein wahres Talent und einen so edeln Anstand, daß kein Schauspieler von Beruf ihm gleich kam. Herr von Vaudreuil spielte auch mit uns. Er hatte einen sehr guten Ton, Frau von Henin sagte: die beiden Männer welche am besten mit Frauen zu reden wüßten, sey Lekain auf der Bühne, und Herr von Vaudreuil im Salon. Dieser hatte eine Menge kleine, sehr mittelmäßige, aber in der Gesellschaft geltende Talente; er sang ein bischen, tanzte ziemlich gut, schien alle Künste zu lieben; — und mag dieses Lezte auch eine bloße Anmaßung seyn, so ist sie doch edel. Er war sanft, höflich, Niemand fürchtete ihn, er war überall beliebt. Der berühmte Schauspieler Grandval half uns unsre Rollen lernen, ja er spielte selbst mit; der Herzog von Orleans gab recht treuherzig die Bauerrollen. Ich lernte hier auch Collé und Se-

daine kennen, die beide nicht liebenswürdig waren, Carmontel, des Herzogs von Orleans Vorleser *) kam nach der Tafel in den Saal, um alle Mitglieder der Gesellschaft in ein großes Buch zu malen, alle in Profil, mit einem bischen Uebertreibung, aber höchst ähnlich; — sie bildeten eine sehenswürdige Sammlung. Man saß ihm nur einmal, mich mahlte er mit der Harfe, aber sehr verhäßlicht; meine Stirne war viel zu groß, und darum die Aehnlichkeit verloren. Der Herzog von Orleans wollte mich mit Carmontel Sprichwörter spielen sehen; diesem gelangen mürrische, verdrießliche Männer ganz vorzüglich, mit so viel Natur, so viel Laune! — aber auch nur diese. Wir erregten so einen Enthusiasmus, daß man uns nöthigte, alle Abende zu spielen. Am Ende unsers Aufenthalts erntete meine Tante eine so glänzende, auf-

---

*) Carmontel war in Villers-Cotterets sehr beliebt; er hatte viel Beobachtungsgeist, hütete sich aber wohl, dadurch Veranlassung zu Schwatzereien zu geben. Er schilderte mit großer Wahrheit die Verkehrtheiten der Welt und den Ton der guten Gesellschaft. In Villers-Cotterets malte er in Gouache in dem Gesellschaftssaal, alle Personen der Gesellschaft, während dem man sich gern mit ihm unterhielt. Er war unter der kleinen Zahl derer, die, weil sie nicht mit den Prinzen (vom Geblüt) speisen durften, nach Tisch in den Saal gerufen wurden, um Eis zu genießen. Seine Sprichwörter werden immer als treue Sittengemälde seiner Zeit ihren Platz behaupten. Es war ein seltsamer Zug in Carmontels Leben, daß er seine Sprichwörter als Transparente, und seine Transparente als Sprichwörter darstellte; er starb 1808 im ein und neunzigsten Jahre. Anmerk. der Verf.

ßerordentliche Bewunderung ein, daß diese sonderbare Begebenheit wohl erzählt zu werden verdient.

Meine Tante bezeigte mir seit meiner Heirath viel Freundschaft; ich hatte sie auch so lieb gewonnen, daß die Vergangenheit und mein Groll gegen sie ganz in Vergessenheit gerathen war. Ich gab ihre ehemalige Härte gegen mich ihrem Leichtsinn und einer ihr unläugbar innwohnenden Neigung zum Geiz schuld. Andre Fehler hatte ich nicht an ihr bemerkt; sie war von immer gleicher Laune, ich hielt sie für offen und gefühlvoll, sie liebkoste mich ganz erstaunlich, ich glaubte mich von ihr geliebt, und liebte sie über alles. Sie hatte mir anvertraut, daß der Herzog von Orleans in sie verliebt, und auf den Grafen von Guines eifersüchtig sey. Diese gegenseitige Neigung hatte sie mir nicht verbergen können; sie versicherte, sie sey immer platonisch gewesen, und werde sich nur mit dem Wankelmuth des Grafen ändern. Eben diese Dinge sagte sie auch dem Herzog von Orleans, und ich glaubte sie, wie er. Ich vergaß zu sagen, daß der Herzog, vor unsrer Abreise von Ile Adam, auch auf sieben oder acht Tage dahin kam, und von diesem Augenblick schien der Graf von Guines auf einmal ausschließlich mit der Gräfinn Amalie von Boufflers beschäftigt. Meine Tante machte mich darauf aufmerksam, und versicherte sie würde vor Schmerz darüber sterben. Ich stellte ihr in der Redlichkeit meines Herzens die Nothwendigkeit vor, über eine Leidenschaft zu siegen, die, wenn gleich noch so rein, da sie sowohl als der Graf verheirathet wären, immer

sehr strafbar sey. Herr von Montesson war achtzig Jahr alt, allein Frau von Guines noch sehr jung. Meine Tante sprach sehr gut über die Tugend, sie äußerte sogar religiöse Gefühle, beseufzte ihre Schwäche, und ich tröstete sie, da mir ihre Lage die unglücklichste von der Welt schien. Für den Herzog von Orleans gab sie die zärtlichste Freundschaft vor; sie versicherte alles anzuwenden, um ihn von seiner unglücklichen Leidenschaft zu heilen. Aufrichtig gesagt, nahm ich davon nichts wahr, allein, ich schrieb ihr Betragen gegen ihn ihrer natürlichen Coquetterie zu, ohne an einen ehrgeizigen Plan zu denken — Monsigny, einer der rechtlichsten Männer die ich gekannt habe, kam täglich, mit mir auf meinem Zimmer Musik zu machen; ich gewann ihn lieb, und während des Harfenspielens schwazten wir; er erzählte mir eine Menge seltsamer Kleinigkeiten, unter andern eine, die mich in Erstaunen sezte: meine Tante hatte ihm und Sedaine ingeheim anempfohlen, sie bei den Repetitionen, wo der Herzog von Orleans zugegen war, zu loben, und sie nur ingeheim zurecht zu weisen, weil das, wie sie sagte, ihr mehr Muth gäbe. Sie vermutheten beide, daß sie den Wunsch habe, sich bei dem Herzog von Orleans gelten zu machen, und beförderten ihre Absicht auf das eifrigste, denn sie lobten sie ganz ungemessen. Diese List gelang vollkommen; der Herzog glaubte, sie habe wunderähnliche Talente! Dieser schwache Prinz, dem Heinrichs IV. Karakter ganz fremd war, hatte garkein eignes Urtheil, er sah beständig nur mit fremden Augen. Ohne Frau von Montesson zu lieben, nahmen alle seine alten Freundinnen aus einem besondern Grunde sich ihres

Vortheils an: des Herzogs langjährige Treue für ein öffentliches Mädchen (Marquise genannt, späterhin Frau von Villemonble) hatte ihn von aller guten Gesellschaft der Frauen entfernt. Diese büßten dadurch alle Annehmlichkeit ein, welche der vertraute Umgang mit Prinzen gewähren kann. Seit langer Zeit waren die Reisen nach Villers Cotterets für sie verloren, denn hier herrschte die Marquise, und der Herzog lud nur Männer dahin ein. Den jetzigen glänzenden Aufenthalt hatten wir der Frau von Montesson zu verdanken; jene Damen wünschten demnach alle, diese möchte den Herzog gänzlich erobern, da es für sie viel angenehmer war, er habe eine Frau von Stand, als eine Courtisane zur Maitresse, da sie in diesem Fall seinen vertrauten Umgang wieder genießen würden. Ich weiß nicht, ob sie voraus sahen, daß meine Tante, statt seine Maitresse werden zu wollen, den Plan hegte, sich zu seiner Gemahlinn machen zu lassen; — doch auch dieses konnte ihnen nicht mißfallen; Frauen von Stand mußten davon nur geschmeichelt werden können.

Meine Tante, welche diesen Aufenthalt auf eine auffallende Art zu beendigen gedachte, verfiel auf das seltsamste Mittel. — Sie bemerkte wohl, daß der Herzog in der Bewunderung ihrer Talente verloren war, allein er sollte von ihrem Verstande eine Meinung bekommen, vor welcher der der Frauen von Luxemburg, Boufflers, Beauveau und Grammont verschwinden müßte. Wie ließ sich das bewerkstelligen? Frau von Montesson war völlig unwissend, sie hatte außer einigen Romanen nie etwas gelesen, verstand nichts von der Rechtschreibung und konnte kaum

einen Brief zu Stande bringen. Und dennoch beschloß sie Schriftstellerinn zu werden. Da sie nichts zu erfinden vermochte, verfiel sie darauf: aus Marivaux's Marianne ein Schauspiel zu machen; die in diesem Roman häufig angewendete Gesprächsform gab ihr mehrere ganz fertige Auftritte; der Gegenstand gefiel ihr ebenfalls, es ist die Liebe, welche über das Vorurtheil der Geburt triumphirt, und alle Entfernung der Stände aufhebt. Meine Tante fühlte wohl, wenn sie dieses Stück unter ihrem Namen erscheinen ließ, würde sie Ansprüche zu bestreiten haben, die kein andres Interesse aufwiegt, und Frauen, die man seit so langer Zeit für die geistreichsten der Gesellschaft gehalten, würden ihr diesen Ruhm nicht abtreten wollen. Sie wußte sich auf die allergescheidteste Weise von der Welt aus dieser Verlegenheit zu ziehen. Sie schrieb ihr Schauspiel in Prosa und in fünf Akten — es war ein weniger denn mittelmäßiges Erzeugniß, doch ohne besondere Lächerlichkeit, mit einigen artigen Redensarten, einigen angenehmen, buchstäblich aus Marivaux abgeschriebenen Dialogen. Niemand als der Herzog ward in dieses Geheimniß eingeweiht, mir und aller Welt verbarg sie es aufs sorgfältigste. Wie sie fertig war, las sie das Stück dem Herzoge in einem Tete a Tete vor, und obgleich dieser seiner Sache nicht recht gewiß war, fand er es doch allerliebst! „Nun gut, sagte jezt meine Tante, ich gebe es Ihnen; der Beifall, den Sie erhalten, wird mich mehr freuen, als erntete ich ihn selbst, und ich will auch nicht als Schriftstellerinn bekannt seyn. Lesen Sie dieses Schauspiel als Ihre Arbeit vor, und wenn sie Beifall findet, so hüten Sie Sich, mich zu verra-

then. — Man möge in Ewigkeit glauben, Sie seyen der Verfasser, und wir wollen es als leztes Schauspiel darstellen.“ — Der Herzog war von diesem Edelmuthe bis zu Thränen gerührt, er wollte keinen Vortheil daraus ziehen, allein sie beharrte und er willigte ein. Späterhin hat mir der Herzog diese Umstände selber erzählt. Dieser erklärte seinem Versprechen gemäß, daß er ein Schauspiel gedichtet — das Erstaunen war nicht gering, und Frau von Montesson schien es zu theilen, wobei sie aller Welt versicherte, daß sie es nicht kenne, und zugleich sehr unschuldig ihre Sorge wegen dieser Dichtung an den Tag legte. Man fragte sich heimlich, wie der Herzog im Stande hätte seyn können, ein Schauspiel zu schreiben? und glaubte allgemein, Collé müsse ihm den Plan gemacht und den Styl verbessert haben. Kein Mensch ahnete den wirklichen Verfasser. — Der Herzog kündigte eine Vorlesung an; der Tag ward bestimmt, und alle Damen und Herren der Gesellschaft, welche für geistreich galten, wurden eingeladen. Die Neugier war aufs Aeußerste gespannt! Endlich brach der große Tag an: ich wurde bei der Sitzung zugelassen, wenn auch nicht gern, denn meiner Tante war meine Gegenwart nicht sehr erwünscht. Wir versammelten uns, fest entschlossen, die Arbeit, wenn sie nicht schlechterdings abscheulich und lächerlich sey, vortrefflich zu finden. Der Beifall war vollständig; nie erhielt ein Stück von Molière einen solchen! — Man war entzückt! Jeder einzelne Auftritt ward mit Lob überschüttet; man hörte nur Ausrufungen der Bewunderung. Dem Herzog standen vor Rührung die Augen immer voll Thränen. In dieser allgemei-

nen Trunkenheit behielt ich ein tiefes Stillschweigen bei; aber ich beobachtete, und nichts konnte sonderbarer seyn! Nach beendigter Vorlesung drängte man sich um den Herzog, mehrere Damen baten ihn in ihrer Entzückung um die Erlaubniß: ihn zu umarmen; alle sprachen auf einmal, man verstand sich einander nicht mehr, man hörte nur die tausendmal wiederholten Worte: entzückend, erhaben, unübertrefflich! — Meine Tante erröthete, erblaßte, weinte, und drückte ihre Gemüthsbewegung nur durch Thränen aus. Plözlich bittet der Herzog um einen Augenblick Aufmerksamkeit — und das in dem feierlichsten Tone — man schweigt, und nun sagt er mit sehr gerührtem aber starkem Tone: „Unerachtet des von mir gegebenen Versprechens kann ich dieses Lob nicht länger ungerechter Weise an mich reißen: Dieses schöne Werk ist nicht von mir; Frau von Montesson ist dessen Verfasserinn.“ — Bei diesen Worten ruft meine Tante mit schmachtender Stimme: „Ach, gnädiger Herr!“ — und verstummte. — Die Bescheidenheit schloß ihr den Mund; sie fiel fast ohnmächtig auf einen Lehnstuhl. Der ganze Zirkel war wie versteinert, die Wirkung dieses Theaterstreichs, und die plötzliche Veränderung aller Gesichter ist unmöglich zu beschreiben. Der Unmuth vieler Frauen ließ sich nicht verbergen, aber dem Uebel war nicht mehr abzuhelfen, man hatte zu übertrieben gelobt, um sein Wort zurücknehmen zu können, und um nicht die ausschweifendsten Schmeicheleien einzugestehen, mußte man nun behaupten, daß Marianne ein Meisterstück sey. Dieser Triumph steigerte des Herzogs Bewunderung meiner Tante auf den

höchsten Grad; er hielt sie jezt für eine Frau von unermeßlichem Verstande. Ich war über das Geheimniß, was mir meine Tante aus der Sache — und noch dazu mit so viel Falschheit — gemacht hatte, empfindlich verlezt; ihr Mißtrauen bewies mir, wie wenig ich auf ihre Freundschaft bauen konnte. Ich zeigte ihr nicht meinen ganzen Verdruß; doch beklagte ich mich über ihr Verfahren, sie gab mir ziemlich schlechte Gründe dazu an, mit denen ich aber zufrieden zu seyn schien. Marianne ward gespielt, meine Tante hatte die Rolle der Heldinn, der Beifall war aber bei weitem nicht so groß, wie bei der Vorlesung, und das Schauspiel ward nicht wiederholt.

Während des Aufenthalts in Villers Cotterets folgte ich zum Erstenmale zu Pferd einer Hirschjagd; ich war nur in Genlis auf der Saujagd gewesen; diese schien mir allerliebst, ich glaube vorzüglich, weil man meine Reitkunst ausnehmend bewunderte. Von Villers Cotterets begab ich mich zum Erstenmal nach Sillery. Frau von Puisieux, welche noch immer sehr kalt gegen mich war, empfing mich höflich, aber mit einer Art Trockenheit, die meine gewohnte Schüchternheit noch vermehrte. Sie erwähnte des Beifalls, den ich in Villers Cotterets erhalten, und bat mich endlich — ich war schon sechs Tage bei ihr — auf der Harfe zu spielen. Ich spielte, ich sang, sie sowohl wie Herr von Puisieux, schienen entzückt. — „Man muß gestehen, sagte sie, das ist sehr verführend." Ich weiß nicht warum mir diese Worte mißfielen; in der ersten Aufwallung antwortete ich lebhaft: „Und doch, gnädige Frau, habe ich niemand verführt, und will keinen Menschen verführen."

führen.“ Sie war sehr erstaunt, denn bis jezt hatte sie mich nur Ja und Nein sprechen hören, blickte mich fest an, und antwortete nicht. Am Abend schalt mich Herr von Genlis wegen dieser Antwort; und den folgenden Tag hatte ich eine gräuliche Angst, wie ich mit Frau von Puisieux allein in dem Salon zurückblieb. Sie lag wie gewöhnlich auf der Chaise longue mit ihrer Stickarbeit beschäftigt, ich nähte im Tambour; eine halbe Viertelstunde beobachteten wir ein tiefes Schweigen; darauf nahm sie ihre Brille ab, wendete sich zu mir und sagte: „Gnädige Frau, haben Sie denn ein Gelübde abgelegt, sich immer also gegen mich zu betragen?“ — „Wie? Ihro Gnaden?“ antwortete ich mit zitternder Stimme. „Ja, nahm sie von Neuem das Wort, man versichert mich, Sie seyen fröhlich, liebenswürdig, und seit acht Tagen beharren Sie im eigensinnigsten Schweigen. Darf man sich nach der Ursache erkundigen?“ — Bei dieser dringenden Frage entschloß ich mich sogleich, da ihr Ton etwas Heiteres, Verbindliches hatte, ohne Rückhalt zu antworten. „Gnädige Frau, weil ich Ihnen zu mißfallen fürchte, weil Sie ein so strenges Wesen haben, das mich verschüchtert, und mich ängstlich macht.“ — „Sie haben Unrecht, mich zu fürchten, unterbrach sie mich, denn ich bin sehr geneigt Sie zu lieben. Was muß geschehen, um Ihnen Unbefangenheit mit mir zu geben?“ — „Was Sie sich in diesem Augenblicke herablassen zu thun!“ rief ich, ihr um den Hals fallend; Thränen der Rührung benahmen mir die Stimme; auch sie war sehr gerührt, sie schloß mich in die Arme, hielt mich lange, küßte mich zu verschiede-

nen Malen mit der rührendsten Empfindsamkeit. Von diesem Augenblick widmete ich ihr die zärtlichste Neigung; sie verdiente sie wegen ihres vortrefflichen Herzens, ihrem Charakter, und dem Zauber ihres Verstandes. Wir schwatzten ohne allen Rückhalt, sie sagte mir die liebenswürdigsten Dinge, und ich versprach ihr mich fortan gegen sie zu betragen, als habe ich das Glück gehabt, von meiner Kindheit an mit ihr bekannt zu seyn. Nach einer Stunde kam Herr von Puisieux mit Herrn von Genlis und einigen andern Gästen von einem Spaziergange zurück; ich bat Frau von Puisieux nicht von dem Vorgang zu sprechen, denn ich sann auf eine hübsche Art ihn bekannt zu machen. Man sezte sich, und nach einigen Minuten sagte ich sehr unbefangen: da ich nicht spazieren gegangen, wollte ich meine Beine ein bischen in Bewegung setzen; und damit machte ich einige Sprünge durch das Zimmer und warf mich dann, wobei ich tausend Possen vorbrachte, auf Frau von Puisieux Chaise longue. Sie lachte hell auf, und alle Andern standen vor Erstaunen versteinert. Herr von Puisieux war entzückt, er rief: daß er es ihr ja vorhergesagt habe, sie werde mich unmäßig lieb haben. Dieser ganze Abend verfloß für mich auf die angenehmste Weise; die ihm folgenden Tage waren die angenehmsten meines Lebens. Frau von P. gewann eine wahre Freundschaft für mich, ich mußte, um ihr näher zu seyn, ein anderes Zimmer beziehen, früh ritt ich mit Herrn von P. spazieren — ich mußte alle seine schöne englischen Pferde reiten, Abends blieb ich bei Frau von Puisieux, und lustwandelte mit ihr eine kleine Viertelstunde in dem Hof oder dem Ge=

müßgarten, die übrige Zeit brachten wir im Salon im Gespräch zu. Ihre Unterhaltung war lebhaft, geistreich, allerliebst! Sie hatte einen Augenblick die Regentschaft gesehen, seitdem war ihr Mann Minister der auswärtigen Angelegenheiten gewesen, und als Enkeltochter des großen Louvois hatte sie den Kopf voll zahlloser, anziehender, merkwürdiger Anekdoten, die sie auf die angenehmste Weise erzählte. Vor der Abendtafel brachte man jedesmal meine Harfe in den Salon, und ich spielte eine Stunde; nach Tisch spielte ich noch eine halbe Stunde Guitare oder Clavier, dann mit Frau von Puisieux Piket gegen ihren Gemahl, den wir gewöhnlich verlieren machten — und darauf legte ich mich zur Ruhe. Gewöhnlich war ich nur von der Rückkehr vom Spazierritt bis zur Tafel, also von zehn bis zwei Uhr in meinem Zimmer. Meine Gewohnheit, während meiner Toilette zu lesen, sezte ich immer fort. Damals war es in Paris und auf dem Lande Sitte, bei der Toilette den Besuch von Männern anzunehmen, was ich aber des Zeitverlustes wegen niemals gethan, und dadurch den Vortheil gehabt habe, seit meiner Heirath täglich eine Stunde für die Lektüre zu gewinnen. Nach der Toilette spielte ich eine Stunde auf der Harfe, und schrieb Dreiviertelstunde; damals arbeitete ich mein Schauspiel: les fausses délicatesses (das falsche Zartgefühl oder die falschen Zartheiten?) um, und beendigte es in Sillery; außerdem sezte ich die Auszüge aus meinen Lektüren fort. Frau von Puisieux ließ mich Abends, während sie stickte, oft laut lesen; wir hatten in Sillery eine sehr schöne Bibliothek. Ich las in dieser Zeit die „Abhand-

lung über den westphälischen Frieden von Pater Bougeant „Ueber die Art Geistes-Werke zu beurtheilen, von Pater Bouhours", von eben diesem Verfasser die „Gespräche Arists und Eugeniens, woraus mein Geschmack an Devisen entstand, den ich seitdem immer beibehalten habe. Auch Pavillons Gedichte las ich; alsdann Vertots Geschichte von Malta und St. Evremonds Werke. An Regentagen blieb alle Welt in dem Salon, ich begab mich in mein Zimmer, wodurch ich drei oder vier Stunden für meine Studien gewann. Frau von Puisieux, welche wußte, daß ich immer schrieb, forderte mich eines Tages auf, ihr Portrait zu machen, und ich that es auf doppelte Art: einmal ironisch und einmal ernsthaft. Abends sang ich es ihr zur Harfe vor: zuerst das ironische, alsdann das wahrhafte Portrait. Sie fanden allen Beifall, den ihre Güte ihnen zugestehen konnte. Hier folgen sie:

1.

Point d'Esprit point de caractère,
Point d'agrément,
Ni gaité, ni désir de plaire;
Un ton pedant,
Des préjugés, une humeur noire,
Ne sachant rien,
Pas même un simple trait d'histoire,
La voilà bien.

2.

Du piquant dans le caractère,
Et dans l'esprit
Un désir obligeant de plaire
Qui reussit.

Du savoir, mais sans y prétendre,
N'affichant rien,
Pas même un coeur sensible et tendre,
La voilà bien.

Wir fuhren von hier aus vier oder fünfmal nach Rheims, um Frau von Dromenil zu besuchen, auch nach Louvois zu Herrn von Souvré, Frau von Puisieux's Bruder. Einstmals brachte ein Gast aus Rheims einen jungen Tonkünstler mit, der ganz herrlich das Hackbret (tympanon) spielte. Frau von Puisieux bedauerte, daß ich es nicht könne. Ich ließ dieses Wort nicht aus der Acht, und verabredete noch denselben Abend, daß der Künstler alle Morgen halb sieben Uhr nach Sillery kommen solle, um mir Unterricht zu geben. Vierzehn Tage lang sezte ich ihn regelmäßig oben im Hause, in einer Vorrathskammer fort, und nach dem Spazierritte übte ich mich wenigstens drei Stunden ganz allein, so daß ich zwei Stücke, die Menuet „Exaudet" und die „Fürstenberg", mit mehreren Variationen so gut wie mein Lehrer spielte. Herr von Genlis, der mit in dem Geheimniß war, hatte mir indeß eine niedliche Elsassertracht machen lassen, scharlachroth und eng anschließend, ich legte sie an einem Morgen an, ließ meine langen Haare wie die Strasburgerinnen flechten, um den Kopf winden, und sezte, um sie zu verbergen, eine Art Haube darauf, die man damals baigneuse nannte, warf ein Morgenkleid und schwarzen seidenen Mantel über diese Kleidung, und ging unter dem Vorwand einer Migraine, also an die Tafel. Nach Tisch meldete ein Bedienter eine junge Elsasserinn, die das Hackbrett spielte; Frau von

Puisieux befahl, sie herein zu führen, und ich verließ, unter dem Vorwand sie zu holen, den Saal. Schnell eilte ich ins Nebenzimmer, warf Haube, Mantel und Morgenkleid ab, ergriff mein Hackbrett, und trat unverzüglich wieder zu der Gesellschaft. Das Erstaunen war unbeschreiblich, und vermehrte sich noch, wie man mich das Hackbrett spielen hörte. Herr und Frau von P. umarmten mich mit einer Zärtlichkeit, die mich wohl für meine gehabte Mühe belohnte — und ich durfte fast vierzehn Tage lang — um allen Gästen, die nach Sillery kamen, dasselbe kleine Schauspiel zu geben — meine Elsasser Tracht nicht ablegen. Nicht ohne Absicht erzähle ich diese geringfügige Dinge; meine jungen Leserinnen können sie benutzen. Ich möchte sie überzeugen, daß die Jugend nur, wenn sie liebenswürdig ist, glücklich seyn kann; liebenswürdig wird sie aber, wenn sie folgsam, sittsam und dienstfertig ist. Die wahre Aufgabe für ein junges Frauenzimmer ist, in ihrer Familie zu gefallen, dort Heiterkeit, Kurzweil und Freude zu verbreiten. Wenn man sich im glänzensten Zeitpunkte des Lebens dort immer verdrießlich zeigt, hat man gewiß unrecht. Beobachtet nur schaale, langweilige junge Mädchen! ihr werdet sie unthätig, müßig, vor allem selbstsüchtig finden, nur mit sich, nie mit Andern beschäftigt. Diese Frauenzimmer, denen alle Anmuth der Jugend fehlt, haben also auch weder Sanftheit, noch Sittsamkeit, ihre kleinliche Eitelkeit macht ihnen allen heilsamen Rath der Erfahrung unerträglich, denn sie halten ihn immer für einen Vorwurf, sie sind in der Gesellschaft ganz nichtsbedeutend, denn man kann ihnen

eben so wenig nützlich seyn, als von ihnen eine freundliche Aufmerksamkeit erwarten. Meine Schwägerinn hatte keine Talente, ihr Verstand war, wie ich schon gesagt, nicht glänzend, allein schaal war sie nicht; sie liebte die Beschäftigung, war verbindlich, nahm an Andrer Vergnügen Theil — und das könnte jedes junge Frauenzimmer, selbst bei der vernachlässigtesten Erziehung, thun.

Frau von Puisieux liebte mich wirklich bis zum Uebermaß, aber eben deshalb verzog sie mich nicht. Ich war die einzige Person, die sie tadelte, und das gar häufig! Meine Lebhaftigkeit, die oft in Uebereilung ausartete, riß mich täglich zu kleinen Unziemlichkeiten hin, und diese verwies mir Frau von Puisieux ganz laut und vor aller Welt. Es bedurfte bei mir nie einer Selbstüberwindung, um diese Verweise zu ertragen, ich erkannte ihre Nützlichkeit, und wußte sie ihr Dank; sie gaben ihr in meinen Augen etwas wahrhaft Mütterliches, das sie mir noch viel lieber machte; auch bat ich sie, mir immer noch einen kleinen Fehler zu lassen, denn wenn ich vollkommen würde, und sie gar nichts mehr an mir aussetzen könnte, würde ich glauben, meine Liebe zu ihr, und meine Verpflichtung sie zu lieben, weniger lebhaft zu empfinden.

Herrn von Puisieux's Namensfest trat ein, ich beschloß es zu feiern. Ich dichtete ein Schauspiel, in welchem alle Hausbediente eine Rolle erhielten, es stellte Herrn von P. selbst im Augenblick seiner Toilette dar; er war klein, ich legte einen seiner Schlafröcke und seiner Nachtmützen an, ahmte alle seine Bewegungen nach,

ließ mir mit einem Messer von versilberter Pappe den Bart abnehmen, und dabei ein Mährchen vorlesen, wie Herr von Puisieux gewohnt war — man las ihm Tausend und Eine Nacht und andere Mährchen vor. — Dazwischen stand ich mehrmals auf, und ging in mein Kabinet, endlich verließ ich die Bühne, warf meine Kleidung ab, und trat in meiner wirklichen Gestalt wieder auf, allein mit zerstreutem Haar, als käm' ich vom Nachttisch; ich fragte nach Herr von Puisieux, und nach einer kleinen Scene entfernte ich mich; schnell nahm ich wieder Schlafrock und Nachtmütze, und kam von Neuem als Herr von Puisieux auf die Bühne zurück. Mehrere kleine Auftritte dieser Art führten die Entwicklung, bei der Blumen und Kränze gereicht wurden, herbei. Es gelang mir, die vier Kammerdiener mit vollkommener Natürlichkeit spielen zu lehren; Herr von Genlis hatte auch eine Rolle, und wir repetirten zweimal des Tags. Zehn Tage vor dem Fest kam mein Schwager mit seiner Frau, und ich fügte auch für diese Lezte eine Rolle hinzu; um der Marquise ihre schöne Gestalt gelten zu machen, erschien sie zuerst als Amazone, dann als Schäferinn, endlich im größten Damenputze, mit allen Diamanten der Frau von Puisieux bedeckt. Diese hatte immer einen, in Besançon mit farbigen Roßhaaren gestickten Arbeitssack zum täglichen Gebrauch, ihr jetziger war abgetragen, sie wollte sich einen neuen kommen lassen. Ich rieth meiner Schwägerinn den alten Sack nachzuahmen. Die Arbeit gelang auf das Vollkommenste; zwar hatte sie noch nie dergleichen gemacht,

aber ihre Geschicklichkeit fand sich in Alles; sie wendete während acht Tagen so einen Fleiß darauf, daß sie zwei oder drei Nächte dabei verwachte. Man ließ in dem Theil des Schlosses, welcher des Königs Wohnung hieß, weil zu Zeiten des Canzlers von Sillery Heinrich IV. wirklich eine Nacht darinn zugebracht hatte, ein artiges Theater errichten. Den Tag vor dem Fest fand ein Vorfall statt, den ich sehr gut zu meinem Schauspiel benuzte. Herr von Civrac Durfort war Herrn von Puisieuxs vertrauter Freund, er hatte ihm den Wiener Gesandtschaftsposten verschafft; jezt kam dieser nach achtjähriger Abwesenheit nach Frankreich zurück, und Herr von P. wußte, daß er ihn, ehe er nach Paris gehe, in Sillery zu besuchen gedenke. — Doch so bald erwartete er ihn nicht. Jedoch den Tag vor dem Fest langte er früh um neun Uhr an. Herr von P. war einige Stunden weit bei einem Nachbar zum Besuch, seine Gemahlinn noch nicht aufgestanden, ich hatte kaum das Bett verlassen, lief aber mit dem Herrn von Genlis dem Herzog, der so eben ausstieg, entgegen; wir bemächtigten uns seiner, obschon wir ihn noch niemals gesehen, und machten sehr schnell zusammen Bekanntschaft; wir theilten ihm unsern Plan mit, und verabredeten, daß er in Herrn von Genlis Zimmer, das über dem meinen war, verborgen bleiben, und erst den folgenden Tag, um Herrn von Puisieux auf der Bühne einen Strauß darzubieten, erscheinen solle. Das ganze Haus wurde abgerichtet, das Gesinde war vollkommen verschwiegen, Frau von Puisieux erfuhr nichts davon,

und nie ward ein Geheimniß besser verwahrt. Der Herzog, der gegen funfzig Jahr alt seyn mochte, hatte eine schöne Gestalt, ein edles, sanftes Wesen, eine Gutmüthigkeit, die ihm die Herzen gewann. Er erklärte uns, daß er zum Tod hungrig sey; meine Schwägerinn und ich übernahmen ihn zu ernähren, und wußten ihm nichts Besseres zu bringen, als Reineclauden, Pflaumen, eingemachte Früchte und Gerstenwasser. Er ließ sich auf ein Knie nieder, um dieses Frühstück aus unsern Händen zu empfangen, gestand aber nachmals ein, daß er von so grober Materie sey, außer diesem auch noch Fleisch und Wein zu verlangen — und wir mußten ihn wohl nach seiner Weise bedienen. Er sagte mir im Voraus, daß er gar kein Gedächtniß habe, weshalb ich ihm ja nur eine kleine Rolle geben möchte. Ich versprach, sie solle nur in einem einzigen Satz bestehen, und dachte mir dieses folgender Gestalt aus. Meine Kammerfrau, Mlle. Victoire, hatte eine artige Stimme, war nur Dreißig Jahre alt, beleibt und sehr frisch; ich ließ sie als Frau Milot, Schloßfrau von Sillery, von Paris ankommen. Ich wußte von Frau von Puisieur, daß ihr Gemahl von jeher eine besondere Leidenschaft für schöne Pferde gehabt, in so einem Uebermaß, daß er in seiner Jugend einstmals eine Geliebte nur deshalb verlassen, weil der Weg zu ihr, da sie in einem sehr entfernten Theil von Paris wohnte, seine Pferde zu sehr ermüdet hätte. Auf diesen Zug dichtete ich ein Liedchen, das, ungeachtet ein Reim ganz fehlerhaft war, vielen Beifall erhielt. In meinem Schauspiel kam Frau Milot aus Paris an, zwar in Frauen-

kleidern, aber in Courierstiefeln, in der einen Hand die Reitpeitsche, in der andern einen Blumenstrauß; sie trat ganz vor auf die Bühne, und sang folgende Verse:

J'accours, mais tout en nage,
Vous offrir ce bouquet,
Voilà de mon voyage
Le seul facheux effet.

Pour Vous prouver mon zèle
J'ai pris le mords aux dents,
Jamais pour une belle,
Vous n'en fîtes autant.

Nun sezte ich diesem Auftritt noch hinzu, daß der Herzog von Civrac Frau Milot herbei führte; — er hatte nur vier oder fünf Worte zu sagen, wußte sie aber bei der Repetition niemals, versprach jedoch sie vor Schlafengehen noch zu wiederholen. Den andern Morgen, wo das Fest einfiel, legte meine Schwägerinn den hübschen Arbeitssack, den sie gestickt hatte, auf den Nährahmen der Frau von Puisieux; ich hatte Verse hineingesteckt, in welchen ich die Arbeit desselben, und die Geschicklichkeit meiner Schwägerinn lobte. Frau v. P. besaß mehr als Jemand die Gabe, eine Aufmerksamkeit aufzunehmen und geltend zu machen; sie betrug sich deshalb mit mir und meiner Schwägerinn auf die liebenswürdigste Weise. Es waren zahlreiche Gäste bei der Mittags-Tafel, und man sprach nur von dem Sack und meinem Liedchen. Die Fenster des Schlosses Sillery gehen auf breite, mit Wasser gefüllte Gräben. Nach der Tafel verkleideten wir uns, die Marquise von Gen-

lis und ich in Schäferinnen, und bestiegen einen niedlich mit Blumenkränzen verzierten Nachen; Herr von Genlis führte uns, ich spielte meinen Dudelsack, den man in Sillery noch nie gehört hatte; — sogleich eilte man an die Fenster, und wir ruderten unter allgemeinem Beifallsruf den Fenstern gegenüber, wo wir anhielten. Die Marquise hielt ein Netz, Herr von Genlis hieß sie solches auswerfen, sie that es den Rücken gegen die Zuschauer gekehrt, ließ es im Wasser liegen, und schien sehr geschickt statt seiner, ein anderes, welches voll Blumen und Sträuße war, heraus zu ziehen. Diese kleine, von ihr höchstgelungen durchgeführte Taschenspielerei gefiel ungemein! Ich besang nun, mich mit meinem Dudelsack begleitend, dieses Wunder in fünf allerliebsten, von Herrn von Genlis gedichteten Stanzen. Darauf ordneten wir die im Netz enthaltenen Sträuße in einen Korb, und drückten die Absicht aus sie in den Salon zu bringen. Man empfieng uns am Ufer, und nach einer halben Stunde ward die ganze Gesellschaft in das Theater geführt. Mein Schauspiel fand, wie alle Gelegenheitsstücke, den günstigsten Empfang; die Marquise hat nie eine Rolle so gut, wie die ihr hier von mir ausgesonnene, gespielt; wie sie — wirklich schön wie ein Engel! — im glänzendsten Putz auf der Bühne erschien, wurde sie, ihrer allerliebsten Gestalt wegen, einige Minuten lang beklatscht. Gewöhnlich kleidete sie sich schlecht, dieses Mal hatte ich ihrer Toilette vorgestanden, und nie erschien sie so hübsch. Die Entwicklung brachte die größte Wirkung

hervor. Bei dem Anblick des Herrn von Civrac stießen Herr und Frau von Puisieux einen Schrei des Erstaunens und der Freude aus; er selbst war so bewegt, daß er einen Augenblick sprachlos blieb, dann schritt er vorwärts, und anstatt, wie ihm seine Rolle vorschrieb, zu sagen: daß er hinter Frau Milot sitzend hergeritten sey, rief er mit donnernder Stimme: „Ich bin auf Frau Milot sitzend von Paris gekommen.“ ....*) Das ungeheuerste Gelächter des ganzen Saals verhinderte ihn auszureden. Er wendete sich mit der Entschuldigung, daß er sich versprochen habe, zu mir, allein wie der Tumult vorüber war, zwang ich ihn seinen Spruch, wie ich ihn denselben gelehrt hatte, zu sagen. Das Fest endete mit einem Rund, den wir singend tanzten, die sehr muntern dazu gehörigen Verse hatten Herrn von Genlis zum Verfasser.

Den folgenden Tag trug mir Herr von Puisieux beim Spazierenreiten auf, Herrn von Genlis zu benachrichtigen, daß er ihm sein Gouvernement von Epernay, welches siebentausend Franken eintrug, abzutreten ge-

*) Dieser, auch im Französischen, schlechte Spaß — um so mehr da die Verse, welche Frau Milot singt, befürchten lassen, er sey angelegt — ist in der Uebersetzung noch schlechter, weil unsre Sprache des Wortes: croupe, das Kreuz, der Rücken des Pferdes, sich nicht auf diese Weise bedient. Im Text soll der Herzog sagen: Je suis venu en croupe derrière Madame Milot, ich bin auf dem Kreuz von Frau Milot's Pferd hergeritten; statt dessen sagte er: ich bin auf dem Kreuze der Frau Milot hergeritten. So viel, damit der Leser einsieht, daß die Uebersetzung nichts verschlimmerte. A. d. Ueb.

dächte; das war ein ehrenvolles, schönes Geschenk, das wir gar nicht erwarteten, und uns große Freude machte. Unter den zahlreichen Pariser Gästen befand sich auch der Graf von Rochefort, ein Verwandter des Herrn von Puisieux; er liebte die Literatur und stand mit Voltaire, welcher sich viele Mühe gab, unter den Hofleuten Anhänger zu gewinnen, in beständigem Briefwechsel. Es schmeichelte ihm, Briefe von diesem berühmten Mann zu erhalten, und nie ermangelte er, wenn nur die Verwandtschaft gegenwärtig war, sie uns vorzulesen. Ich fand eine lächerliche Schmeichelei und empörende Gottlosigkeit in ihnen, auch Herr und Frau von Puisieux nahmen großes Aergerniß an denselben; besonders erstaunten wir uns über die endlosen Lobsprüche, welche er Herrn von Rochefort über seine Philisophie und seinen philosophischen Geist beilegte. — Das hieß aber eigentlich: über seine Irreligion, und Herr von Rochefort hatte im Gegentheil sehr religiöse Gesinnungen. Er versicherte uns (und er war die Aufrichtigkeit selbst), daß er sich ein Gesetz daraus gemacht habe, in diesem Briefwechsel nie von Religion zu sprechen. Allein späterhin haben wir aus Voltaire's Briefwechsel gesehen, daß dieses eines seiner Mittel war, die Weltleute zu seiner Sekte zu gewinnen. — Bei diesem Aufenthalt in Sillery legte ich mit meinem Gedächtniß ganz besondere Ehre ein. Herr von Rochefort war der Freund eines sehr angenehmen Dichters, Herrn Desbordes, dieser schickte ihm eine Fabel: „Chloe und der Schmetterling" genannt. Sie hat hundert dreißig acht silbige

Zeilen, die uns Herr v. Rochefort nach der Tafel vorlas; ich fand sie allerliebst, und bat, sie ein einziges Mal selbst lesen zu dürfen, gab sie darauf sogleich zurück, und sagte: daß ich sie — und das war wirklich so — ganz auswendig wüßte *). Nie habe ich sie vergessen; sie befindet sich in mehreren Sammlungen und fängt folgender Gestalt an:

Sous un ciel serein et tranquille,
Au sein d'un champêtre séjour
Loin des vains plaisirs de la ville
Et loin des piéges de l'amour

Chloé naïve, jeune et belle,
Voyoit couler ses jours heureux,
Aussi beaux, aussi simple qu'elle. etc. etc.

Ich las viel in Sillery, Herr von Puisieux hatte eine vortreffliche Bibliothek; auch las ich sehr gut, meine Stimme war wohlgefällig, und ich las, wie ich schon sagte, Nachmittag, während der Andern Spaziergang, Frau von Puisieux vor. Die Bemerkungen meiner Zuhörerinn vermehrten das Interesse und den Nutzen der Lektüre, und ich nahm eine Menge Auszüge mit mir hinweg. Diese Arbeit fesselte mich unglaublich an meine jedesmalige Lektüre, und ich hatte schon viele Hefte damit angefüllt. Vor meiner Abreise von Sillery machte ich Frau

*) Dieser Umstand gereicht der Klarheit und Natürlichkeit des Dichters ebenfalls zur Ehre; denn diese verleihen dieser Fabel ihren Reiz. Kein Gedächtniß vermöchte auf diese Weise hundert dreißig romantische Verse zu behalten. A. d. V.

von Puisieux ein Geschenk, welches sie entzückte. Sie hatte mich um ein Verzeichniß aller der Musik und Lieder gebeten, die ich auf den verschiedenen mir geläufigen Instrumenten spielte und sang. Es waren deren eine große Anzahl. Ein Schreiber in Rheims trug sie in ein sauberes, rothsaffianenes Buch ein, und ich fügte ihnen alle meine Sonaten, Variationen u. s. w. bei, für welche ich lauter eigne Namen erfand: meine Lieblings-Sonate, die von Alberti war, nannte ich „die Puisieux;" die, welche Herr von Puisieux am meisten liebte und immer von mir wollte spielen hören, erhielt den Namen seines Lieblings-Pferdes; ihnen allen sezte ich eine Art Zueignungs-Epistel vor, die ich hier einrücke:

Quand on veut reuissir et plaire,
Qu'on n'est Sophiste, ni méchant,
Qu'on veut instruire en amusant,
Qu'un livre est difficile à faire!
Vous, en qui l' on voit tant d'esprit,
Du mien daignez être arbitre,
Vous le trouverez bien écrit
Si Vous en exeptez l'epître;
Qu'il ne soit connu que de Vous,
A Vous seul j'en fais hommage;
S'il merite Votre suffrage,
Combien il fera des jaloux!
L'auteur saura braver les coups
De l'envie et de la satire,
Si malgré tout leur vain couroux,
A son livre il vous voit sourire.

Ich überreichte der Frau von Puisieux dieses kleine Buch, den Tag ehe wir von Sillery abreisten, und sie empfing

empfing es mit ihrer gewohnten Güte, das heißt von Freude wirklich entzückt.

Wie ich mit Frau von Puisieux nach Weihnachten von Sillery nach Paris abreiste, hielten wir uns vierzehn Tage in Braine, bei der alten Gräfinn von Egmont auf; ihre junge schöne Schwiegertochter befand sich auch bei ihr. Die Gräfinn war in ihrer Jugend die vertraute Freundinn des Herrn Leduc, Premier-Ministers Ludwig XV. gewesen; ich sammelte aus ihrer Unterhaltung mit Frau von Puisieux manche merkwürdige Anekdote, besonders von der schönen Fräulein von Clermont, Herrn Leducs Schwester, deren Freundinn Frau von Puisieux gewesen war. Der Marquis von Croix befand sich auch daselbst; er war nur funfzig Jahre alt, sah aber wie ein Achtziger aus; hatte den Weibern einst gefallen, und war untröstlich, sein Glück nicht mehr bei ihnen machen zu können. Noch immer hatte er alles Gezier eines jungen Gecken und machte die außerlesenste Toilette. Die alte Königinn nannte ihn „Cytherens Invaliden.“ Ohne Ruhm, von Hinfälligkeiten, die schändliche Ausschweifungen herbeiführten gedrückt, ist ein Invalid ein trauriges Ding! — und dieser frühzeitige Greis war voll Launen und Eigensinn; da er den jungen Frauenzimmern nicht mehr gefallen konnte, haßte er sie. Er war wirklich unverbindlich gegen mich, und ich rächte mich auf eine Art, welche die junge Gräfinn Egmont ungemein ergözte. Ich bezeigte ihm eine so tiefe Ehrfurcht, wie einem hundertjährigen Greis; er erboßte sich darüber und das gab die komischsten Auftritte! Endlich fragte er Frau von Eg-

mont: für wie alt ich ihn denn hielt? Sie antwortete, daß sie meine Einfalt kurzweilte und mich bey dem Glauben erhalte, er sey acht und neunzig Jahre alt. Diese Meynung versöhnte ihn nicht mit mir, er erklärte mich für mehr wie einfältig, gab sogar zu verstehen, daß er mich für die dümmste Person in der Welt hielt. Bei eben diesem Besuch sah ich einen wirklichen, aber sehr liebenswürdigen Greis, den Marschall von Richelieu, der jüngern Gräfinn von Egmont Vater. Ich betrachtete ihn, bei dem Gedanken, daß er Ludwig XIV. gekannt und im vertrauten Cirkel der Frau von Maintenon gelebt habe, mit der größten Aufmerksamkeit; er war sehr freundlich, voll Sanftheit und Güte, war im Krieg glücklich gewesen — das sind Tugenden, die das Alter zieren — nnd jezt nicht verdrießlich, deren keine schimmerndere mehr haben zu können. In diesem Zirkel hörte ich ihn sagen, daß er Voltaire umsonst versichert habe, das Testament des Cardinals von Richelieu sey vollkommen ächt, und das Original noch in seinem Hause; Voltaire wollte keine der Lügen, die er in dieser Rücksicht verbreitet hatte, zurücknehmen. Frau von Egmont hatte schon dasselbe geäußert; ich fand schon damals, der Marschall hätte diese historische Unwahrheit durch ein öffentliches Wort Lügen strafen sollen; allein dieser wollte sich mit Voltaire, welcher ihn seinen Helden nannte, nicht entzweien,*) und, wie alle Weltleute, fürchtete er öffentliches

---

*) In den Briefen, die er ihm schrieb; indeß er in Briefen an Andere aus derselben Zeit ihn nicht anders bezeichnete,

Auftreten, Aufsehen, aber vor Allem Voltaire's Feder, und so haben kleinliche Rücksichten und die Furcht, welche die Encyclopädisten einflößten, in diesem Jahrhundert nützliche Wahrheiten tausendmal in Banden gehalten. Der Marschall von Richelieu war jedoch verständig genug, um die Gefahren der Lehre und Grundsätze der anmaßlichen Philosophie zu beurtheilen; er äußerte es in der Gesellschaft, und wir sehen es in mehreren seiner nachgelassenen Briefe.

Ich brachte diesen Winter in ziemlicher Zerstreuung zu: das Schauspiel besuchte ich wenig, war auch nur zweimal auf dem Opernball; allein Privatbälle, Diners, Soupers, und Besuche nahmen mir viel Zeit. Alle Sonnabend Abends speiste ich bei Frau von Cüstine, wo wir allerliebste Abende zubrachten. Es fanden sich daselbst nur Frauen ein, denn unsre Männer gingen an diesem Tage alle nach Versailles, um den folgenden Morgen mit dem Könige zu jagen. Wir kamen um acht Uhr zusammen, und schwazten mit einer nie abnehmenden Heiterkeit. Wir waren zu sechs: Frau von Cüstine und Louvois, beide, obgleich sehr verschieden, doch gleich liebenswürdig; Frau von Harleville, eben so angenehm durch ihr Aeußeres als durch ihren Geist und Charakter; die Gräfinn Vaubecourt, hübsch wie ein Engel und durch Einfälle, die

als „den Spielwirth, den Spielhaushalter" (Tripotier, maître de Tripot). Sein Briefwechsel bezeugt es. Der Marschall hatte als Oberkammerherr eine besondre Aufsicht über die comédiens françois. A. d. H.

naiv erschienen, obschon sie nichts weniger wie unbefangen waren, sehr kurzweilig. Sie war mit Frau von Cüstine verwandt. Man sprach damals noch nicht von ihrer Aufführung; der Ernst ihres Mannes erhielt ihren Ruf, allein das folgende Jahr ward eine Geschichte weltkundig, welche Herrn von Vaubecourt in die Nothwendigkeit sezte, eine lettre de cachet gegen sie zu fordern, vermöge deren er sie in ein Kloster sperrte, wo sie ihr Leben beschloß.*) Die fünfte in unserm Kreis war die Gräfinn von Crenay, die einzige nicht hübsche. Sie sah im zwanzigsten Jahre wie eine Frau von vierzigen aus, ihr Betragen war stets tadellos, ihr Karakter gut, doch kurzweilte sie uns durch die Erzählung aller Liebeserklärungen, die sie, besonders bei den Soupers ihrer Mutter (Frau Latour du Pin), zu empfangen versicherte.

*) Wie sich Herr von Vaubecourt, diese lettre de cachet zu verlangen, zu dem Minister begab, war aller Welt seine Absicht bekannt, nur nicht Herrn von Auteroche, der alle Neuigkeiten zulezt erfuhr. Dieser geht an einem Tage großer Beförderungen zu dem Minister, findet viele Menschen versammelt und sieht Herrn von Vaubecourt, der so eben den traurigen Verhaftsbefehl erbeten, das Kabinet des Ministers verlassen. Sogleich bildet er sich ein, daß er Beförderung erhalten hat, geht auf ihn zu und beglückwünscht ihn sehr laut, hinzufügend: daß er es vollkommen verdient habe, daß er immer geglaubt habe, es könne ihm gar nicht fehlen u. s. w. Die Beschämung des armen Mannes und das Lachen der Zuschauer ließen ihn seinen Verstoß nicht eher einsehen, als bis er alle seine Glückwünschungs-Gemeinplätze ausgekramt hatte. Anmerk. des Herausg.

Frau von Cüstine wollte durchaus die Namen dieser unglücklichen Liebhaber wissen — und da waren es Unbekannte, oder vierzig- und fünfzig-jährige Männer, die in den dreißigen schon gewaltig langweilig gewesen seyn mußten. Da uns Frau von Crenay sagte, daß sie Liebesbriefe in ihrem Arbeitssack fände, wenn sie denselben während der Abendtafel im Salon zurück ließ, verfaßten wir, Frau von Cüstine und ich, die allerleidenschaftlichste Epistel, und steckten sie ihr eines Abends in ihren Sack. Sie waren so unklug und drollig, daß es mir recht leid thut, sie nicht aufbehalten zu haben. Uebrigens machte Frau von Crenay ein sehr zierliches Haus. Obgleich sie zum Tanz zu dick und auch zu groß war, liebte sie ihn doch, und gab diesen Winter sehr artige Bälle, zu denen ich immer eingeladen wurde und mehrere Quadrillen tanzte. Ich erfand deren eine, die nur zu viel Aufsehn erregte. Da die Mode, Sprichwörter zu spielen, noch immer anhielt, nannte ich diese Quadrille „die Sprichwörter.“ Jedes Paar bildete bei dem paarweisen Marsch, welcher dem Tanz vorangeht, ein Sprichwort. Jedes Paar hatte das seine gewählt, und einstimmig hatten wir Frau von Lauzun folgendes zugetheilt: bonne renommée vaut mieux que ceinture d'orée (guter Ruf ist besser wie ein Gürtel von Gold). Sie war auf das Einfachste gekleidet, mit einem grauen Gürtel verziert, und tanzte mit Herrn von Belzünce; die Herzogin von Liancourt mit Herrn von Boulainvilliers, der als Greis gekleidet war; ihr Sprichwort hieß: A vieux chat, jeune souris. (Der alten Katze eine junge Maus.) Frau von Marigny

tanzte mit Herrn von St. Julien, der einen Neger vorstellte. Sie strich von Zeit zu Zeit mit einem Tuch über sein Gesicht, um das Sprichwort auszudrücken: à laver la tête d'un Maure, on perd sa lessive, (man wäscht den Mohren nicht weiß). Ich kann mich weder des Tänzers noch des Sprichworts meiner Schwägerinn, der Marquise von Genlis, erinnern; mein Tänzer war der Graf von Laval, prächtig gekleidet und mit Juwelen bedeckt; ich dagegen als Bäuerinn — unser Sprichwort war: Contentement passe richesse, (besser zufrieden, wie reich.) Ich sah fröhlich und lebhaft aus, der Graf, ohne eine Rolle zu spielen, traurig und gelangweilt. Zusammen waren wir unsrer zehn. Ich hatte zu dieser Quadrille eine rechte hübsche, muntre, tanzige (dansant) Musik gesezt, die meiner Idee nach auch das Sprichwort ausdrücken sollte: reculer pour mieux sauter (Rückwärts gehen, das heißt: einen Anlauf zu nehmen) um besser zu springen. Gardel machte zu dieser Idee die niedlichsten, muntersten Contre-Tanztouren die ich je gesehn! Wir übten uns sehr ein, und unsre Quadrille fand so vielen Beifall, daß wir sie auf dem Opernball zu tanzen beschlossen. Unglücklicher Weise hatte sie aber bei einigen Männern im Palais Royal, welche vergeblich gewünscht hatten, daran Theil zu nehmen, die größte Eifersucht erregt; diese erfuhren unsre Absicht einige Tage vor dem Ball, und machten eine V e r s c h w ö r u n g, um unsern Tanz zu verhindern. Wir kamen alle zehn, ohne Maske, um ein Uhr nach Mitternacht auf den Ball und machten unsern Marsch durch den, bis wir uns zum Tanze stellten, von Beyfall tönenden

Saal; doch in diesem Augenblick erschien plötzlich eine riesenhafte Katze, knurrte und wälzte sich uns vor den Füßen umher. Sie stellte ein feindseeliges Sprichwort dar: il ne faut pas réveiller le chat qui dort. (Man muß die schlafende Katze nicht wecken.) Ein kleiner in Pelzwerk eingenähter Savoyarde spielte diese Rolle. Anfangs erzürnte es unsre Tänzer nicht sehr; sie stießen ihn ziemlich sanft hinweg, dadurch schien diese Katze aber nur kecker zn werden, und uns am Tanzen gänzlich verhindern zu wollen. So sehr wir bitten mochten, gaben ihr unsre Tänzer nun häufige Fußtritte, die Zuschauer, welche unsre Quadrille zu sehen wünschten, nahmen unsre Partei, man packte die arme Katze, und schaffte sie aus dem Saal. Dieser schlechte Scherz verdarb mir den ganzen Abend, denn ich war todesangst, daß er verdrießliche Folgen haben möchte. Unsre Quadrille ward sehr bewundert, man klatschte, daß fast die Balken brachen (à tout rompre) und ich ward entzückt, denn das gab unsern Tänzern ihre gute Laune zurück. Einige von ihnen waren aufs äußerste gegen die Katze erboßt; ich stellte ihnen vergeblich vor, daß sie übel genug behandelt worden sey, um nicht wieder zu kommen, weil: chat échaudé craint jusqu'à l'eau froide (die gebrannte Katze fürchtet das Feuer); sie bestanden darauf, von ihr zu erfahren, wer die Urheber dieser übeln Possen seyen; doch brachten wir sie von diesem Unternehmen ab. Einige Tage nachher erfuhren wir, die Erfinder dieses Knabenstreiches seyen ein Prinz und seine Freunde, und da der Triumph ganz auf unsrer Seite war, beruhigten sich unsre Tänzer gar leicht, und wir Frauen

kamen mit der Furcht davon. Herr von St. Julien, den die Katze am meisten aufgebracht hatte, war ein allerliebster junger Mensch; man sagte von ihm: „die Natur habe seiner, indem sie ihm die schönsten Züge gab, gespottet"; seine herrliche Hautfarbe sah wie geschminkt aus, auf dem Kinn hatte er zwei schwarze Fleckchen, grade wie die Muschen, welche damals die Frauen auflegten, so, daß dieses niedliche Männergesicht eine wahrer Schalksposse der Natur war. Er hatte sich wegen dieser übel angebrachten Annehmlichkeiten schon schlagen müssen, war tapfer, geistreich und ohne die mindeste Geckerey.

Ich vertrieb mir diesen Winter auch zu Hause die Zeit sehr gut. Ich hatte einen sehr großen Salon; hier spielten wir nicht allein Sprichwörter, sondern auch komische Opern, zu denen Fräulein Baillon (nachmals die Gattinn des Baumeisters Louis) die Musik sezte. Sauvigny dichtete den Text, indem ich Harfe, Guitare und den Dudelsack spielte. Auch ein Lustspiel führten wir auf: „den verliebten Geitzigen." Fräulein Baillon war eine allerliebste junge Person, hübsch, sanft, sittsam, geistreich; sie spielte meisterhaft das Klavier, componirte wunderschön und mit erstaunlicher Leichtigkeit, und hat auch eine komische Oper gemacht: Fleur d'Épine (Name einer Prinzessinn in einem Mährchen), die mit Beifall aufgeführt wurde. Er wäre noch größer gewesen, hätte der Dichter nicht durch seine schlechten Verse Hamiltons allerliebstes Mährchen verdorben. Wir spielten zwischen Wandschirmen, und jede Vorstellung endigte mit einem köstlichen

Konzert, wo der berühmte Cramer, der diesen Winter in Paris zubrachte, die erste Geige spielte, Garnovitz die zweite, Duport das Violoncell, Fräulein Baillon das Klavier; ich spielte die Harfe und sang; Triseri, der, obgleich blind, die Mandoline auf das erstaunenswürdigste spielte, stellte sich auch ein, so wie der italienische Sänger Albaneze. Unsre Schauspieler waren der Graf Albaret, Coqueley, der Präsident von Perigny, Frau von Roncé, Fräulein Baillon und ich. Zuschauer zählten wir etwa fünfzig, worunter Herr von Sauvigny, und Arnaud der Schriftsteller. Meine Tante (Montesson) kam nie in diese Gesellschaften, ich lud sie, obwohl ich wußte daß sie es nicht annahm, dazu ein, allein meine Freunde waren nicht die ihren. Sie hatte auch nicht Lust, mich Sprichwörter spielen zu sehen, noch mein Harfenspiel zu hören. In diesem selben Winter schlug mir Herr von Albaret einen Zeitvertreib vor, der mich entzückte. Er besuchte zuweilen Madame Du Bocage und erzählte mir, was bei diesen kleinen Schöngeister-Soupers vorfiel; er war auch oft in Ferney gewesen, und äffte Voltaire ganz vollkommen nach. Nun kamen wir überein, die Soupers der Madame Du Bocage zu spielen, wobei wir die Voraussetzung machten: Voltaire sey in Paris. Herr von Albaret übernahm dessen Rolle, Herr von Genlis den Ritter von Barbantane u. s. w. Ich kleidete mich wie eine sechzigjährige Frau und spielte, nach Herrn v. Albarets Anweisung, Madame du Bocage selbst, sprach von meinen Reisen in Italien, und die Andern unterhielten mich von meiner Colombiade und meiner ehemaligen Schönheit. Vorzüglich heftete

sich die Aufmerksamkeit auf Herrn von Voltaire, der alles war, was ich je komisches, ohne alle Uebertreibung gesehen! Er erzählte Anekdoten, deklamirte Verse, unter denen viele zu meinem Lobe gedichtete Impromptus waren, das heißt: immer als Madame Du Bocage. — Solcher Soupers der Madame Du Bocage gaben wir fünf, ohne diesen Scherz je satt zu werden. Wir hatten uns Geheimniß versprochen, und es ward so heilig gehalten, daß man in der großen Welt nie etwas von ihnen erwähnte. Unter allen diesen Zerstreuungen bildete ich, da ich mich fortwährend übte, alle meine musikalischen Talente immer mehr aus, las aber auch täglich während meiner Toilette, und sezte meine Auszüge fort. Zwei Tage gab es immer in der Woche, wo wir nicht ausgingen; dann las ich fünf bis sechs Stunden, schrieb deren zwei oder drei, und copirte noch alle die Memoiren, die Herr von Genlis immerwährend für die Minister über das Kriegs- und Seewesen machte. Seine Handschrift war dabei abscheulich, und ich habe nie eine ermüdendere Arbeit gemacht. Mich überlief es ganz kalt, wenn er mit seinen großen Papierheften in mein Zimmer trat. Diese Gefälligkeit ist aber in literarischer Hinsicht nicht ohne Nutzen für mich gewesen. Herr von Genlis hatte viel Verstand, er machte allerliebste Verse, allein seine Prosa war sehr weitläufig. Wenn ich seine Memoiren, die voll guter Ideen und sehr gut gemacht waren, las, sah ich, daß sie durch Abkürzung gewinnen würden, das war mir eine willkommne Entdeckung. Ich schlug es ihm vor, er fuhr anfangs auf, spottete sogar über mich, allein ich beharrte, rief

sogar Herrn von Sauvigny zum Schiedsrichter auf: dieser gab mir recht, man mußte einige Absätze ändern, wie bei Abkürzungen fast immer nothwendig ist; ich legte einen kleinen Versuch vor, und er ward genehmigt. Nun arbeitete ich im Großen: ich verkürzte alle diese Memoiren sorgfältig, schrieb sie zuweilen von einem Ende zum andern, um. Zeit gewann ich bei dieser neuen Arbeit nicht, einzig nur Papier; allein ich that von dem meinen hinzu, und dann muß man die Eigenliebe auch rechnen! — So langweilte mich diese Arbeit doch nicht, und ich lernte dabei meine Ideen ordnen, und mich im Schreiben kurz fassen. In diesem Jahre machte ich meinen ersten historischen Roman, den ich auf einen aus der Geschichte des Tamerlan geschöpften Zug gründete. Er hieß „Parisatis oder die neue Medea,“ war ungeheuer tragisch, und füllte zwei hundert Seiten von meiner Hand. Die Herren von Morfontaine und de la Reynière liehen mir auf die gefälligste Weise ihre Bücher, denn ich durfte sie nach Willkühr behalten. Ich las damals Pensées de Pascal (Pascals Gedanken) Bossuets Leichenreden, Massillons Fastenzeit. Diese unsterblichen Werke waren mir nicht neu, aber wahrscheinlich hatte sich mein Geist seitdem mehr ausgebildet — ich las sie mit einem Erstaunen und einer Bewunderung, als sey es zum Erstenmal. Meine Eintheilung war folgende: zuerst las ich eine halbe Stunde in Pascal, seine bewunderungswürdigen Raisonnements stärkten meinen Glauben; dann mit tiefer Rührung dreißig Seiten in Bossuet, dieser erhob mich über die Erde und über mich selbst; dann ruhte ich mit Massillon in dem

Himmel aus. Die majestätische Ruhe seiner Beredsamkeit, die Milde und Harmonie seiner Sprache, haben etwas wahrhaft Göttliches. Wie beklage ich Alle, die nicht die Lektüre, nicht das Studieren, nicht die schönen Künste lieben! Ich habe meine Jugend in steten Festen und in der glänzendsten Gesellschaften zugebracht, und kann mit voller Wahrheit sagen, daß ich daselbst nie so wahre Freude genossen, wie die, welche ich stets in meinem Kabinet, mit meinen Büchern, meiner Harfe, meinem Schreibzeuge, gefunden. Der Tag nach dem schönsten Feste ist immer traurig, der, welcher einem den Studien gewidmeten Tage folgt, ist köstlich! Man hat etwas erworben, man erinnert sich des gestrigen Tages nicht nur ohne Ekel und Unmuth, nein, das süßeste Wohlbehagen wird uns zu Theil. Gegen die Mitte des Winters las ich mit wahrem Enthusiasmus Büffons Naturgeschichte. Sein vollendeter Styl entzückte mich, und ich begann ihn ernstlich zu studieren. Gleich anfangs nahm ich wahr, daß man von keinem seiner Redesätze, keinem seiner Absätze etwas hinzu setzen, oder davon nehmen konnte; daraus schloß ich, daß sie mit aller möglichen Klarheit, aller möglichen Kürze, geschrieben seyen. Massillon, der mich nebst Fenelon einigermaßen in das Geheimniß der Harmonie eingeführt hatte, sezte mich in Stand, die Melodie dieser bewunderungswürdigen Prosa zu schätzen. Ich versuchte auch einige Worte umzusetzen, oder deren mehrere durch Synonyme zu ersetzen, allein ich sah, daß die geringste Veränderung die Harmonie aufhob, oder dem Sinne schadete. Dieses bewies mir, daß kein Schriftsteller je die Eigen-

thümlichkeit der Worte und der Ausdrücke besser verstanden hat. Daraus lernte ich nun, daß die Vollkommenheit des Styls in dem Natürlichen, in der Klarheit, Kürze, Harmonie, Angemessenheit, und in der Eigenthümlichkeit des Ausdrucks bestehe. Nach einer sehr beharrlichen, sehr durchdachten Untersuchung, las ich am Ende des Winters meine eigne Arbeiten wieder durch, auch meinen historischen Roman, und außer meinen Reflexions d'une mère de vingt ans (Betrachtungen einer zwanzigjährigen Mutter) und meinem Schauspiel, die fausses délicatesses, die ich mir vornahm, aufs Neue zu überarbeiten, verbrannte ich alles — und that sehr wohl, denn es war alles recht schlecht. Herr von Albaret beredete mich, Italienisch zu lernen; er gab mir einen alten Lehrer, Herrn Fortunati, mit dem ich in kurzer Zeit große Fortschritte machte.

Meine Tante hatte in diesem Jahr Einfälle, die mich sehr langweilten: sie wollte Harfe spielen, und versuchte Verse zu machen. Auf der ersten gab ich ihr die Tage wo ich bei ihr speiste, Unterricht; sie ist aber eine Schülerinn, die mir nie viel Ehre gemacht hat. Mit dem Versemachen wollte es auch nicht glücken. Sie war gänzlich unwissend; ich glaube nicht, daß sie je zwei Seiten in einem guten Buche, ja daß sie nicht einmal Romane gelesen hatte. Sie war es, welche viele Jahre später von Herrn von St. Priest, dem Gesandten in Constantinopel, sagte: er habe ein allerliebstes Landhaus am Baltischen Meer. Mit dieser Grundlage von Gelehrsamkeit wollte sie Verse machen. Ihr erstes Gedicht war ihr Portrait; es war nicht schaal, noch geschmeichelt, mehr munter und so weit

es die Ideen betraf, sogar geistreich, allein, kein Vers war richtig gezählt, und in jeder Zeile fand sich ein Hyatus. Ich verbesserte dieses sonderbare Produkt so gut ich vermochte, ohne daß mirs in den Sinn kam, meine Tante, die damals dreißig Jahre alt war, werde acht Jahre später Trauerspiele schreiben. Diese hätte sie aber ohne die Hülfe des Herrn Lesebvre nicht zu Stande gebracht. Der Herzog von Orleans war immer noch in sie verliebt, Herr von Montesson sieben und achtzig Jahre alt, und meine Tante dachte sehr ernsthaft an das Glück, welches sie später gemacht hat. Nur ein Hinderniß stand im Weg: das war die platonische Leidenschaft, die sie, wie alle Welt wußte, für den Herzog von Guines hatte. Allein der Ehrgeiz gab ihr wundersame Erfindungen ein, und ich will die nähern Umstände, die höchst sonderbar sind, bald erzählen. Vorher spreche ich von ihrem Gesellschafts-Kreis. Ihre vertraute Freundinn war die Präsidentinn von Gourgues, Herrn von Lamoignons Schwester, immer krank, fast immer auf der chaise longue ausgestreckt, mit einer platonischen unglücklichen Leidenschaft für den Ritter, nachherigen Marquis von Jaucourt, derselbe, den man clair de lune (den Mondschein) nannte. Sie war todtenbleich, legte kein Roth auf, und diese Blässe paßte zu ihrem Gesicht. Ihre Gestalt vereinigte verschiedene sonderbare Gegensätze; ein empfindsames Gesicht und etwas Trocknes im Ton und Betragen, Gutherzigkeit im Karakter und Pedanterei im Verstande, Frömmigkeit und große Bewunderung für die Encyclopädisten. Sie war nicht liebenswürdig, aber sie hatte viele Tugenden; man fand,

daß sie Verstand und Kenntnisse hatte, weil sie, was damals sehr selten war, das Englische verstand. Wir speis'ten oft bei ihr zu Nacht, der Ritter Jaucourt war immer zugegen, und außer meiner Tante und mir nur noch eine oder zwei Personen — wir sind unser nie mehr als sechs gewesen, Frau von Gourgues gefiel mir nicht; sie sah mich für ein Kind an, und behandelte mich als ein solches; ich beobachtete bei ihr stets ein vollkommenes Stillschweigen. Meine Tante hingegen war liebenswürdig und lustig, sie machte die Annehmlichkeit dieser kleinen Gesellschaften, und es wirkte bei ihr keine eigennützige Absicht nach Koketterie. — Wenn Ehrgeiz und Eigennutz sich nicht ins Spiel mischten, hatte sie einen allerliebsten Karakter.

Der Ritter Jaucourt hatte eine artige Gestalt, ein volles, rundes, blasses aber sehr angenehmes Gesicht, schwarze Augen, hübsche Züge, braunes, vernachlässigtes ungepudertes Haar, er sah wirklich wie Mondschein aus. Sein Wuchs war gut, er hatte Anstand, war wacker und redlich; schon im zwölften Jahr in Dienst getreten, hatte er mehrere Feldzüge gemacht, in denen er eben so viel Klugheit als Tapferkeit bewiesen. Bei einem dieser Soupers sagte meine Tante, daß ich mich vor Gespenstern fürchtete; worauf Frau von Gourgues den Ritter bat, mir seine schöne Tapeten-Geschichte zu erzählen. Ich hatte ihrer, wie einer vollkommen wahren Sache erwähnen hören, denn der Ritter versicherte auf sein Ehrenwort, daß er nichts dabei hinzusetze; er war keiner Lüge fähig, und hier hätte sie auch gar nicht ge-

paßt. Diese Geschichte hat sich bei der Revolution als eine Prophezeihung erwiesen; ich kann sie mit gewissenhafter Genauigkeit berichten, denn ich sah den Ritter Jaucourt sehr häufig, und habe sie fünf oder sechs Mal erzählen hören; sie lautet wie folgt:

Der Ritter, welcher aus der Bourgogne ist, ward in einem College in Autun erzogen, und war zwölf Jahre alt, als ihn sein Vater, der ihn unter der Aufsicht eines Oheims zur Armee schicken wollte, auf sein Schloß kommen ließ. Nach dem Abendessen führte man ihn in ein großes Zimmer, wo sein Bett stand, stellte eine brennende Lampe in dessen Mitte auf eine Art Dreifuß, und ließ ihn allein. Er entkleidete sich, und legte sich, die Lampe nicht auslöschend, nieder. Da er gar nicht schläfrig war, beschäftigte er sich das Zimmer, das er vorher gar nicht untersucht hatte, von seinem Bett aus zu betrachten. Seine Augen fielen ihm gegenüber auf eine alte Tapete mit lebensgroßen Figuren, die eine seltsame Darstellung bildeten; man erblickte einen Tempel mit verschlossenen Pforten, auf den obern Stufen seiner Treppe stand ein Mann in hohenpriesterlichem Schmuck, in einem langen weissen Gewand, der in einer Hand einen Bündel Ruthen, in der andern einen Schlüssel hielt; der Ritter, der diese Gestalt scharf ansah, rieb sich plötzlich die Augen, weil er geblendet zu seyn glaubte, dann sah er wieder hin, und ward vor Schrecken und Erstaunen ganz starr — — — er sieht diese Gestalt sich bewegen, die Stufen ernsthaft herabsteigen, aus der Tapete heraus gehen, in das Zimmer herein, das

sie

sie durchschreitet und an sein Bett tritt; der arme Knabe ist von Schrecken versteinert, doch hört er sehr deutlich, wie sie folgende Worte zu ihm spricht: „Diese Ruthen sind Viele zu streichen bestimmt; wenn du sie in Bewegung siehst, so verweile nicht den Schlüssel ins Freie zu brauchen, den du hier siehst." — Nach diesen Worten wendet sich die Gestalt um, schreitet wieder durch das Zimmer, in die Tapete hinein, die Stufen hinauf, und an ihre alte Stelle zurück. Der Ritter blieb, in kaltem Schweiß gebadet, über eine Viertelstunde so kraftlos, daß er nicht zu rufen vermochte. Endlich kam man zu ihm; einem Bedienten wollte er sein Abentheuer nicht vertrauen, er sagte also nur: es sey ihm übel, und man ließ ihn den übrigen Theil der Nacht nicht mehr allein. Wie ihn sein Vater des andern Morgens um seine Unpäßlichkeit befragte, erzählte er ihm seine Vision. Statt, wie der Ritter erwartet hatte, über ihn zu spotten, hörte ihn der Graf sehr ernsthaft an, und sagte dann: „Das ist ungemein seltsam! denn mein Vater hatte in eben diesem Zimmer, in seiner ersten Jugend, mit derselben Gestalt dieser alten Tapete, einen sehr befremdlichen Auftritt." . . . Der Ritter hätte die nähern Umstände der Vision seines Großvaters gerne wissen mögen, aber der Graf wollte nicht mehr sagen, befahl sogar seinem Sohn von der Sache zu schweigen, ließ noch an demselben Tag die Tapete herunter reißen und vor seinen Augen in dem Schloßhof verbrennen. Das ist nun diese berüchtigte Geschichte in ihrer ganzen Wahrheit. Frau Radcliffe würde sehr froh gewesen seyn, sie

zu wissen, und ich glaube der Ritter hat ihrer beim Ausbruch der Revolution gedacht; denn wie er „die Ruthen in Bewegung sah" brauchte er den Schlüssel ins Freie und begab sich ins Ausland.

Doch kehren wir zu meiner Tante zurück. Außer Frau von Gourgues gehörte die Herzogin von Chaulnes, die Tochter des Herzogs von Chevreuse, zu ihren Vertrauten. Sie war hübsch, hatte aber gar keinen Verstand noch Natürlichkeit, sondern machte lächerliche Ansprüche; es ist die einzige Frau, von der man mit Recht, wie von einigen Männern, sagen konnte, daß sie geckenhaft war; sie war es in ihrer Haltung, ihrem Wesen, ihrem Ton, in allen ihren Worten. Uebrigens führte sie sich sehr gut auf; man hatte sie an eine Art Narren verheirathet, der den Tag nach der Hochzeit verschwand, um nach Egypten zu gehen; er blieb mehrere Jahre dort, und wollte bei seiner Rückkehr seine Frau nicht wiedersehen. Eine andere Freundinn meiner Tante war die verwittwete Prinzessinn von Chimay, eine sehr unbedeutende Person; sie hatte weder die Verdienste noch Annehmlichkeiten der andern Prinzessinn von Chimay, deren Betragen, Frömmigkeit und Tugend so viel Theilnahme einflößten, und die später Hofdame der Königin ward. Die andern Freundinnen meiner Tante waren Frau von Massais und die Marquise von Livri. Diese lezte war jung, gut und originell, so lebhaft und natürlich, daß sie alle Augenblicke die gesellschaftlichen Formen beleidigte. — Sie war über dreißig Jahr alt, und die Frauen dieses Al-

ters trugen damals keine Schuhe, sondern Pantoffeln ohne Quartier, in denen nur die äußerste Fußspitze stak, die aber außerdem die damals üblichen hohen Absätze hatten. Ich habe niemals begreifen können, wie es möglich sey, in diesen Pantoffeln zu gehen. An dem Abend, wo ich zum erstenmal, und in großer Gesellschaft mit meiner Tante bei Frau von Livri speiste, gerieth diese mit dem Marquis von Hautefeuille, der am Ende des Tisches saß, in Streit, sie ward immer heftiger, und endlich in so einem Grade, daß sie einen ihrer Pantoffel abzog, und ihm denselben an den Kopf warf. — Es war wirklich ein Aschenbrödels-Pantoffel, dann sie hatte den niedlichsten kleinen Fuß von der Welt! — Nichts hat mich je in ein größeres Erstaunen gesezt; doch gewann ich sie wegen dieser Thörichtkeit lieb. Ich habe sie tausend solche Streiche machen sehen, die mir immer, weil sie voll Natürlichkeit waren, höchst einnehmend schienen. Diese Frau, die in der Gesellschaft und in ihren Reden so wenig Maaß beobachtete, war keiner andern ähnlich, und in allen wesentlichen Dingen in eben dem Grade klug und vernünftig. Sie machte ein sehr gutes Haus, gab vortreffliche Soupers, sie sah viele Gesellschaft bei sich, allein außer dem Hause ward sie wenig gesehen.

Die Männer, welche meine Tante am meisten empfieng, waren: Graf von Chabot, von dem ich schon sprach, der Ritter Coigny, Mimi genannt — ich habe nie erfahren warum? — er war eben damals sehr Mode, hatte ein ganz artiges Gesicht, und man hielt ihn für

geistreich. Ich habe ihn viel gesehen, habe ihn aber nie sprechen hören; bei jedem Besuch ließ er ein Wort zurück — das mochte es nun werth seyn oder nicht, so wiederholte sichs doch einer dem andern, indeß er, sobald er es ausgesprochen hatte, nichts weiter hören ließ. Er sah zerstreut aus, unbekümmert um die Gesellschaft, und doch zu gleicher Zeit étourdi — welches ihm eigenthümlich war; ich fand ihn sehr geckenhaft, seine Lustigkeit unwahr, also angenommen und sein spottendes Wesen, was ihn nie, selbst wenn er zu gefallen wünschte, verließ, machte ihn mir unleidlich. Sein älterer Bruder, der Herzog von Coigny, war sanft, hatte eine angenehme Höflichkeit, und einen Charakter, der ihm allenthalben Liebe erwarb. Der Marquis von Luisignan, den man Dickkopf nannte, auch ein Freund meiner Tante, war der Vertraute aller Weiber; dazu bedarf es nur Sanftheit, Bescheidenheit, und das Ansehen als wenn man alle Intriguen für „platonische Leidenschaften" hielt. Viele Männer, die um den Weibern zu gefallen, keine persönliche Annehmlichkeiten besaßen, nahmen damals diese Rolle der Vertrauten, welche ihnen in der Welt eine Art von Ansehen gab, daß manchen von ihnen zu ihrer Beförderung sehr nützlich gewesen ist. Der schon ziemlich bejahrte Marquis von Estréhan war in dieser Zeit der vorzüglichste Vertraute der Weiber. Er hatte eine Art Recht aus diesem Vertrauen gemacht, wer es ihm nicht schenkte, begieng gleichsam eine Art Unhöflichkeit. Sein Rath bei dergleichen Dingen, war, wie man sagte, vortrefflich; er war

der Gewissens-Rath der femmes galantes (lockern Frauen). Ich übergehe mehrere Andere, so wie auch Einige, die als bloße Bekannte in meiner Tante Haus aufgenommen waren. Unter diesen befand sich der Graf La Marche, nachmals Prinz von Conti, der in Spanien starb. Er war schüchtern und verbindlich, sonderbar und schaal, Eigenschaften, die ich nur in ihm vereinigt sah. Zuweilen speiste ich bei meiner Großmutter, die immer gleich trocken gegen mich war. Wie wir uns eines Tages etwas früh zur Mittagstafel einstellten, fanden wir meine Großmutter noch bei einem Ausgange abwesend, und nur ihre Schwester, Fräulein Dessaleux, meine Großtante, im Salon; diese schlug mir vor, meiner Großmutter Kabinet, das voll hübscher Gemälde und Kupferstiche war, zu besehen. Mir fiel gleich beim Eintritt ein sehr großes Bild in die Augen, das Frau von Lahaye in ihrer Jugend, mit ihrem Sohn (der nachmals bei Minden blieb) vorstellte. Ihre Schönheit war sehr berühmt gewesen, ich war aber nur von der Abgeschmacktheit des Gemäldes betroffen. Sie war als Venus, und ihr Sohn, wie Fräulein von Dessaleux sagte, als Cupido dargestellt. Länger verweilte ich bei einem allerliebsten kleinen Gemälde, das die Entführung der Europa vorstellte; der Maler hatte einen artigen Gedanken ausgedrückt; er hatte dem Stier seinen dicken Kopf zur Seite biegen lassen, um den niedlichen nackten Fuß, der Europa zu küssen. Ich sagte: ich fände Europa sehr schön, aber zu fett; Fräulein von Dessaleux bemerkte lächelnd: sie sey kein Ideal, sondern das Portrait der Herzoginn

von Berry, des Regenten Tochter; während ihrer Liebschaft mit Herrn de la Haye, dem Gatten meiner Tante, hatte sie sich also für ihn malen lassen, und ihm das Bild geschenkt. Ich dachte in meinem Geist: wenn Herr von Lahaye nur eine Privatfrau zur Maitresse gehabt hätte, würde sie dieses Gemälde sehr ärgerlich gefunden und gewiß nicht sorgfältig in ihrem Kabinet aufbewahrt haben. — Welche trügerische Farbe kann doch die Eitelkeit den Dingen geben! — Nach meiner Großmutter Tod erbte Frau von Montesson dieses Gemälde, und gab es dem Herzog von Orleans, der es in seinem eigenen Zimmer aufstellte, hier blieb es bis zur Revolution — wo es dann hingekommen, weiß ich nicht.

Ich ging, meiner Schwangerschaft wegen, dieses Jahr nicht nach Sillery, sondern nach Jle Adam, wo ich, troz dieser Schwangerschaft, Komödie spielte. Meine Tante übernahm sogar eine Rolle in einer Oper von Monsigny, sie hieß Philemon und Baucis, die Musik war sehr hübsch, er machte sie aber nie bekannt, und hat sie späterhin, aus Frömmigkeit, verbrannt. Meine Tante spielte die Baucis; in den ersten beiden Akten erschien sie als alte Frau, wodurch sie um zwanzig Jahre verjüngt ward. — Die Rolle war für sie gesezt, sie hatte sie sorgfältig einstudirt, sie mußte auch natürlicherweise vielen und wohlverdienten Beifall erhalten.

Ich will bei dieser Gelegenheit einen kleinen Vorfall erzählen, der mir bemerkenswerth scheint, weil er darthut, bis zu welchem Punkt die Eigenliebe, selbst in den bestimmtesten Dingen, täuschen kann. Bei der ersten

Vorstellung dieser Oper kleidete sich meine Tante nach den zwei ersten Akten als junge Schäferinn um. Ich begleitete sie in das an die Bühne stoßende Zimmer, wo sie ihre Toilette machte. Sie war nicht verwachsen, aber ihre eine Schulter war sehr viel dicker wie die andere, dadurch ward ihre Toilette, wenn dieser Fehler durch nichts verhüllt wurde, sehr auffallend; das kleine Schäferinnen-Leibchen legte ihn aber völlig an Tag. Ich machte sie darauf aufmerksam, allein ihre Kammerfrau versicherte sie, aus Schmeichelei: das Kleid stehe vollkommen gut. Da es meine Tante zu glauben schien, hielt ich ihr einen Spiegel hinter den Rücken, wodurch ihr ihre Gestalt, die wahrhaft lächerlich war, vollkommen sichtbar ward. Sie betrachtete sich, und zu meinem großen Erstaunen stimmte sie ihrer Kammerfrau bei. So trat sie auf die Bühne — und man wunderte sich. — Nach der Vorstellung zog mich Frau von Boufflers, die viel Güte für mich hatte, bei Seite, und machte mir Vorwürfe, daß ich meine Tante nicht auf die Mißgestalt ihres Rückens aufmerksam gemacht habe. Ich rechtfertigte mich damit, daß die Meinung der Kammerfrau mich überstimmt, verschwieg aber das Zeugniß des Spiegels, weil dieses meiner Tante ein wahres Ridicül gegeben hätte. Diese Oper ward dreimal wiederholt; wir spielten Sprichwörter, ich machte viel Musik, und ließ die Gesellschaft nach meiner Harfe tanzen. Dieser Aufenthalt war sehr glänzend. Die Prinzessinn von Beauvau und Frau von Poix befanden sich auch daselbst. Die erste war damals zwischen dreißig und vierzig, und meiner Ansicht nach, durch ihren Geist, ih-

ren Ton, ihren offnen und ungezwungnen Anstand die ausgezeichnetste Frau der Gesellschaft. Ihre Höflichkeit war eben so verbindlich wie edel; man bemerkte ihre Ueberlegenheit sogleich, fühlte sie aber nie auf eine drückende Art. Sie hatte etwas zwanglos sich Mittheilendes in ihrem ganzen Wesen; wenn ich eine halbe Stunde mit ihr schwazte, fand ich, daß meine angeborne Schüchternheit gänzlich verschwand. Sie hatte ihren Gemahl aus Liebe geheirathet,*) und nie sah man in der großen Welt ein Ehepaar mit mehr gutem Geschmack seine ge-

---

*) Herr von Beauvau war damals nahe an fünfzig Jahr alt; er hatte sich bei der Armee durch seine militärischen Kenntnisse und Tapferkeit, in der Gesellschaft durch edlen ritterlichen Frauendienst ausgezeichnet. Als Bruder der Marschallinn von Mirepoix, der Frau von Pompadour vertrauter Freundinn, wurde er von dieser Maitresse mit Auszeichnung behandelt; allein diese Verbindung hatte nie den Grad Vertraulichkeit, den ihr einige Personen zuschreiben wollten. Hofmann, aber nicht Höfling, eben so gerecht und menschlich als treu und ergeben, stellte er sich oft zwischen die Macht und das Unglück. Sein langes Leben zeigt viele großmüthige Handlungen auf, man erfuhr sie nicht alle, weil er den Undank zu ertragen wußte, und die Bescheidenheit auch eine seiner Tugenden war. Frau von Genlis sagt in ihren Souvenirs de Felicie: „In Ile Adam kam das Gespräch eines Abends auf die französische Sprache; ich schwieg, horchte aber mit Aufmerksamkeit auf alles, was Herr von Beauvau sagte: Nie hörte ich feinere, scharfsinnigere Bemerkungen! Er ward 1740 Mitglied der französischen Akademie. Man hat von ihm einen Brief an den Abbé Desfontaines über einen Redesatz von hundert achtzig Worten. Er starb 1793. A. d. H.

genseitige Neigung behaupten. Die Prinzessinn von Poix war Frau von Beauvau's Stieftochter, allein sie liebte sie mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit. Ueberhaupt habe ich bei Hofe keine böse Stiefmutter gesehen, damals waren sie im Bürgerstand, noch mehr unter das gemeine Volk verwiesen. Die Revolution hat deren einige in die große Welt eindrängen können, allein die Gesinnung, welche sie hervorbringt, ist so unedel, daß sie sich daselbst nicht fortpflanzen wird.

Frau von Poix war allerliebst! ihr Wuchs war nicht fehlerhaft, aber auch nicht schön, und sie hinkte, hatte aber eine glänzende Frische, und ein niedliches Gesicht, war fröhlich, geistreich, natürlich und pikant (naseweis?). Diese Eigenschaften, welche den Weibern so gefährlich werden können, haben ihr Leben nur angenehm gemacht. Sie war sehr kurze Zeit hübsch. Schon im folgenden Winter ward ihre Haut unrein. Sie hatte in ihrem Wesen etwas zu Gebildetes für eine achtzehnjährige Person; schon damals sagte man, daß sie Verstand habe, und jezt ist ihr Ruf in dieser Rücksicht gesichert. Ich konnte, obschon ich sie zwölf Jahre nach einander viel sah, nicht davon urtheilen, sie war unter den damals sehr zahlreichen Personen, die in Gesellschaft immer ganz leise, und nur mit ihren Freunden sprechen. Bei Tische lassen sie sich neben sie setzen, nach Tisch ziehen sie sich in die Fenstervertiefungen zurück, und bereden sich, daß sie nur von einem kleinen Kreis Vertrauter richtig geschäzt werden können. So bleibt ihr Verstand im B u s e n d e r F r e u n d s c h a f t vergraben, und wird der Welt nur als Sage bekannt.

Wir trafen in Isle Adam auch die Marschallinn von Luxemburg, und Frau von Lauzun. Ich konnte mich an dieser lezten nicht satt sehen; sie hatte das anziehendste Gesicht, eine sanfte edle Haltung, war aber doch, ohne schaal zu seyn, sehr schüchtern; sonst sehr verbindlich, immer freundlich ohne Süßlichkeit; sie vereinte Originalität, Feinheit und Naivität. Von der Marschallinn habe ich bei meinem ersten Aufenthalt in Isle Adam schon weitläufig gesprochen; folgender Zug fehlt noch zu ihrem Bilde. Eines Morgens warteten wir auf den Prinzen von Conti, um in die Messe zu gehen. Wir saßen um einen runden Tisch, auf den wir Alle unsre Gebetbücher gelegt hatten; die Marschallinn durchblätterte sie, und hielt sich plötzlich bei zwei oder drei Gebeten auf, die ihr de mauvais ton (von schlechtem Geschmack, gemein) schienen; da sie dieselben mit Bitterkeit tadelte, bemerkte ich sehr leise, daß es wohl hinreiche, wenn man sie in frommem Sinn betete, weil Gott gewiß keinen Werth auf das legte, was guter oder schlechter Ton hieße. „Doch, rief die Marschallinn, doch, glauben Sie das ja nicht . . . .“ Ein allgemeines lautes Lachen unterbrach sie. Sie erzürnte sich nicht, aber im Grund ihres Herzens war sie überzeugt, daß der erhabene Richter alles wesentlich Guten auch unsern guten und schlechten Ton und Manieren zu richten sich herablassen wird, und uns auch bei den verdienstlichsten Werken Anmuth und Zierlichkeit anrechnet.

Bei diesem Aufenthalt legte der Graf von Guines seine Gefühle (so nannte man es damals) für die Gräfinn Amélie auf das seltsamste an den Tag. Meine Tante

hatte häufige Anfälle von Kolik, allein nur immer, um sich in ihr Zimmer zu begeben und sich niederzulegen, welches sie aber der gesellschaftlichen Annehmlichkeiten keineswegs beraubte. Da sie nie die Tafel verließ, ohne sich gegen ihre Freunde, und besonders den Herzog von Orleans leise zu beklagen, begaben wir uns in ihr Schlafzimmer, wo sie auf das Sopha ausgestreckt Dreiviertelstunden lang ungestört ächzte. Während dem wir ihr, Frau von Choisi, eine ihrer Freundinnen, und ich, in einem Nebenzimmer Servietten wärmten, blieb der Herzog von Orleans mit Thränen in den Augen bei ihr, und der Graf von Guines ward nach zehn Minuten verabschiedet. Ich errieth endlich den Plan dieser Comödie, meine Tante war an Herrn von Guines Untreue krank. — Sie äußerte dem Herzog von Orleans ihr ganzes Gefühl mit der größten Freimüthigkeit, und zugleich machte sie ihm Hoffnung, daß die befremdliche Aufführung des Grafen sie von einer Leidenschaft heilen würde, die eben so unglücklich wie rein sei. Alles gelang ihr nach Wunsch; der Herzog war, seiner Liebe zum Trotz, so gerührt über ihre Leiden und Gefühle, daß er einen rechten Abscheu für den Grafen von Guines faßte; die unwilligen Blicke, die er ihm zuwarf, wenn der Graf meine Tante mit uns in ihr Zimmer begleitete, oder liebetrunken jeden Schritt der Gräfinn Amélie in dem Salon verfolgte, waren höchst komisch! Oft sah ich den Herzog in solchen Augenblicken die Schultern zucken, und auf dem Punkt loszubrechen. Mir ist es nie klar geworden, ob die Zuschauer sich durch dieses — doch gar zu grobe — Spiel berücken liessen; von den Männern

sah ich wohl mehr wie einmal einen oder den andern lächeln, allein die Weiber sahen aus, als beklagten sie dieses Opfer der Unbeständigkeit in allem Ernst. Die Haltung meiner Tante schien mir bei diesem Allem, besonders den Tag nach solchen Koliken, das Allerlustigste! Das gerührte, mysteriöse Gesicht der Weiber, wenn sie sich nach ihrem Befinden erkundigten, die erstickten Seufzer der Tante, ihr schmachtendes Wesen, sind Dinge, die sich gar nicht beschreiben lassen. Ich werde sogleich sagen, welche Absicht Herr von Guines bei dieser Handlungsweise hatte, sie war, wie man sehen wird, sehr reell. Frau von Montesson machte mir keine eigentliche Anvertraunisse, allein oft gab sie mir nur schwankend zu verstehen, daß sie großen Kummer hätte; ich befragte sie auch nicht, und dabei hatte es während der ganzen Reise sein Bewenden.

Von Ile Adam ging ich nach Balincour, wo ich drei Monate auf die angenehmste Weise, und weil man wenig Fremde sah, fast immer in der Familie zubrachte. In Paris hielt Herr und Frau von Balincourt ein sehr großes Haus, aber auf dem Lande empfingen sie nur ihre vertrauten Freunde. Die Gräfinn hatte Verstand, einen vortrefflichen Charakter und das schönste Gemüth; sie war für mich immer eine sehr gütige Freundinn, und obgleich von Natur ernsthaft, und damals schon vierzig Jahre alt, kam sie mir jung vor, denn sie war weder pedantisch, noch nahm sie sich den Predigtton heraus. Herr von Balincourt war von so einer närrischen Fröhlichkeit, daß man bei seiner Ausgelassenheit, seinen Possen, seinen Eulenspiegeleien nicht unterschei-

den konnte, ob er Verstand habe oder nicht. Allein in seinem ganzen Wesen war etwas so Natürliches, Originelles, das ihn höchst kurzweilig machte. Er war mit niemand vernünftig als mit dem Marschall von Balincour *), seinem Oheim und Wohlthäter. Nie war ein Greis glücklicher in seinem Innern, keiner hat es aber auch je so verdient. In meinen Souvenirs habe ich davon gesprochen. Er hatte noch sein volles Gedächtniß, las oft ohne Brille, und damals, in seinem acht- und achtzigsten Jahre, besaß er noch alle seine Zähne.

---

*) Der Marschall von Balincour war einer der interessantesten Greise. Er starb im ein und neunzigsten Jahre, und diese lange Laufbahn blieb unbefleckt! Er war stets fromm, stets glücklich und heiter, man erblickte in ihm ein Jahrhundert des Glückes, des militärischen Ruhmes, der Tugend. Bei diesem hohen Alter hatte er eine feste Gesundheit, ein scharfes Gesicht und das sicherste Gedächtniß behalten. Ich ward gar nicht müde ihm zuzuhören, besonders wenn er mit seinem alten Waffengefährten, dem Marquis von Canillac sprach. Diese beiden ehrwürdigen Krieger erinnerten sich Anekdoten, Belagerungen, Schlachten, deren Beschreibung Schauder erregte. Man glaubte die Geschichte selbst sprechen zu hören. Ihre Unterhaltung glich auch den Todten-Gesprächen von Menschen der verflossenen Jahrhunderte. Auch die Heiterkeit, die gleiche Laune dieses ehrwürdigen Greises mußte ich bewundern; seine Vorbereitungen waren alle gemacht, ihn beunruhigte nichts mehr, er genoß die Muße und die Ruhe eines tugendhaften Alters. Ich habe diesen würdigen Mann auf eine seltsame, erschreckliche Art sterben sehen. Sein Schlund verknöcherte sich dergestalt, daß er durchaus keine Nahrung mehr nehmen konnte; so schmach-

Der alte Pfarrer von Balincour kam oft zur Tafel in das Schloß; er war ein Heiliger, aber von einer Einfalt, die man erstaut war, neun Stunden von Paris zu finden. Gleich in den ersten Tagen schenkte er mir eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit; er folgte mir auf allen Schritten, in den Salon, in den Garten, in mein Zimmer, und unterhielt mich von den Wahrheiten der römisch-katholischen Religion, deren Beweise er alle durchging. So dauerte es vierzehn Tage lang und ward mir endlich unerträglich! Das war einer von Herrn von Balincours Streichen, der ihn glauben gemacht

---

tete er über vierzehn Tage mit einer Geduld und Sanftmuth, die ihn niemals verließen. Seine Seelenkräfte blieben ungeschwächt, und von himmlischer Frömmigkeit aufrecht gehalten, getröstet, erhoben, sprach er nur Worte des Friedens, der Güte, rührende Gebete, religiose Ermahnungen an seine Enkel und Bediente. Sein Gesicht drückte immer Güte und Wohlwollen aus; drei Tage vor seinem Tode, wie ihm das Sprechen schon sehr schwer wurde, erblickte er im Hintergrund des Zimmers Frau von Balincour in Thränen, er winkte sie zu sich und sagte: „Liebe Nichte, wenn ich Ihnen meine Seele zeigen könnte, würden Sie getröstet seyn.“ An dem Abend eben dieses Tages, wie er eingeschlafen schien, genoß seine Krankenwärterinn neben seinem Bett ihre Mahlzeit; ein Kammerdiener, der dazu kam, verwies ihr die Rohheit, neben dem Bett eines Kranken, der aus Hunger sterbe, zu speisen. Der Marschall der nicht geschlafen hatte, öffnete die Augen und sagte lächelnd: „laß sie doch essen und glaube mir, daß ich die nicht beneide, welche das können.“ Souvenirs de Felicie.

hatte, daß ich eine geheime Lutheranerinn sey. Herr von Genlis war bei seinem Regiment; bei meiner Ankunft in Paris fand ich ein Billet von meiner Tante, in welchem sie mir sagte, daß sie krank und zu Bett sey; sie war, seit ich sie in Ile Adam verließ, fünf Wochen in Villers Cotterets gewesen, und dann mit dem Herzog nach Ile Adam zurückgekehrt. Dort fand sie den Grafen von Guines wieder, und die Auftritte, von denen ich gesprochen habe, gingen von Neuem an. Ich dachte, daß ihre Krankheit empfindsamer Art sey, und bekümmerte mich nicht viel darum. Den andern Tag gieng ich zu ihr und fand sie allein und zu Bett; sie sagte mir sogleich, indem sie die Hand auf ihr Herz legte: ihr Uebel sey da, und werde ihr das Leben kosten. Nachdem ich mit einigen tröstlichen Gemeinplätzen geantwortet hatte, zeigte sie mir einen Brief vom Grafen von Guines, der nach großem Lob ihrer Tugend und eben so großen Versicherungen seiner Achtung, Bewunderung, Anhänglichkeit, ihr erklärte, daß seine Leidenschaft für sie erloschen sey, und daß er eine Andere liebe. Sie sagte mir, daß sie dem Herzog von Orleans nichts verschwiegen habe, weder ihren Schmerz, noch diesen Brief (das vermuthete ich), daß der Herzog allerliebst gegen sie sey, und durch sein Betragen bei dieser Gelegenheit die größten Rechte auf ihr Herz erworben habe. Ich antwortete immer dieselben Pinseleien: daß ich hoffte ihr Herz werde heilen u. dgl. Sie erwiderte, daß, ohne diese unerhörte Behandlung des Herrn von Guines, ihre Leidenschaft bis zum Grabe ge-

dauert haben würde, daß sie aber noch einer langen Abwesenheit bedürfe, um sich zu fassen, daß sie dieses dem Herzog gestanden, und ihn beschworen habe, Herrn von Guines den Gesandtschaftsposten in Preußen zu verschaffen. Nun begriff ich, warum Herr von Guines sich alle diese Ränke hatte gefallen lassen. Er hatte sehr wenig Liebe, aber vielen Ehrgeiz; schon lange strebte er nach einer Gesandtschaft, hätte aber, ohne diese Komödie, lange darauf warten müssen; bei diesen Umständen war er aber gewiß, daß der Herzog von Orleans die Sache so eifrig betreiben würde, daß er nicht lange zu harren bedürfe. Ich blieb bei meiner Einfaltpinsels-Rolle, und sagte zu meiner Tante, wie ich fürchtete die neue Leidenschaft des Herrn von Guines möchte ihn verhindern, den vorgeschlagenen Posten anzunehmen. Sie erwiederte, daß er sich freilich ungern entferne, der Herzog von Orleans ihm aber so dringend zugeredet habe, daß er jezt entschieden sey. Wirklich erhielt er die Gesandtschaft und reiste nach zwei Monaten ab. *)

Um alles, was ihn angeht, hier zusammen zu fassen, will ich eine Anekdote erzählen, welche die Feinheit seines Geistes ganz schildert. Bei seiner Ankunft in Berlin empfing

*) In den Memoiren des Herzogs von Lauzun ist oft von dem Grafen von Guines die Rede. Die Art wie er erwähnt wird, zeigt, daß ihr Verfasser, ohne in die Gräfinn Amélie verliebt zu seyn, das Gefühl nicht gern sah, welches Herr von Guines für sie zu haben vorgab. Er fürchtete auch, ihn bei der Fürstinn Chotolinska zum Nebenbuhler zu haben, und unter dem Vorwand

empfing ihn der König von Preußen sehr übel. Dieser Fürst spielte die Flöte, und liebte leidenschaftlich die Musik; das vorzügliche Talent des Grafen auf diesem Instrument überredete ihn, daß ihn der französische Hof deßwegen nach Berlin geschickt hätte. Dieser Gedanke verdroß den König, und in dem großen Friedrich war das eine Kleinlichkeit. Der Graf nahm die Beharrlichkeit des Königs wahr, ihn mit einer Trockenheit, die fast an Unverbindlichkeit grenzte, zu behandeln, er errieth die Ursache, verhehlte es aber wohl. Der Zufall wollte, daß er in der Gesellschaft oft einem von des Königs Spionen begegnete; eines Tages sagte er in dessen Gegenwart leicht hin und sorglos: er hätte errathen, warum ihn der König nie zu seinem vertrauten Cirkel zulasse, und sezte sogleich hinzu: „Er hat Correspondenten in Paris, die werden ihm geschrieben haben, daß ich etwas Epigrammatisches, Spöttisches in meinem Verstand habe.“ Wie sich einer der Gesellschaft über die Bosheit dessen, der eine solche Nachricht geben könnte, ausließ, sagte der Graf sehr kalt: „Nein, er wird das ohne üble Absicht gesagt haben; in Paris ist diese Art von Verstand ein Unterhaltungs-Mittel der Gesellschaft, „man fürchtet ihn nicht.“ Diese Unterredung ward, wie der Graf gehofft hatte, dem König wiederholt; in der ersten Ueberraschung rief er, daß er die Epigramme und

---

wand einer alten zärtlichen Freundschaft, beschuldigt er ihn fast der Undankbarkeit. Um Einem oder dem Andern Unrecht zu geben, müßte man auch Herrn von Guines Memoiren lesen; wenn er deren aber auch zurückließ, sind sie wenigstens nicht gedruckt worden. Anmerk. des Herausgeb.

Spöttereien nicht fürchte; — von da an behandelte er den Grafen besser, zog ihn an sich, schwazte mit ihm, war von seinem Verstand entzückt, gab ihm vertrauten Zutritt, machte oft Musik mit ihm, und überhäufte ihn fortan mit den Beweisen der vorzüglichsten Gunst.

Drei Wochen nach meiner Tante ihrer Anvertrauniß kam ich mit meinem Sohn nieder — ich war zwei und zwanzig Jahr alt. Herr von Genlis traf zwei Tage vorher von seinem Regiment ein; nach vierzehn Tage machte ich meinen Kirchgang, und nie hatte ich mich besser befunden.

In Valincour hatte ich viel gelesen, und meine Bemerkungen und Auszüge ungeheuer vermehrt; da ich auch viele Briefe schrieb, machte ich gar keine eigene Arbeit. Der folgende Winter sah, was mich anbetraf, dem vorhergehenden ganz ähnlich. Ich schrieb, in Nachahmung Fontenelle's, Gespräche der Todten; sie waren aber moralischer. Das erste fand zwischen Constantin und Karl dem Großen statt, das zweite zwischen Elisabeth von England und Christine von Schweden; das dritte zwischen Ludwig XI. und Heinrich IV. Der Abbé de Lille besuchte mich mehrmals, er sagte mir seine schönen Verse her, die Niemand so gut vorzutragen verstand wie er. Dieses Jahr machte Herr von St. Lambert *) sein Gedicht „die Jahrszeiten“ be-

---

*) Ungeachtet des Eifers von Herrn v. St. Lamberts Freunden und des Kredits seiner Beschützer nahm das Publikum „die Jahrszeiten“ kalt auf. Einige rührende Episoden, einige glänzende Beschreibungen unterbrachen dessen Eintönigkeit zu

kannt. Herr und Frau von Beauvau liebten den Dichter sehr warm, und begünstigten aus allen Kräften die Aufnahme des Gedichts; ihr ganzer Cirkel war dazu behülflich, und es fand in der Gesellschaft vielen Beifall. Wirkliche Gelehrte gestanden zwar, daß es gut geschrieben, aber dennoch ein schlechtes Gedicht, ohne Interesse, ohne Einbildungskraft, kurz — sehr langweilig sey. Es hat von

---

selten, um diese Ungunst nicht zu erklären. St. Lambert ließ auch orientalische Fabeln drucken, die mehr Beifall erhielten. Er hat auf den Grafen von H. und seine Frau ein Epigramm gemacht, welches alle seine Fabeln aufwiegt:

C'y git un viel atrabilaire;
Après l'avoir fait enterrer,
Sa veuve, n'ayant rien à faire
Se mit un jour à le pleurer.

(Wörtlich heißt das:)

Hier ruht ein zänkischer alter Mann,
Und als man ihn begraben hatte,
Und seine Wittwe müßig war,
Fing sie um ihn zu weinen an.

St. Lambert wurde 1770 zum Mitglied der französischen Akademie ernannt; man warf ihm vor, bei seiner Antrittsrede alle Welt gelobt zu haben; der Verf. der Correspondance litteraire findet ihn deßhalb sehr zu entschuldigen; er sagt: „Wie H. v. St. Lambert in die Akademie trat, hat man ihm ein Rauchfaß unter der Bedingung gegeben, daß er es nicht nur rückwärts auf die Begründer schwenke, sondern auch vorwärts auf die vorzüglichsten akademischen Nasen. Der Neuerwählte hat sein Weihräucheramt vollkommen erfüllt, es giebt keinen Pfarr-Küster, der es besser verstünde. Außer

einem Ende zum andern einen trüben, eintönigen Karakter, der sehr ermüdet, denn man sieht, der Dichter wählte ihn ausdrücklich, um als Denker zu erscheinen, und verwechselte doch nur die Schwerfälligkeit mit der Tiefe. Dieses Gedicht führte zuerst die philosophischen, romantischen, germanischen Ansprüche an die Melancolie (Schwermuth) in Frankreich ein, und außerdem noch

---

dem glorreichen Präsidenten von Montesquieu und dem Großpatriarchen von Ferney, hat auch der Abbé Condillac, Thomas, d'Alembert seinen Antheil erhalten. Ich weiß nicht durch welches Schicksal Herr von Buffon, der doch auch zu den Vierzigen gehört, vergessen ward. Fast hätte ich Lust, es wie jener Gascogner zu machen, der, vom Schloß zurückkehrend, wo er bei einer Parlamentssitzung Ludwigs XIV. die Wache gehabt, vor der Bildsäule Heinrich IV. auf dem Pontneuf still stand und zu seinen Leuten sagte: „Kameraden, salutiren wir Diesem hier, er wiegt die Andern wohl auf.“

Das Gedicht: „Die Jahrszeiten“ gab mehr wie einem Epigramm seine Entstehung. Clement machte folgendes:

St. Lambert s'enroue à nous dire:
„Mon poëme doit être bon,
„Car j'ai mis trente ans à l'écrire;
„Trente ans, vous dis-je.“ Et pourquoi non?
Il en faut autant pour le lire.

(Wörtlich:) St. Lambert sagt uns unablässig: „mein Gedicht muß gut seyn, denn ich habe dreißig Jahre daran gearbeitet. Ich sage euch: dreißig Jahre.“ — Ei warum nicht? braucht es doch so viele, um es zu lesen!

Anmerk. des Herausgeb.

die beschreibende Gattung, in welcher die Menschen, die Leidenschaften, Tugenden und Gefühle, nur Nebensachen sind, indeß Wälder, Kräuter, Felsen, Höhlen, Bäche, Abgründe und Trümmer das Hauptinteresse ausmachen. Ehemals fand gerade das Gegentheil statt; „aber wir haben das alles anders gemacht.“ (Aus Molière.) Dieser Umsturz ist die natürliche Folge des Materialismus. Indem er die Seelen austrocknete, hat er dieselbe Wirkung auf die Einbildungskraft und die Literatur gehabt. Ungeachtet ihrer Fehler werden „die Jahrszeiten“ immer einen ehrenvollen Platz in einer französischen Bibliothek behalten, denn ihre Sprache ist schön, und das reicht hin, um einem Werk Dauer zuzusichern. Wie alle Welt, las auch ich dieses Gedicht, und dachte damals ungefähr so davon, wie ich mich jezt darüber äußere. Ein andrer Schriftsteller erregte in derselben Zeit in einer andern Gattung viel Enthusiasmus; ich theilte ihn, habe ihn aber seitdem ziemlich verloren. — Es war Thomas. Seine Reden sind schwülstig, pomphaft, enthalten schiefe Gedanken, haben aber auch oft Erhabenheit der Seele und wirklichen Adel, und ich sah damals nur dieses in ihnen. Herr von Sauvigny hat meinen Geschmack an diesem Schriftsteller so lange widerlegt, bis ich seine Fehler empfunden habe. Es ist sonderbar, daß ich bei viel Natürlichkeit des Verstandes Marivaux unerachtet seiner Spitzfindigkeit, Thomas trotz seines Schwulsts geliebt habe. Aber ich war versichert, sie zierten sich nicht, ihnen war diese Form des Verstandes angeboren; ihre Fehler waren nur übertriebene Eigenschaften. Thomas hatte zu groß-

artige Ansichten, Marivaux trieb das Zartgefühl, die Feinheit zu weit. Man muß nichts mißbrauchen; darin besteht der Geschmack, dem zufolge giebt es ohne Geschmack, in der Literatur und den schönen Künsten, keine Vollkommenheit. Folgende beiden Schriftsteller: St. Lambert und früher Fontenelle, haben die Literatur verdorben; ihren Talenten zu Liebe kann man ihre Fehler entschuldigen, aber wie soll man ihnen verzeihen, daß sie so viele schlechte Nachahmer gemacht haben? Ein gewisser Cathederton, Schwülstigkeit, ein trügender Glanz entstellt fast alle Schriften von diesem Zeitpunkt an bis zu uns. Rousseau selbst ist von diesen Fehlern nicht frei; jedoch läßt er sich nur selten von ihnen hinreißen, sie hängen ihm nicht fortwährend an; seine gewöhnliche Schreibart ist schön, denn sie ist freimüthig, harmonisch und natürlich; doch als Stylist steht er weit unter Büffon und unsern andern großen Prosaisten, denn außer den schwülstigen Stellen findet sich in seinen Werken viele Weitschweifigkeit, und seine Sprache ist von Fehlern nicht frei.

Ende des ersten Theils.

